

PIERRE GREGOIRE (GREGOR STEIN):

**ANALECTA I.**

Das Lesebuch meines Lebens

PIERRE GREGOIRE (GREGOR STEIN):

ANALECTA I.

Das Lesebuch meines Lebens

1987

Editions: «De Frëndeskrees»

Diffusion: Imprimerie St-Paul, Luxembourg

Druck der Sankt-Paulus-Druckerei A.G., Luxemburg  
Copyright by Pierre Grégoire, Strassen

## Tes Mains

*Dix agents créateurs  
que l'esprit dirige,  
dix caresses pendantes  
que le cœur fait vibrer,  
dix prières unies  
que l'âme transfuse,  
dix miracles sans gloire  
que Dieu a bénis!*

## A Octavie

Complément parfait de ma nature,  
pour ses quatre-vingts ans  
(qui sont aussi les miens).  
16. 11. 1986 - 9. 11. 1987

## Zur Genese eines Titels

*Im schönsten Mai Europas, dem des Jahres 1945, als die Bomben- und Granaten-, Revolver- und Gewehrblüten über Nacht verwelkten, während die Naturblumen wieder herrlich zu sehen waren, fast wie am ersten Schöpfungstage, ging in mir, dem Heimkehrer aus Himmlers Vernichtungslager, die Idee zur Gründung einer neuen Heimatzeitung auf, die, von der Momentstimmung gezeugt und aus der allgemeinen Weltlage heraus geboren, eine Umstellung durch die Neuordnung luxemburgischer Zustände mitvermitteln sollte.*

*Im Buche: "Mensch, der Krieg ist aus!" von Werner Filmer und Heribert Schwan (Econ Verlag, Düsseldorf/Wien, 1985) erzählte ich, vierzig Jahre später, die kurze Entstehungs- und Verheugungsgeschichte so:*

*"National markiert, sollte sie bereits im Titel 'ELO' zeigen, daß sie sowohl das Augenblicksgeschehen scharf umreißen als auch Menschen und Institutionen sondieren sollte. Dreisprachig mußte das kritisch und spritzig informierende Blatt sein: luxemburgisch, französisch und deutsch. Aber dann wurde doch ein Fünftitelunikum daraus. Einem Vorspruch in englischer Sprache: 'Father in Heaven, please, let me score a success! You appealed to me and asked me to do a job, to do it well and to do it at once. See me do it NOW!' hätte das Leitwort: 'NUNC est hora!' Urgenz testiert... Vierzehn Tage später, beim Rückflug in die Heimat, war das Geschriebene bereits zum Vergessenen geworden..."*

*Ich kehrte in meine Vorkriegsschriftleiterstellung zurück und verwirklichte auf dem Umweg über die "Warte"-Kultur-*

*beilage den untergründig weiterschwelenden Gedanken geringsteilig in dem, was zwischen Mai 1953 und Februar 1959 "Der Lichtstock" hieß.*

*Wieder fünfundzwanzig Jahre später, als meine politischen Wirk- und Wirrgänge abgetan und überwunden waren, spielte sich der Plan erneut in mein Gedächtnis vor und verführte mich zu einer Wiederaufnahme des "Lichtstock"-Unternehmens, freilich unter gewandelten Verhältnissen, wenn auch nach alten Erkenntnissen und bleibenden Einsichten. Nur forderte der frühere Titel seine Versetzung in das heimatliche Sprachmilieu und damit seine Übersetzung ins Gutluxemburgische. Zufriedenheit schaffte erst der verbale Rückgriff auf die vergessenen Wachsäden unserer Väter, die "Eenchen" oder "Eentchen" aus unsern Kindertagen, welche auch wohl "Lüchtebengelchen" genannt und zu Mariä Lichtmeß kirchlich gesegnet wurden.*

*Für ein Weilchen sollten diese "Eentchen" angezündet werden zur Beleuchtung dessen, was sich hienieden zutrug, bevor sie ihren letzten Zweck, ein Licht für den Toten zu sein, erfüllen müßten! –*

*Nach einer längeren Überlegenszeit erschien auch diese Bezeichnung mir, obschon sie ihre Herkunft aus dem Sprachschatze des Volkes nicht leugnen konnte, als zu sehr dem einheimischen Verbalgedächtnis entfallen, als daß ihr die eigene Revivifikation über den einen kleinen Editionsweg gelingen könnte. So verwarf ich auch sie und ersetzte sie durch die minder genuine, aber treffendere, kürzere und mehr Wucht und Wert enthaltende "De Klu". Selbst dieses Gebilde vermöchte, nach guten Dienstleistungen, noch ein gültiger Nagel zu meinem Sarge zu sein, sobald einmal die allerletzten Werkstunden vorüber wären!*

*Bei der wiederholten Überprüfung dieses für eine Vorstellung fast grämlichen Ausklanges spielte sich in mein Nachdenken der Vorschlag ein, die zehn Hefte eines jeden Jahrgangs, gleich gesammelt und gebunden, als einmalige Zusendung, an die Subskribenten zu liefern und damit wieder an den Ausgang aller Vorlieben und Sonderwünsche bei den Werkveröffentlichungen zurückzukehren. Und das meinte, die Tradition eines*

*Buches pro Jahr setze sich fort, nur sei die Publikation deutlich als Jahrbuch-Sammelband gekennzeichnet; damit dürften sämtliche Werktitel, vom "Lichtstock" bis zum "Klu", als erledigt gelten; es bleibe bei den Analecta, die ja das necplusultra der "choses choisies" seien!*

*Und es blieb.*

*Dann aber begann das Wagnis, mich, auf Grund des zuletzt erlebten Buch-"erfolges", so zu dauern, daß ich mehr und mehr erwog, nun endgültig Schreibeschluß – oder zum mindesten Publikationsschluß – zu machen und die eingemappten Manuskripte für die glücklichen Erben vergilben zu lassen. Aus den Überlegungen ergab sich jedoch ein fiktives Interview, das aus meinem sechzigjährigen Schriftstellerleben die nachfolgende Privatkulturbilanz zu ziehen unternahm:*

*Der Schriftleiter: In der literarischen Welt wird erzählt, Sie hätten einen neuen Roman unter der Feder.*

*Der Autor: Wie in manchen anderen Dingen, so ist auch die literarische Welt in litteris schlecht informiert. Die Wahrheit ist, daß nach dem geradezu rasanten Mißerfolg meines alten Romans ich keine Lust nach einem neuen Verlegerabenteuer empfinde.*

*Der Schriftleiter: Sie meinen das Werk: "Kinder der Angst sind wir alle". Ja, wo Sie selber Furcht säen, dürfen Sie keine Frohsinnskäufe erwarten.*

*Der Autor: Obschon wir doch erlebt haben, daß gruselige oder blutrünstige Aufschriften eher anzulocken als abzuschrecken scheinen. Je wilder und gewaltverheißender die Etiketten, umso behender im Zugreifen erweisen sich die Giftschluckler und Blutlecker der Zeit. Hätte ich meinen Roman: "Haschisch gegen die Langeweile" genannt, so wären nicht einundsiebzig sondern siebenhundertundzehn Exemplare subskribiert worden. Der Inhalt hätte derselbe bleiben dürfen.*

*Der Schriftleiter: Sie meinen also auch, die Aufklebemarke wäre entscheidend in der Frage des käuflichen Erwerbs?*

*Der Autor: Ich meine im Gegenteil, daß es mehr um die Absichten des Gestalters geht: ob er seinen möglichen Lesern*

*die volle Wahrheit sagen oder recht sorglich einhüllen möchte! Mir geht es um den bedrohten Menschen in einem tödlich wirkenden Milieu, nicht nur um das leibliche Geschöpf, sondern auch um das gottesbewußte Wesen, das um sein seelisches Heil bangt, obwohl es weiß, daß der zur Unrast gewordene Weltbürger von heute auf sämtliche Anrufe des Ewigen zu pfeifen pflegt.*

Der Schriftleiter: *Sie dürfen es den Zeitgenossen nicht verdenken, wenn sie ihre Unruhe lieber an heiteren als an tragischen Abenteuern zu verwirken wünschen.*

Der Autor: *Ich verdenke ihnen überhaupt ihre Vergeßlichkeit, die sie am Wesentlichen ihres Seins bekunden. Ihre tägliche oder stündliche Wahl zwischen Weinen und Lachen, Fasten und Schmausen, Geben und Nehmen, Bereuen und Sündigen, Beten und Fluchen braucht keine Aufmunterung, denn mühe- und gedankenlos weisen sie jeweils das erste zurück und ergeben sich dem zweiten.*

Der Schriftleiter: *Mit gewichtigen Ausnahmen immerhin!*

Der Autor: *O ja, einundsiebzig von tausend machen Anstrengungen, um – wie sagen sie's? – der christlichen Kultur zu dienen. Dem tätigen Leichtsinn der Andern gegenüber offenbaren sie etwas wie den ernstesten Glauben an Gott durch ihren Versuch, mit einer "schweren Lektüre" in Gottes Namen fertig zu werden.*

Der Schriftleiter: *Sie gestehen also ein, daß Ihr Buch nicht leicht zu lesen sei?*

Der Autor: *Ich gebe nur zu, daß der Roman die Zustands-schilderung einer Nationalgemeinschaft unter brutaler Diktatur versucht und am Exempel etlicher Opfer des Regimes die körperliche, geistige und seelische Reaktion der Verfolgten bis an die allerletzte Grenze der Hoffnung auf Befreiung unternimmt. Das äußerliche Geschehen, die Handlung an sich liest sich wie jede andere Abenteuergeschichte, nicht leichter und nicht schwerer. Das, was man schwer nennt, nein, das, was so manchen Lesern schwer fällt, ist die gedankliche Auswertung der Ereignisse oder, wie wir das früher heißen mußten, die Nutz-*



*anwendung der individuellen Erfahrungen auf die Allgemeinheit der Augenzeugen. Und diesen stetigen Bezug auf ihr eigenes Ich mögen die auslaufenden Besinnungsräderwerke des modernen Genußmenschen nicht.*

*Der Schriftleiter: Könnte die Enthaltung unserer Luxemburger nicht doch eher von der Häufung jener Schreckensszenen herkommen, welche allen Diktaturen eigen sind?*

*Der Autor: Ihre Frage enthüllt mir zweierlei: zum ersten, daß auch Sie, als Schriftleiter einer kulturbewußten Tageszeitung, zu den "Enthaltern" gehören, was mich begreifen läßt, weshalb nicht einmal die Presse Notiz vom Buche genommen hat; zum zweiten, daß Kriminalromane, die auch hierlands zu Reißern werden konnten, mehr Grausamkeiten, Leichen, Schrecken und Mörderieen enthielten, als mein Roman nur anzudeuten wagt, und dennoch von Tausenden wahrlich genossen wurden. Es ist also nicht Abscheu vor gewissen Härten, die unsere Landsleute Abstand nehmen läßt vom Buche; es ist das Zurückschrecken vor den Denkanstrengungen und den immer fälligen, stets mit unterlaufenden Gewissenserforschungen. Neunhundertneunundzwanzig vom Tausend mögen das nicht. Dennoch möchte ich nicht annehmen, daß der Pegelstand unserer Heimatkultur von den Einundsiebzigvontausend repräsentiert wird. Das wäre ein erschreckendes Minderwertigkeitszeugnis für unsere sogenannte "Intelligentsia".*

*Der Schriftleiter: Sie dürfen doch unsere künstlerischen und literarischen Absatzmöglichkeiten nicht an denen der Nachbarländer messen!*

*Der Autor: Es geht mir nicht um die Absatzmöglichkeiten, sondern um die kulturellen Einsatzwilligkeiten unserer "gebildeten Oberschicht", die nur in der Einbildung eines Illuminaten, wie ich es bin, zu existieren scheint. Es gibt wohl eine erkleckliche Anzahl von gutsituierten Bürgern mit Universitäts- und Mittelschuldiplom, die, wenn nur der zehnte Teil davon alljährlich ein Heimatbuch erstünde, unseren gesamten Kunst- und Literaturbetrieb in seiner unbestreitbaren Wertigkeit zu sanieren vermöchte. Sie stellten dann wirklich das dar, was sie in secreto zu sein behaupten: die mittätige und mitschöp-*

*ferische Repräsentanz unserer Nationalkultur im besonderen und der Weltkultur im allgemeinen. Dann wären sie allerdings nicht einundsiebzig von tausend, sondern dreitausend wirkliche von zehntausend möglichen Bildungsträgern.*

*Der Schriftleiter: Sollte nicht doch ein klein wenig Verbit-  
terung in Ihren Ausführungen mitreden? Auch in andern Län-  
dern gibt es das Phänomen der Indifferenz gegenüber besseren  
Geistesschöpfungen. Dürfte ich, weil es mich eben in diesem  
Augenblick beschäftigt, an das Faktum erinnern, daß vor  
genau zweihundertzweiundzwanzig Jahren der "Vikar von  
Wakefield" des Engländers Oliver Goldsmith weder von der  
Presse noch von den Lesern zur Kenntnis genommen wurde.*

*Der Autor: Und das Werk wurde dann später doch zu  
einem Welterfolg, ich weiß. Nur sind die Zeitumstände von  
heute nicht mit denen von damals vergleichbar. Aber auch  
davon abgesehen: die öffentliche Meinung tat dazumal nicht,  
als ob sie das Buch gelesen und als Nichtigkeit verworfen hätte.  
Hierzulande ist es nämlich so; die sogenannte Intelligenz verur-  
teilt das Werk als "schwer lesbar", bevor sie darin Einsicht  
genommen hat. Sie selber haben es, als Einer für Alle, seit dem  
Beginn unserer Zwiesprache bewiesen.*

*Der Schriftleiter: Weil ich von der Besonderheit Ihrer frü-  
heren Schöpfungen auf die neueste schloß!*

*Der Autor: Es war eine allzu rasche Schlußfolgerung, die  
freilich das Gewicht meiner Anschuldigung, von der Quantität  
der visierten Schriften her, nur verstärken kann: ob ich die Zahl  
einundsiebzig durch ihre behäbige Schwester dreihundertdrei-  
unddreißig ersetze – das ist der Durchschnitt meiner Buchbe-  
zieher –, so bleibt immer noch die erdrückende Menge der  
Nichtbezieher, die ihr Verdammungsurteil sprechen, ohne  
jemals eine meiner Publikationen zwischen den Deckeln  
beäugt zu haben.*

*Der Schriftleiter: Ja, Sie haben eben, von der Zeitung her,  
den Ruf eines Literaten, der immerfort zu ermüdenden Denk-  
anstrengungen verpflichtet will.*

*Der Autor: Gewiß, das wollte ich, und die allermeisten  
unserer "Kulturleuchten" wollten und wollen das Gegenteil.*

*Doch reden wir einmal offen von der "Schwerlesbarkeit" meiner Schriften. Zu diesem Kapitel möchte ich, ohne mich überheben zu wollen, auf die Paragraphen hinweisen, welche Johann Gottlieb Fichte in der Vorrede zur "Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre" seinen Kritikern glaubte vorhalten zu müssen. Im Wesentlichen glichen sich meine möglichen Repliken, falls sie ihren eigenen Ausdruck suchen wollten, den Fichteschen Überlegungen an. Warum sollte ich mir nicht seinen Wortlaut zu eigen machen, wenn mein Widerlegungswille an seinem älteren und höheren Abweisungsakte sein Genügen findet? Er erwiderte also dieses:*

*"Ich habe viele Klagen über die Dunkelheit und Unverständlichkeit des bis jetzt bekannten Teils dieses Buchs, wie auch der Schrift: 'Über den Begriff der Wissenschaftslehre', gehört.*

*Gehen die die letztere Schrift betreffenden Klagen insbesondere auf § 8 derselben, so kann ich allerdings unrecht gehabt haben, daß ich die bei mir durch das ganze System bestimmten Grundsätze desselben hingab, ohne das System; und mir von den Lesern und Beurteilern die Geduld versprach, alles so unbestimmt zu lassen, als ich es gelassen hatte. Gehen sie auf die ganze Schrift, so bekenne ich im voraus, daß ich im Fache der Spekulation für diejenigen nie etwas Verständliches werde schreiben können, denen sie unverständlich war. Ist jene Schrift die Grenze ihres Verstehens, so ist sie die Grenze meiner Verständlichkeit; unsere Geister sind durch diese Grenze voneinander geschieden, und ich ersuche sie, mit dem Lesen meiner Bücher nicht die Zeit zu verderben. – Habe dieses Nichtverstehen einen Grund, welchen es wolle, es liegt in der Wissenschaftslehre selbst ein Grund, warum es gewissen Lesern immer unverständlich bleiben muß; der, daß sie das Vermögen der Freiheit der inneren Anschauung voraussetzt. –*

*Dann verlangt der philosophische Schriftsteller mit Recht, daß der Leser den Faden des Rasonnements festhalte, und nicht Vorhergegangenes vergessen habe, wenn er bei dem folgenden steht. Etwas, das unter diesen Bedingungen nicht verstanden werden könnte, und nicht notwendig richtig verstanden werden müßte in den Schriften – ist mir wenigstens nicht bekannt; und*

*ich glaube allerdings, daß der Verfasser eines Buches selbst bei der Beantwortung dieser Frage eine Stimme habe. Was vollkommen klar gedacht worden ist, ist verständlich, und ich bin mir bewußt, alles vollkommen klar gedacht zu haben, so daß ich jede Behauptung zu jedem beliebigen Grade der Klarheit erheben wollte, wenn mir Zeit und Raum genug gegeben ist...*

*Viele sind mit diesen Worten visiert worden, doch nur wenige werden das hintergründig mitschwingende und leicht abgewandelte Zitat von Lichtenberg auf sich bezogen haben: Wenn ein Buch und ein Leser zusammenstoßen und die Texte klingen schwer und undurchsichtig, so muß das nicht unbedingt an der Schrift liegen.*

*Der Schriftleiter: Das dürfte wohl zutreffen und doch nicht genügen, um Sie die Feder nun in den Papierkorb werfen zu lassen. Haben Sie wirklich vor, als Mann, der noch Vieles zu sagen hätte, unter die Schweiger zu gehen? Stimmt es, daß Sie nichts mehr erzählen wollen?*

*Der Autor: Es stimmt und stimmt auch wieder nicht. Sehen Sie hier die beiden Entwürfe: "Meine vier Enttäuschungen" und "Jukli und Sprenzli, die Geschichte einer ungewöhnlichen Ehe"!*

*Der Schriftleiter: Und das wollen Sie uns vorenthalten, bloß weil Sie verärgert sind?*

*Der Autor: Bloß weil ich den Glauben an die heimatische Leser- und Zuhörerschaft verloren habe! Noch drei "Lesebücher" werde ich drucken lassen, weil die Manuskripte dazu längst bereitliegen. Dann möchte ich diese ungewöhnliche Ehegeschichte zu Ende erzählen, für mich allein und nicht für irgendein unaufmerksames Publikum. Noch weiß ich nicht, ob es ein heiterer Roman wird sein können, da die Heiterkeit, die echte, rechte Heiterkeit, als warme Ausgeglichenheit von Herz und Geist und Seele, nicht so leicht zu erwerben und, wenn schon erworben, auch durchzuhalten ist. Ich werde sehen.*

*Der Schriftleiter: Und dann?*

*Der Autor: Ja, dann wird eines von Dreien geschehen: Entweder wird in Bälde unser Europa, der übersättigte, aber*

*kinderlos, gedankenlos, glaubenslos, gott- und hoffnungslos gewordene Halbkontinent endgültig zu Fall kommen und aus der schöpferischen Weltgeschichte, als technisch vollendete, aber innerlich ausgelaugte Menschenwüste, ausgeschlossen werden;*

*oder ich werde vor der Katastrophe abberufen werden von meinem irdischen Sicht-, Denk- und Sageposten:*

*oder ich werde ruhig abwarten und mitsamt meiner Frau das achtzigste Lebensjahr durchschreiten; es soll ein sanfter Gang sein in die Weisheit und also in die höchste und stillste Verruhung des Geistes hinein, gemäß dem Willen des schöpferischen Wesens, das über das Zeitliche hinaus zu lauschen und vom Ewigen herüber manches zu vernehmen weiß.*

Poetica, politica, philosophica  
theologica

# Das neue Spiel vom Heiligen Willibrord

*Gewidmet den  
Erst-Willibrordianern von Weilerbach  
im Gedenken an den  
heimgegangenen Freund und Mit-Initianten  
WILLY SCHMIT.*



*ORT UND ZEIT DER HANDLUNG:  
Abtei, Abteihof, Basilika und Basilikavorplatz  
in Echternach  
am Pfingstdienstag des Jahres 1246.*

## Personen im Spiel

*Yolanda*, sechzehnjährige Gräfin von Vianden;  
*Heilewif*, deren Zofe und Vertraute;  
*Marguerite de Courtenay*, die Gräfinmutter;  
*Elisabeth von Hengebach*, Priorin und Yolandas Tante;  
*Walter von Meysemburg*, Dominikaner, Yolandas Berater;  
*Thomas von Chantinpré*, Prior aus Löwen;  
*Heinrich von Luxemburg*, demnächstiger Bischof von Riga;  
*Walter von Haren*, Abt von Prüm;  
*Richard*, Abt von Echternach;  
Sänger, Geistliche und Pilger.

I.

*Pfingstprozessionspilger schreiten über den Vorplatz der Kirche in die Basilika hinein. Sie beten gemeinsam das Pater noster:*

.....  
sed libera nos a malo. Amen!

*Eine kräftige Einzelstimme:*

Ora pro nobis, sancte Willibrorde!

*Zwei Chöre aus dem langen Pilgerzuge singen abwechselnd und strophenweise, der eine die lateinische Urfassung, der andere die deutsche Übersetzung des Adam-de-Saint-Victorschen "Qui procedis ab utroque".*

Qui procedis ab utroque,	Der Du kommst vom Doppelstamme,
Genitori genitoque,	Urglanz hier und dorten Flamme,
Pariter, Paraclite,	Gleicherweise, Heiliger Geist!
Redde linguas eloquentes	Laß die Zungen feurig reden,
Fac ferventes in te mentes	Geistesinnig mache Jeden,
Flamma tua divite!	Aus der Glut, die in Dir kreist!

Amor Patris Filiique,  
Per amborum et utrique

Compar et consimilis,  
Cuncta reples, cuncta foves,  
Astra regis, coelum moves,

Permanens immobilis.  
Lumen carum, lumen  
clarum,  
Internarum tenebrarum

Effugas calliginem;  
Per te mundi sunt mundati

Te peccatum, te peccati

Destruis rubiginem.  
Quia tantus est et talis  
Quantus pater est et qualis

Servorum humilitas,  
Deo Patri Filioque,

Redemptori, tibi quoque

Laudes reddat debitas!

Vaterlust mit Sohnesliebe,  
Nährt in Dir die gleichen  
Triebe,  
Ebensichtig, ähnlich groß.  
Alles füllst Du, alles hegst Du,  
Sterne leitest, Welt bewegst  
Du,

Immerdar doch regungslos.  
Frohes Licht und helle  
Leuchtung,  
Dunkler Innennebel  
Feuchtung

Hat an Dir nichts, was sie hält.  
Alles läuterst Du auf  
Gründen,

Wo der Sünder und der  
Sünden

Fäulnis in die Nichtung fällt.

Da so weit, so auserlesen,  
Wie des Vaters, ist Dein  
Wesen,

Dienstbare Ergebenheit,  
Gleich dem Vater und dem  
Sohne

Sei, Du Gottgeist, nun zum  
Lohne

Sühneliedsam benedeit!

## II.

*Aus der Abtei treten auf die Freitrepppe Yolanda und Heilewif, diese von jener mehr geschleppt als gestützt. Für eine längere Weile setzen sie sich auf den Stufenvorsprung. Heilewif ringt nach Atem.*

*Heilewif:*

Verzeih die üble Flucht! Doch alles schwankte  
um mich, die leider nicht zur Ruhe kam.

Und herrlich stille war es doch. Ich kniete

bereits im Vorraum einer Lust, die mehr als Horchung war. Verhieß sie schon Erhörung? Ich weiß es nicht. Der Schwindel kam und nahm mir alles Denken weg. Nun bin ich müde.

*Yolanda:*

Ach, müde sind wir beide, du und ich, am wenigsten im Körper und am stärksten wohl in der Seele, der Gewalt geschah. Im Geiste wirkt die Laßheit heimlich weiter, bis sie den Willen annagt und das Ichsein vergehen läßt in einem Anderssein. Wir haben Dem, der uns zu formen wünscht, wie er es will, getrotzt und widerstanden, nur Gottes wegen, und verfallen nun der Schwäche, die des Teufels werden könnte, wenn wir uns gleiten ließen. Willibrord jedoch, dem wir die Hoffnung unserer Herzen dort drüben opferten, wird unser Halt sein.

*Heilewif:*

Vielleicht war's doch ein Fehler, daß wir heimlich die Burg verließen, um in Echternach den besseren Schutz des Heiligen zu suchen und hier zu fordern, was die Welt nicht gab!

*Yolanda:*

Zu fordern nicht, nein, gotteswarmen Herzens um seine Huld zu flehn!

*Heilewif:*

Wie könnten wir noch beten, wo Behinderungsgewalten das Eigentun uns stündlich überbauen?

*Yolanda:*

Der gute Wille, dem wir, mehr als jenen, gehorchen müssen, wirkt und schafft und ruft uns Gnadenkräfte, welche heimlich hinter der Höchsthinderung den sicheren Sieg der innerlichsten Vokation uns nicht verhindern lassen.

*Heilewif:*

Laß uns denn der Schwächung  
durch neue Willensstöße Trotz gebieten  
und an der bestgesegneten Voluntas  
uns geistig höher hissen!

*Sie schauen zur Basilika hinüber, knien nieder und flehen  
mit hörbarer Innigkeit.*

*Yolanda:*

Auch du warst eine Gottesgabe,  
erwünscht, erwartet und erfleht  
aus Vaterlust und Mutterlabe,  
du fleischgewordenes Sturmgebet!

*Heilewif:*

Behütet gingst du im Gesetze  
der alten längst bezirkten Welt  
und fandest jünglings dich im Netze  
des fremden Willens abgestellt.

*Yolanda:*

Dein Weg lief nicht im Wunsch der Ahnen,  
denn höher als ihr Ziel war deins:  
aus vorgeschauten Herrgottsbahnen  
erwuchs der Undank deines Neins.

*Heilewif:*

Die Härte war nur höhere Heißung  
der Liebe, die ihr Recht erkor,  
bevor sie nach der Klosterweisung  
sich haltlos an den Herrn verlor.

*Yolanda:*

Der Ruf, dem sich Apostel stellen,  
fand dich zu Leid und Tat bereit.  
Dich schreckten niemals Meereswellen:  
Seefahrer Christi, benedeit,  
doch fremd auf unserm Kontinente  
der Halbheit, die sich selbst gefällt,  
erwirktest du die Gnadenrente

zur Flucht aus der verbösten Welt.  
Du kamst und gingst als Wunderbote,  
o Willibrord, der Krone zu.  
Nun sieh auch mich im rechten Lote  
und laß mich Botin sein wie du!  
Bin ich so ganz in deinen Händen,  
erkannt, daß ich berufen bin,  
dann laß daheim sich alles wenden:  
das Vaterherz, den Muttersinn  
und jene, die sich Freunde nennen  
in dieser kalten Zeitlichkeit!  
Nur mich laß seelisch weiterbrennen  
im Feuer deiner Heiligkeit!

*Heilewif und Yolanda:*

Drum bitte, daß der Allverzeiher  
an uns vollende seine Wahl!  
Verhilf uns rasch zum grauen Schleier  
der Bräute im Marienthal!

*Heilewif:*

Fühlst du nun auch, wie ich, Yolanda?  
Mit ihm, dem großen Heiligen, sind wir hier  
und jetzt in der Präsenz des Allerhöchsten.

*Yolanda:*

O Willibrord, unsagbar hart und rauh  
und weit war jener Weg zur Heiligkeit,  
den du gewollt hast. Gib nun, daß auch wir  
nach unserer eigenen Wahl den unsern gehn  
in deiner Leitung und in deiner Bindung!

*Heilewif:*

Wir schöpfen unter deiner Zeugenschaft,  
so im beseligten Vorüberbeten,  
in uns hinein den Vierzig-Tage-Ablaß,  
den jüngst der Heilige Vater uns vermachte.

*Wie von ungefähr richtet Heilewif den Blick zum Basilika-  
eingang, stutzt und stößt einen leichten Schreckruf aus, den  
Yolanda zuerst überhört.*

*Yolanda:*

Laß alles friedlich überwunden sein,  
was uns, wie einst, im Geiste schwächen könnte,  
sofern es unsere Seele nicht zermürbte. –  
Was hast du, Heilewif?

*Heilewif:*

Sieh dort die Gräfin – und dahinter auch  
die Klostertante, Frau von Hengebach!

*Yolanda:*

Die Körperschwäche trübt wohl auch dein Auge! –  
Doch nein, du hast nur allzu recht gesehn. –  
Auf Pilgerfahrt zum Heiligtum auch sie?  
Unglaublich fast und dennoch wahr! Das will  
mir bestes Omen für ein neues Treffen  
und mehr als trostverheißend hier im Banne  
des heiligen Willibrord erscheinen.

*Heilewif:*

Die Zürnende als Pilgerin vor ihm?  
Heut freudespierend, wo sie gestern fluchte?  
Solch jäher Wandel kann mich nur erschrecken.  
Ich habe Angst, Yolanda!

*Yolanda:*

Ach, wozu?  
Wirst du mit einem Male kleinen Glaubens  
im Schattenschwund des reinen Morgenwunders,  
das in der Kirche wir erlehten? Angst?  
Die Angst hat nur das Nichts zur Voraussetzung.  
Im Nichts haust Satan. Dürfte in mir Nichts sein,  
wenn Gott mich auffüllt? Müßte ich, wie du,  
nun zittern, wäre es vor Ihm, den ich  
Allhier-Allda und Ganz-in-mir zu nennen  
auch weiterwage.

*Heilewif:*

Ja, wir wissen es  
und sind Ihm hörig. Kommen aber wird sie  
und ihren Jähzorn stacheln, um erneut  
die Not in uns mit Pein zu nähren.



Ich aber habe Hunger nach dem Unschrei,  
der in den Blumen, auf den Türmen  
wie dort im Tabernakel ruht.  
Ich dürste nach dem absoluten,  
dem allertiefsten Ausgestilltsein  
und nach der allerhöchsten Horchung auf  
den stummen Ruf des innerlichsten Aves  
in die Unendlichkeit hinüber.  
O schweigen, um zu hören!  
Noch intensiver schweigen,  
um der Engel Atemzüge zu vernehmen,  
die um des Hohen Vaters Antlitz wehn!

*Yolanda:*

Zumeist ist Schweigen dann nichts weniger  
als stärkeren Lauschens Hingegebenheit  
an die mit Ewigkeit durchtränkten Worte  
der Stimme, welche aus den Wolken spricht,  
in einem Dialog, der das Geheimnis  
von Schöpfer und Geschöpf zu bleiben hat.

Denn Gott braucht Stille für den Überschwang  
des Schweigens, das zum Donner Seiner Schreckung  
gleich hinter meiner lauten Untat  
wie auch zum Dauereinton Seiner Horchung,  
hinunter in mein Guttun, werden kann.  
Allein Sein Ausruhn im Silentium  
der Dinge wird erfüllt als gute Lauschung  
der Jenseits-Sphäre, deren Friedlichkeit  
mich also überstillt und überschweigt,  
daß es die Beterworte meiner Seele  
in der unendlichen Unhörbarkeit,  
in der entweltlichten Unstörbarkeit  
so schlicht wie wunderbar erhörbar macht.

*Heilewif:*

Ich lausche, doch Er redet nicht zu mir.

*Yolanda:*

Zum Wort läßt Ihm der Schwätzer keinen Raum.

*Heilewif:*

O heiliger Willibrord,  
ich höre deine Glocke läuten,  
wie leise sie auch tönen mag.  
Es ist dein Ruf,  
es ist durch deinen Mund  
ein Ruf der Ewigkeit.  
Vielleicht ein Windstoß, der vorbei geht,  
vielleicht ein Vogelflügel, der das Erz traf!  
Und dann ist wieder Stille.  
Ich höre ihn und horche tiefer und  
ich horche recht: es ist und bleibt,  
es tönt und wellt so leise, daß es  
weit über jedes Weltgehör hinausgeht.

*Yolanda:*

Musik des Absoluten ist wohl nur  
dem Unschrei und dem Nichtlärm zugekehrt.  
Sie wahrt im Braus noch Maß und Harmonie  
und weckt im Hörenden die höchste Horchung  
auf Seine Gnade, die den Laut verschönt.  
Denn Schönheit ist ein Abglanz Seiner Ordnung,  
die den Exzeß, im Flehen wie im Fluchen,  
im Weinen wie im Jubeln, streng verpönt.  
Hier ist die Zeit so ausgelärmt,  
daß deine Stille, als die Stimme Gottes,  
den Lauscher mit hinauf  
in Seine Horchung schreckt.  
Ja, du erspürst Sein Hergeneigtsein,  
das dir allein zu gelten scheint,  
und weißt vor lauter Betenwollen  
nichts mehr zu sagen als:  
Mein Herr, Du, und mein Gott!  
Und dann ergießt das Summum deines Schweigens  
sich in des Urseins Lautenlosigkeit  
hinab: Fließ mit hinunter! Sinke ein,  
und du wirst wissend werden!

*Heilewif:*

Und weiß sofort, daß auch das Unbill naht.  
Da ist es schon!

### III.

*Marguerite de Courtenay, Gräfin von Vianden, und Elise von Hengebach, Yolandas Tante, erscheinen auf der Abtreppe. Jene tritt sofort vor die Tochter hin.*

*Die Mutter:*

Encore une de vos fugues, ma fille!  
Ihr werdet mir dennoch in Händen bleiben.

*Yolanda:*

Nein, Mutter, flüchtig bin ich nicht vor Euch;  
ich nehme meine Zuflucht nur zu Denen,  
die gerne von viel höheren Thronen her  
mir Kräfte leihen zur Bekräftigung  
der Wahl, die ich schon längst getroffen habe.  
An diesem Tage ist's der klare Pfingstgeist,  
und hier Sankt Willibrord, die ich bestürme.

*Die Mutter:*

Ihr ruft sie wider mich und mein Gebot.

*Yolanda:*

Ich rufe sie für mich und die Berufung,  
die mir, Euch lang voraus, der Herr bestimmt hat.

*Die Tante:*

Das Schloß wollt Ihr verlassen, Heim und Gut  
und jede Sicherheit, die sie gewähren?

*Yolanda:*

Die Burg war Heim mir, und ein Heim  
war Seine Burg. Und doch entsagte Er  
der dörfischen Geborgenheit,  
um Seinen Marterpfad zu gehen?  
Hinein will ich in Gottes Ordnung,  
in der ich manches Übergut besitze  
und auch gesichert bin auf ewig.

*Die Tante:*

Und gebt die ganze goldene Freiheit auf?

*Yolanda:*

Die Freiheit ist nicht uferlos hieraußen,  
liegt sie doch eingebordet im Gesetze.  
Seht, meiner jungen Frohnatur  
ist längst sie eingegeben als ein Recht  
und eine Pflicht zur Selbstverwirklichung.

*Die Gräfin:*

Das sind nur Worte, die Ihr sprecht  
und halb begreift. Noch seid Ihr Kind,  
in allen Gliedern schwach  
und eine leichte Beute der Gefühle.  
Drum prüft erneut auch hier die Kräfte an  
den harten Widerkräften dieser Welt!

*Yolanda:*

Ihr seht an mir nur Fleisch und Form, Ihr ahnt  
Empfindungen in mir und wißt nicht viel  
vom Logos, welcher Willensmitte  
in meinem Wollen ist.  
Ich will kein Erdenparadies,  
denn himmelsüchtig ist mein Sinn.

*Die Repliken der Gräfinmutter werden immer heftiger. Ihre  
Unrast muß sie in Hast verwandern.*

*Die Gräfin:*

Hat Gott nicht auch verlangt, daß in der Welt  
Ihr wirkt, um Samen auszustreuen, auf daß  
sie Früchte bringen für die Ewigkeit?

*Yolanda:*

Ahnt Ihr denn nicht, wie viele Menschen  
der Herr durch mich zu formen wünscht,  
wenn ich zur rechten Zeit ihm angehöre?  
Und ängstet Euch noch nicht der Hinweis auf  
die Massen, die verloren gehen,  
wenn ich zu spät mein Ziel erreiche?  
In Ihm bin ich befreit. In Ihn hinein  
bin ich entkettet, und Ihr wollt  
mich immer noch in Erdenfesseln schlagen!

Ihr haltet mich gefangen zwischen Nacht-  
und Morgensturm und hindert mich,  
die Lampe Christi anzuzünden.  
Weshalb wollt Ihr der Macht des Bösen  
mich in die Fänge liefern?  
Ich sprach zur Anima, und sie gibt Antwort  
durch mich in Eurer Sprache:  
Mich ruft die Liebe Christi, –  
wie dürfte ich da Nein zu sagen wagen?  
Und wie vermöchtet Ihr von Gottes Güte  
mich zu scheiden, ohne daß  
sie Euch verloren ginge?

*Die Gräfin:*

Indem ich Euch im alten Burgverlies  
aufs neue Nacht und Einsamkeit  
zu trinken gäbe!

*Yolanda:*

Noch ist und wirkt die Hora Crucis,  
die mir der Herr durch Euch bereitet, –  
o, ich weiß es und ich bin  
ihr schon ergeben.

*Die Tante:*

Und der Schmerz in Euch?

*Yolanda:*

Er ist bereits die Sprache im Gefühl,  
durch die der Herr mir Seine heilighohe  
Präsenz erkennbar machen möchte.

Das Leid, von Liebe überweht, durchstrahlt  
vom Glauben, am fernsten Hintergrunde  
der menschlichen Bestimmung transparent  
geworden, blüht und duftet im Geheimnis  
des Herrn, Der spielerisch, durch Letternwurf,  
die Not im Ton, das Leid im Lied erlöst.  
Sein ist das Spiel zuerst, das meine dann,  
wenn mir, durch Euch, der Wille gar zur Qual wird:  
ich muß ja diese, ohne zu erschwachen,

in Seelenlust verwandeln und dann sehn,  
mit welchen Himmelsmitteln der Begnadung  
ich, büßig, sie Entzückung werden lasse.

Ich halte stets den Seelenkelch bereit  
und hebe ihn der nächsten Stunde zu.  
Wer weiß schon, wie die Gottesgaben fallen:  
zwei Tropfen Leid in einen Tropfen Glück,  
vielleicht auch umgekehrt – ein Häuchlein Balsam,  
das über sieben neue Schmerzen streicht,  
und jede Pein ist eine andre Gnade?  
Zum Monstrum wird allein der Gnadenlose.

*Die Gräfin:*

Da ist und wirkt sie wieder, nehmt es wahr,  
die freche diabolische Emprise!

*Yolanda:*

Wo immer der Verwirrer walten möchte,  
da tritt er auf als "maître des plaisirs",  
nicht aber als Verkünder der Askese  
und Knecht der Pietät.

*Die Gräfin:*

Ihr plappert nach des Meysemburgers Munde.  
So sehr hat Euch der Tor betört, daß Ihr  
das Redgewächs aus seinem Denkschlamm pflückt  
und uns als Gottes reinste Wunderblumen  
nun aufzuzwingen wünscht.  
Ach, um die Sinne bringt Ihr mich  
mit solchen Afterweisheitsprüchen.  
Ich werde – wartet nur! – der Eltern Klugheit  
noch in Euch wachzuschlagen wissen.  
Mit sechzehn bleibt Euch Zeit zum Meinungswechsel.

*Yolanda:*

Ob der Unwandelbare wohl den Ruf  
an Sein Geschöpf verneinen würde? Dürft Ihr  
denn anders messen als der Herr des Himmels,  
der selbst die letzten Unzen meines Glaubens  
und meiner Liebe auf die Waage bringt?  
Ihr kennt nicht jenen und Ihr seht nicht diese

und wollt Euch doch vermessen, gegen Ihn  
sie unterwüchtig abzuwägen?

*Die Gräfin:*

Ihr seid ein Trotzkopf, dem das Heilige nur Vorwand  
zum Ausbruch aus der Normung ist!

*Yolanda:*

O nein, ich bin hier nur das kleine Forum,  
in welchem Er, der Vater, Andacht hält.  
Ich lebe nicht mehr mich, ich lebe Ihn,  
Der in mir west und aus mir wirken möchte.

*Die Gräfin:*

Mir scheint denn doch ein wenig Teufelswind  
aus Euerm Wort uns heimlich anzuwehen.

*Yolanda:*

Ihr denkt nicht, wo Ihr grübelt, um im Zweifel  
Euch selbst zu fangen. Meditieren müßt Ihr  
zum Wissen hin, ja, in die Wissenheit empor,  
um dann, vielleicht, dem Sanktum aller Dinge  
so nah zu kommen, daß Ihr Einheit spürt  
noch in der Unzahl und die Weisheit greift  
als schönstes Donum Dessen, Der da Ist  
und gibt im Übermaße Seiner Gunst.

*Die Gräfin:*

Wie dürft Ihr nur von hoher Weisheit reden,  
wenn Ihr noch in der Plapperschule sitzt?

*Yolanda:*

Wer darf schon sagen, daß er die verlassen  
und gar vergessen hat? Ich schule mich  
an allen Plagen, die Ihr mir verschafft,  
ich meditiere über Euerm Denken,  
um Geist, der weiter wirkt, mehr Geist zu werden  
und wissend in die Weisheit einzukehren.  
Mir ist bekannt, was diese ist und fordert:  
Verruhen meiner selbst im abgeklärten  
und still gewordenen Erkennen, welches,  
vom Allerhöchsten Selbst berührt, zu Licht

und zu Erleuchtung wird, um feierlich  
und feuerlich dann als das Pfingstgeschenk  
der Heiligkeit mich gänzlich zu durchströmen.

*Die Gräfin:*

Nicht helfen kann ich mir: Ihr haltet Euch  
im Schatten dessen, was des Teufels ist!

*Yolanda:*

O ja, das Diabolische mag hausen  
in mir, in Euch, in allen, die nicht wachen.  
Es macht uns für den Logos taub  
und macht uns müde für das gute Werk.  
Seht Euch nur vor: in aller Offenheit  
paßt es, mit eitler Rüpelschläue,  
an seine Welt uns, Toren alle, an:  
als Satan wider Gottes Überwelt,  
als Antichrist in Eurer Menschenordnung,  
als Falschprophet im reinstgegläubten Geiste.  
Ihr wäht ihn fern im Hintergrund der Dinge  
und tragt ihn doch in euern eigenen Herzen,  
nächst seinem stillen Zwillingsbruder Tod.

*Die Gräfin:*

So müßten wir uns stündlich vor ihm fürchten!

*Yolanda:*

Ihr müßtet, doch ihr tut es nicht, denn in euch  
da lauert, teuflisch auch, die Angst vor Gott.

*Die Gräfin:*

Wollt Ihr wohl schweigen! Das ist Sündenfrevel.

#### IV.

*Walter von Meysemburg eilt herbei und gebietet mit den  
Händen Ruhe.*

*Der Meysemburger:*

Wollt Ihr wohl stiller werden! Drüben  
beginnen schon die Taubsten aufzumerken  
und Euern Zank als Ärgernis zu fühlen.



*Die Gräfin:*

Corbleu! Ihr kommt mir gerade recht,  
Ihr Heimlichtuer! Dieses junge Ding da  
habt Ihr verführt!

*Der Meysemburger:*

Das ist ein böses Wort in Euerm Munde.  
Verführt nicht, Gräfin, aber sanft geführt  
hat höhere Gewalt sie, mir handüber  
und auch handunter!

*Die Gräfin:*

Höhere Gewalt und Ihr habt dann  
ein Kind uns, einem Bräutigam die Braut  
gestohlen.

*Der Meysemburger:*

Wahrlich nicht! – Wollt Ihr die Stimme  
nicht doch verleisen und die Wahrheit hören?  
Est vobis nata, Deo data,  
ad Patris gloriam vocata!  
Ich selber bin dabei nur kleiner Leiter,  
wenn auch Begleiter der Berufenen  
gewesen.

*Die Gräfin:*

Nein! Ich nur bin vorberechtigt  
und werde an den Haaren sie die Straße  
hinschleifen, die profan, doch nicht divin  
geheißt wird.

*Sie reißt die Tochter wirklich an den Haaren zu sich hin. Im gleichen Augenblick treffen sich drei Rufe, während Heilewif plötzlich zu Boden sinkt.*

*Die Tante:*

Barmherziger Gott im Himmel!

*Elise von Hengebach beugt sich über die Niedergestürzte und versucht ihr zu helfen.*

*Der Meysemburger:*  
Unmâze, Weib, ist nun dein Name!

*Walter von Meysemburg hilft der Priorin, die konvulsivisch  
sich schüttelnde Heilewif in das Abteiinnere zu tragen.*

V.

*Yolanda steht anscheinend fassungslos. Sie starrt die Gräfin eine Weile an, bevor sie zu reden vermag.*

*Yolanda:*  
O Mutter!

*Die Gräfin:*  
Mutter wagt Ihr mich zu nennen?  
Den Ehrennamen habt Ihr längst verwirkt.

*Yolanda:*  
Natur verwirft sich nicht so leichten Worts.  
Sie gab auch mir, wie allen Kreaturen,  
die Elternliebe, welche gleichermaßen  
dem Blute wie dem Geist entquellen wird.

Natur bin ich, gewiß, doch mehr als diese,  
die sich von obenher durchatmet weiß.  
Das Eingewöhnen in die Überwesung  
ist meine Tagespflicht. Ein Innenhunger  
ergiert sich ihre Heimkehr in die Seele  
bei jeder Sonnenwiederkehr, bis ich  
im Morgenflammenwirbel wie ein Blatt bin:  
erfaßt, gehoben und hineingebannt  
in das, was die Natur so übersteigt,  
daß mich sein Ausfluß, als Ozon der Seele,  
so licht und leicht wie heiß vor Liebe macht  
und auch bereit, ganz furcht- und maskenlos  
am Saum der Ewigkeit mich auszujubeln.

*Die Gräfin:*  
Die Liebe? Kann sie Euch schon was bedeuten?

*Yolanda:*

Wie leicht ist's, sie zu fassen, und wie schwer,  
sie immer wieder zu verwirklichen  
als die Verendlichung der Seele,  
als die Verheiligung der Herzenszüge  
und als das spürende Verweilen in  
der Gottesebenbildlichkeit!

*Marguerite de Courtenay schüttelt Yolanda heftig an den Schultern und fängt zu schreien an.*

*Die Gräfin:*

So heuchelt Ihr Euch kindisch zu mir her  
und treibt doch immer weiter von mir ab!

## VI.

*Abt Richard von Echternach stürzt herbei, eilt auf die tobende Gräfin zu und faßt sie am Arm.*

*Abt Richard:*

Einhalt gebiete ich! Was geht nur vor  
auf diesem heiligen Boden? Wollt Ihr denn  
gewaltsam unsers Tags Solemnität  
zerschreien? Gräfin, kommt und stillt dort drüben  
das gnad- und glorienlose Zürnen ab!

*Marguerite de Courtenay läßt sich nur widerwillig in die Abtei hineinziehen.*

## VII.

*Yolanda steht wie erstarrt. Dann fällt sie auf die Knie nieder und verbirgt das Angesicht in der Mulde der gekreuzten Arme, die auf der Brüstung ruhen. Erschütterungen des Körpers ver-raten ihr Weinen. Schließlich hebt sie das Haupt zurück, schlägt die Hände vor das Gesicht und hebt zu beten an.*

*Yolanda:*

Gekreuzigter, Dein ist mein voller Glaube.  
Mein Innenblick erschaut Dein hartes Kreuz,  
das ich nun wieder auf die Schulter nehmen  
und weiter tragen muß, bis ich Dir ähnele.  
Ein wenig bin ich ja ans Holz genagelt  
für meine Blutsverwandten, welche wissend  
an mir, ach, so unsagbar schuldig wurden.  
Was ist es, das mich treibt und preßt,  
mich hebt und fallen läßt, auf daß  
ich mühsam nur nach oben komme,  
in einemfort excelsior, wie Du,  
mich immer innerlich erniedrigend,  
um jenseits hoch und höher zu gelangen?  
Du hängst so hoch, so himmelüber, daß  
ich eilen muß, Dir näher noch als nah  
zu kommen. Mit Dir hängt die ganze Menschheit  
in einer Zone, wo der stärkste Held  
vom Heiligen nach untenhin sich scheidet.

## VIII.

*Heilewif, die sich sichtbar erholt hat, tritt leichten Fußes wieder auf die Treppe, steht eine Weile im Hintergrunde, stellt sich sachte neben die Beterin, horcht eine Weile zu, kniet dann nieder und setzt, als die andere schweigt, die Oratio in einer beschwingteren Weise fort.*

*Heilewif:*

O Willibrord,  
du Seelenfänger,  
sei immerfort  
mir Gottbedränger  
und Wucht im Flehn!  
Sieh, erdenwund  
und weltenflüchtig,  
doch sinngesund  
und himmelsüchtig

mich schwunglos stehn!  
Bin ich dem Halt  
des Herrn entsunken,  
so laß mich bald  
geistgottestrunken  
in deinem Wort  
aus deiner Hut  
nach oben flammen!  
Die gleiche Glut  
brenn uns zusammen,  
o Willibrord!

*Yolanda:*

In deiner Ruheklause drüben hast du  
ein neues Wort gefunden, Heilewif.  
Es ist ein gutes Wort und wahrlich wert,  
geschwisterlich mit dir geteilt zu werden:  
"Bin ich dem Halt  
des Herrn entsunken,  
so laß mich bald  
geistgottestrunken  
in deinem Wort  
aus deiner Hut  
nach oben flammen!  
Die gleiche Glut  
brenn uns zusammen,  
o Willibrord!"

*Auf dem Kirchenvorplatz klingen Geigentöne an. Ein Pilgerchor singt das Willibrorduslied.*

*Ein Chor:*

Loug d'Krëschtwelt a Nout gefaangen,  
wars du hir Stäip an Hutt a Liicht.  
Deng Gutthät as nit ënnergaangen:  
komm, hal och haut äis an der Riicht!  
Erhéier äis, o Willibrord!  
Wéi Stuurm a Weeder ongehalen  
deng Kanner deemools hun ëntsats,  
hös du dem Meer a senge Walen

eng Ströchelgrenz am Sand gesat.  
 Beléier äis, o Willibrord!  
 Déi ëmmerfort dem Iwwelfléissen,  
 dat äis am Do a nöts ëmgät,  
 seng dausend dounkel Quelle schléissen  
 vum Zäiteséi Onhämlichkät!  
 Bekéier äis, o Willibrord!  
 A feelt äis d'Schëff um Ongewässer  
 äus Wolleksbroch a Bommebraund,  
 dann dreif op denger Feels äis besser  
 dem Port entgéint am Himmelslaund!  
 Hiféier äis, o Willibrord!  
 Géff äis zu dengem Wuurt dat Zäächen,  
 an deemste d'Pescht verdriwwen has,  
 a looss erfrummt äis weiderräachen  
 däin Häldronk äus dem Wonnerfaass!  
 Beréier äis, o Willibrord!  
 Erlaab och an de läschte Stëllten  
 vun denger Stad an dengem Graf,  
 soulaang nach Leit en otme wëllten,  
 dem Wölgeroch säi Weiderlaf!  
 Bekläd mat Gnod äis, Willibrord!

## IX.

*Yolanda und Heilewif haben sich erhoben und, wie gebannt, dem Gesang gelauscht. Thomas Chantinpré und Heinrich von Luxemburg treten von hinten auf die beiden zu, die beim Grußwort zusammenschrecken.*

*Chantinpré:*  
 Laudetur Jesus Christus!

*Die beiden Frauen:*  
 In aeternum. Amen!

*Chantinpré:*  
 Je vous bénis, ô nobles dames.  
 Sie hat sich drüben allgemach beruhigt.

*Heinrich:*

– bereut des Jähzorns Tat und ist dabei,  
mit unserm Heiligen sich auszusprechen.

*Yolanda:*

So tun auch wir, und alles kehre  
zurück in das Gesetz des Herrn!  
Unordnung ist das Heim des Dämons,  
und gottbezogen nur die Ordnung.

*Heilewif:*

Die Burgfrau handelte, so scheint's, noch ganz  
im Weltaffekte, war gereizt und lehnte  
sich herrisch auf, indem sie um sich schlug  
zu unserm Heile aus der Muttersicht.  
Es klaffen nur die Sichten auseinander, –  
wo liegt alsdann die eigentliche Schuld?

*Yolanda:*

Wir spüren nicht nach Schuld. Es ist die Frage  
des Willens, die sich stellt. Sie hat den härtern,  
der meinen längeren schlägt. So trifft sie mich  
im Herzen ebenso wie in der Seele.

*Chantinpré:*

Und also blühen Narben in dir auf.  
Daran erkennt der Herr, wie treu  
du Ihm gedient hast, und Er wird  
daraus dir Signa Gloriae machen.  
Denn Gnadenbalsam gießt darüber  
die Allbarmherzigkeit des Himmels.

*Heinrich:*

Doch sollt Ihr nie vergessen, daß die Eltern  
Erwecker Eures ganzen Daseins sind.

*Yolanda:*

Nur meiner Seele nicht, die ist geschaffen  
nach meines Schöpferherrn Dispositivum.

*Heinrich:*

Das untersagte nicht den frommen Abschluß  
des Bundes, welcher sie und einen Jungmann  
zugleich mit Euch beseligen würde.

*Yolanda:*

Zur Ehe wollt Ihr mich gewaltsam zwingen?  
Was aber wißt Ihr schon vom einzig wahren  
Mysterium Matrimonii, in dem  
ich lebe. Christus, Glorie der Mutter,  
erschaut und ruft mich. Sponsa Dei bin ich.

*Chantinpré:*

Bedenk es wohl, mein Kind! Noch hast du Zeit.

*Yolanda:*

Zeit? Eben nicht, ich muß  
doch jeden Augenblick  
nun mit dem Dufte, mit dem Ton  
der Ewigkeit behaften.

*Heinrich:*

Wir müssen auch der Gnade Zeit gewähren,  
um auszureifen. Auch der Liebe Blüten  
verfruchten nicht im Nu.  
Sogar im Innern müßt Ihr neue Weiten  
erwirken, um in allen Dimensionen  
Ihn aufzunehmen.  
Ihr lebt, gleich uns, in der Geschichte  
und habt noch viele Wirkensjahre vor Euch.

*Yolanda:*

Wer sagt's? Ich bin ja in der Zeit  
nach einem Ende ausgerichtet  
und kann im Nu, wie sie, im Abend schon,  
im übernächsten Tag vergehn  
und habe nichts geleistet.  
Es dauert, ach, so lange,  
um eine Seele gotthinein zu formen  
und einen Geist zu bilden,  
der wieder Christenseelen wirksam machte.  
ER ist's, Der bei mir anklopft, und ich soll  
nicht öffnen?  
Genügt nicht mein Bereitsein, –  
wozu müßt ihr an mir euch vorbereiten?



*Chantinpré:*

Mit der Geschichte, ihr gemäß  
in ihrem Strome leben, immer ihrem  
Gesetze hörig sein: das ist ihr Sinn.

*Yolanda:*

Ich kenne und erkenne in den Fakten  
nur einen, nur den allerletzten Sinn.  
Ich spreche täglich ihn im Credo aus:  
Ich glaube an die Totenauferstehung  
und, darnach, an das ewige Weiterleben.  
Ja, ich vermag es; ausgezogen bin ich,  
die Zeiten aufzukaufen durch mein Leiden  
und alle bösgewordenen Tage dann  
bewußter Weise zu durchheiligen,  
das Böse auszulöschen ohne Lärm  
und so der Hoffnung wider die Verzweiflung  
von neuem Wirksamkeit zu geben.

Ich brauche

o, Gottes ganze Gegenwart um mich  
und in mir, die gewaltige Garde  
der heiligen Ritter gegen Luzifer,  
die Engel, die mich heben und geleiten,  
und dann im Geiste, nur von Zeit zu Zeit,  
so zwischen Tag und Nacht, das Ungesagte,  
das kommt von dorten, in mich eingeht  
und mir erlaubt,  
der in mich eingelauschten Überstimme  
des Ewigen Gehör zu schenken.

*Chantinpré:*

Das Ewige, was ist es schon? Doch mehr  
als ein Herüberblitzen in die Nacht  
der Zeit, nur sichtbar Denen, die nicht schlafen,  
doch nicht zu halten als die Möglichkeit,  
auch Spätaufsteher dieses Faktums sichtig  
und einsichtiger zu machen.

*Yolanda:*

Vielleicht bewußt gewollte und vielleicht  
auch abgelehnte

Nichtwahrnehmung der Phänomene,  
die in den Weiheräumen noch,  
am Rande drüben des Natürlichen,  
ad gloriam Dei et ad creaturae  
utilitatem wirksam sind.

*Chantinpré:*

Mag sein, mein Kind! Doch über allem  
vergiß mir nicht die Demut!

*Yolanda:*

O ja, die christliche Humilität!  
In mir wollt ihr sie maßlos machen,  
auf daß ihr euch entlasten dürftet  
vor euch selber.  
Nein, weder minima noch maxima  
humilitas! Die Mitte zwischen beiden  
will ich durchschreiten voll Ergebenheit  
und euch erkennen lassen, daß  
in dieser Demut, die mich stets bezwingt,  
doch auch ein Mut sich offenbart,  
den ihr nicht anerkennen wollt.

*Chantinpré:*

So sehr bist du des eigenen Werts bewußt?

*Yolanda:*

Ich habe längst von unserm Vater droben  
Persönlichkeit und Ebenbildlichkeit.  
Warum wollt ihr sie in mir teilen,  
weshalb sie mir mit einem Mal beschneiden?  
Ist denn an mir in Wahrheit nicht geschehen,  
was ihr so leicht und gern ein Wunder nennt?  
In mir und mit mir ist die Himmelsnade  
doch reicher als ihr dachtet.  
Drum wundert euch nicht meiner,  
sondern Seiner Tat!  
Will Er mich himmlisch angehn,  
so gibt Er nicht das Recht,  
Sein Spiel auf eure Weise zu  
verirdischen.

Was schaut ihr eigentlich in mir?  
Ein Kind, das Stützen braucht  
und Gängelhilfe auch im Ewigen?  
Und doch schafft Gott hierinnen  
und hält mich wider euern Halt.  
Ihr dürftet es ja wissen,  
allein im Willen nehmt ihr es nicht wahr.

*Chantinpré:*

O, Gott in dir? Und wenn es nun  
der Teufel wäre, der die Gottessprache  
nachahmte, um dich leichtlich  
für sein Unheiltum zu gewinnen?

*Yolanda:*

Und das Geheimnis Seiner Offenbarung?  
Gott teilt Sich mit.  
Er haucht mich an  
und senkt in meinen Geist herab  
Sein Wort in Seiner Gnade.  
Er macht Sich hörbar in der Lauterkeit  
der Stille, die Er in mir schafft,  
um sie in Hauchen heimlich aufzufüllen.  
O nein, so still und so durchklärt  
vermag der Teufel nicht zu sein,  
da er nur Lug und List und Lärm ist.  
Nichts scheint Ihr mehr zu wissen vom  
Mysterium inspirationis,  
in welchem hellster Geist und reinstes Licht  
zusammenwirkend als ein Blitzstrahl  
der Wissenheit den Sterblichen  
sekundenlang erleuchten dürfen,  
um ihn für immer zu erschüttern.

*Heilewif:*

Nun weiß ich, gute Freunde, daß Er da ist,  
Yolanda, dir zur Rechten  
und in dich einspricht, was du aussagst.  
Vielleicht ist auch der heilige Willibrord  
Sein Zwischenflüsterer. Verknistert  
nicht sein Gewand an deinem nun?

*Yolanda:*

Vielleicht! Vielleicht auch nicht!  
Noch bin ich nicht hinabgesunken  
bis auf die Gründe seiner Einmaligkeit.

*Chantinpré:*

Ja, lieblich ist die ferne Heiligkeit  
des Mannes, den der Herr erwählte,  
um seine besten Taten extra ordinem  
zu stellen. Außerhalb der Regel  
gedieh sein Erdenschaffen wunderbar  
und wunderbar. Den Meeresfluten  
gebot er Halt durch einen Strich  
im Sande. Über Wasser fuhr er  
auf einem Riesenfelsenboote,  
und köstlich labte er die Welt  
aus seinem Fäßlein Immerwein.  
Wie sollte er nicht deines Seelenkummers  
erflehter und erhörter Abbesorger sein?

*Yolanda:*

Das Wunder ist es nicht, was ich ersehne.  
Ich will nur, ohne den geringsten Prunk,  
den Elternsegen vor dem Übergang  
ins Kloster meiner eigenen Wahl.

*Chantinpré:*

Ach, Kind, wer weiß denn schon, was wirklich  
noch Wunder ist in unsern kalten Tagen?  
Sie tun sich ohne Lärm im Allerkleinsten  
nicht minder als im Allergrößten,  
und Keiner nimmt den stillen Wandel wahr,  
der allen Normen widerspricht. Er redet  
ja nicht im Donner nur zu dir und mir,  
nein, in der stillsten Stille geht Sein Wort,  
begehnt uns seine allverleisteten Dinge  
und schenkt Er, was wir kaum verdanken.

*Yolanda:*

Darum soll Dank mein neuer Name sein.  
Ich weiß, daß all mein Kummer Euch nicht mehr

bedeutet als in einer irdenen Schale  
das trübe Liquidum, mir zugemessen  
aus unserm Ozean der Menschheitsqualen.  
Ja, viel zu leicht wiegt meine Sorgenmenge  
in Eurer Wissenheit um nächster Wirklichkeiten  
geheimen Urleid. Abel wird gemordet  
wie einst, und Kain trägt eine Herrscherkrone.  
Gleich Widerlicht und Licht sind Staat und Kirche.  
Wer diesen führt, will Überpapst als Kaiser,  
der Papst dann auch ein Überkaiser sein.  
O heiliger Willibrord, laß beide endlich  
das grauenhafte Interdikt beenden  
und länger nicht nur eitle Landerwerber,  
doch wieder, wie am Anfang, Ländertröster  
im Namen ihres Herrn im Himmel sein!

## X.

*Aus der Abtei treten langsam auf die Treppe: der Abt Walter von Haren aus Prüm, der Abt Richard von Echternach, Marguerite de Courtenay und Elise von Hengebach. Die beiden Frauen bleiben im Hintergrunde stehen, während die Klosterherren nach vorne gehen und mit "Pax vobiscum!" grüßen. Yolanda und Heilewif grüßen wieder und küssen die Abtringe.*

*Abt Walter:*

Mein Kind, so bist du nächtlich ausgebrochen  
aus deiner Schirmburg, aus der Eltern Hut,  
um hier die Lust der eigenen Willensführung  
mit etwas Morgenandacht zu verbrämen!  
Was suchst an diesem Orte du im Namen  
der sichtbar fehlgedeuteten Berufung?

*Yolanda:*

Ich will hinweg vom Walle des Gesetzes,  
hinaus auch über das "Du mußt!", "Du sollst!".  
Ich will hinüber in die goldene Mitte,

wo mein gestärktes "Ja, ich muß!" sich läutert  
im Dauerbrande eines göttlichen  
"Du darfst und du vermagst!"

*Abt Walter:*

Du hast also die Fähigkeit, dein Ohr  
an Gottes warmen Mund zu legen,  
und ein Organ, Unhörbarkeiten in  
den Lauten deiner eigener Präferenzen  
den tauben Hörern draußen nahzubringen?

*Yolanda:*

Ich fühl es wohl und weiß es nicht zu sagen.  
Doch in mir wirkt, vom Herrn mir zugestellt,  
ein Wesen, dessen Züge ich nicht fasse.  
Ihr wollt, daß ich es töte, wenn es spricht  
und in Prophetenlauten mich bedrängt.  
Wünscht Ihr, daß ich es jage, fort und fort,  
anstatt ihm mehr und mehr Mariens Antlitz,  
wenn nicht die milde Heiterkeit  
des liebsten Heiligen zu verleihen?

*Heilewif:*

Ja, heut und hier des heiligen Willibrord?

*Yolanda:*

Er, der für jede Zeit den Heiligen formt,  
den sie benötigt,  
sieht mich nun warten auf den  
Besonderen, der zu uns kommen wird  
nach Seiner Weisung.  
Wie müßte er beschaffen sein?  
Was sollte er als Novität vertreten?  
Bernard de Clairvaux und Augustinus  
in einer Mischung?  
Vielleicht auch eine Heilige  
wie Sancta Monica, die wieder  
Erbarmen, Caritas und Sanftmut  
in der Geduld zu lehren wüßte?  
Zu vielen alten Heiligen jetzt neue!  
Dann möchte ich, daß alle mir zur Seite

an jedem Orte stünden, wo ich bin  
und bete – die bekannten wie  
die niegenannten. Aber nein:  
ein einziger genügt, wie hier  
der vielbeschworne heilige Willibrord.

*Abt Walter:*

Und gleich genügte dein Gespür  
auf Heiligenfährten, um, des besten dir  
bewußt, dich diesem langsam anzugleichen?

*Yolanda:*

Wenn's nur so einfach wäre, Vater!  
Allein ich muß, noch zwischen Gram und Sehnsucht,  
der "Operatio Dei" in mir dauernd  
die "Cooperatio" der Seele beigesellen.

*Abt Walter:*

Die Immerflucht zu deinen Heiligen  
muß nicht zur nackten Fuga mundi werden.  
Wievielen Menschen bist du einverblutet,  
wievielen anverwandt. Hör, das  
"Humanum esse" fordert  
Mitmenschentum und Mit-den-Menschen-sein.  
Den Menschen nicht vergessen über Gott:  
auch das ist eine harte Christenpflicht.

*Yolanda:*

Ich habe nicht vergessen, was Ihr lehrtet:  
"Caro cardo salutis"!  
Der Mensch ist Angelpunkt des Heils:  
in ihn bricht es hinein,  
in ihm bricht es auf und  
aus ihm bricht es hervor.  
Nur stört mich leicht der Widerspruch:  
den Menschen sehn und wiedersehen,  
das Übermenschliche vergessen  
und das Fleischliche vergöttlichen!  
Wo das geschieht, da wird der Homo  
zu leicht als Gottesaffe  
der Geisteswildnis ausgeliefert.

*Abt Richard:*

Die Welt verteufeln, um zu glauben,  
man habe sich zu Gott empor geschwungen,  
die Irdischkeit verachten, um zu denken,  
man habe sich ins Himmlische begeben!

*Yolanda:*

Begehen wir ein Sakrilegium,  
wenn wir, nach Gottes Dimensionsbestimmung  
und mit dem heiligen Willibrord als Messer,  
die großen Leute um uns kleiner schauen,  
als Euch genehm ist?

*Abt Richard:*

Wohl kaum, mein Kind!

*Heilewif:*

So wagen wir Verseligungstaten dort,  
wo uns, den Kleinen, eine Größe zukommt,  
die Ihr nicht sehen könnt?

*Abt Richard:*

Auch das nicht, Mädchen!

*Yolanda:*

So macht uns endlich klar, weshalb ihr Richter  
noch über Gottes Intentionen sein  
und Seine Lenkung durch ein Gegenurteil  
zunichte machen wollt? Wie könnt ihr fühlen,  
was unser Ich so ganz der Sicht und Einsicht  
des Allernächsten längst entzogen hat?

*Abt Walter:*

Wir sind nur Prüfer dessen, was euch treibt,  
und Spürer hinter dem, was auch der Teufel  
in euerm Geiste zu entzünden wüßte.

*Yolanda:*

Nein, Ihr seid Feuermacher, die uns rösten,  
und seid die Redemeister, die an uns  
das jüngst erprobte Wortordal erneuern.



*Heilewif:*

Genügte nicht, was sich in Schönecken  
vor fünfzig Wochen zutrug, als sie drüben  
die Arme theologisch folterten?

*Yolanda:*

War nicht Albertus also Magnus, daß  
ein Stärkerer ihn jetzt ersetzen müßte?  
Ja, könnten sich inzwischen alle Dinge  
derart gewandelt haben, daß ich Fehler  
noch über meinen Unzulänglichkeiten  
zu offenbaren hätte?

*Abt Richard:*

Mensch bist du doch geblieben. Fallbarkeit  
ist dir wie mir beschieden, Kind! Bedenke,  
daß die geschaffene Natur nicht stets  
verworfen werden darf  
um sogenannter Gnaden willen!  
Denn Christus selber gehörte dieser Welt an,  
die Ihn verwarf.

*Yolanda:*

Die Ihn verwirft, um weiterhin das Spiel  
der Satansbrüder auszutragen!  
Doch glaube ich, daß wir zu rasch  
vom Diabolischen zu reden lieben  
und viel zu wenig dann vom Göttlichen  
in unserer Welt, und unser Reden  
über Gott ist kaum ein Zu-Ihm-Beten.  
O, wieviel Gnaden wären doch erfliehbar  
in all den Zeiten, wo wir über Ihn,  
doch selten mit Ihm selber reden!  
Wenn Er zerlegbar wäre, wie die Sätze,  
die wir bedenkenlos zu bauen wagen,  
so hätten wir Ihn längst ins Nichts  
hinüberdisputiert.  
Jedoch man spricht und redet, nimmt  
dem Herrn die Worte aus dem Munde  
und hetzt sie uns vom Orte, wo wir

schon längst die Stille Christi  
vernommen hatten.

*Abt Walter:*

Und hast du in der Stille Christi  
auch Christi Stimme nachvernommen?  
Wie leicht wird deine Rede hier zum Trotzwort  
vor aller Himmel Abgeschlossenheit!  
Erheben willst du sie zum heiligsten  
Silentium, allein es ist nur das  
Verstummtsein jeder Lingua Dei.  
Wenn Sein gewolltes Schweigen eine Weile  
und Seine Surdität des Augenblicks  
sich gegen dich verbünden, nun, was ist  
dann deine allerbeste Offenheit,  
in die nichts fällt?  
Was tust du in der toten Wüstenei  
von Nichtton und von Undurchhorchbarkeit?

*Yolanda:*

Dort schrei ich Seine Abgewandtheit an.

*Abt Walter:*

O nein, der Schrei verletzt die Ruhe  
der Eingebundenheit an das,  
was uns von obenher beherrscht.  
Im Schrei ist schon ein Hall des Unmuts,  
ein Unterton der Ungeduld dabei.

*Heilewif:*

Und dennoch klagt ihr alle mit im Psalm:  
"Ad te clamavi, Domine!"

*Abt Walter:*

Das "clamans" ist der innere Dauerruf  
des Beters, der sich nie vermißt,  
dem Herrn die Geberstunde zu bestimmen.  
Es ist das Wollen in der Stäte,  
die Bindung zum Allewigen  
getreulich und beharrlich zu erhalten  
und willig Ihm allein in tua causa  
die Höchst- und Letztentscheidung anzutragen.

*Yolanda:*

Clamavi, clamo und clamabo!  
Das ist der Widerklang des Rufs gewesen,  
den der Vokator hergeworfen hat  
und den der heilige Willibrord  
nicht überhören wird.

*Abt Walter:*

Er darf es, denn auch er ist niemals Geber  
der Gnade, welche du erfleht. Vermittler  
ist er, der selber bitten muß für dich  
und der Verzicht zu leisten hat, wenn Er,  
der Herr, zu deinen Gunsten auch, nicht will.

*Yolanda:*

Und doch: es ruft und fleht aus mir hinauf,  
es glüht und flammt und fängt zu brennen an  
von untenher und lodert sonnenwärts,  
bis ich, am Rande der Erschöpfung schon,  
wie eine Feuersäule meine allerletzte,  
allerhöchste Not hinübersprühe  
in Ihn, Der nicht mit mir zu fühlen scheint.

*Abt Walter:*

O nein, mein Kind! Das Letzte ist es nicht  
und nicht das Allerhöchste hier auf Erden.  
Du glaubst den Gipfel aller Innigkeit  
erreicht zu haben, und es ist doch nur  
wie mit den weißen Bergen meiner Heimat,  
die gleich erstarrten Himmelsbitten stehn.  
Des einen ausgelöschtes Aufwärtsflehn  
mag Firnenbeten sein; allein ein zweiter  
zielt höher noch, dieweil ein dritter wähnt  
an Gottes Maske der Unsichtbarkeit  
zu rühren; aber nein, ein vierter schon  
droht in den fernen Wolken zu vergehn.  
Von all den andern weißt du nicht,  
in welchen Überwelten sie verschwinden.

*Heilewif:*

Doch Willibrordus, den wir rufen, weiß es.

*Abt Walter:*

Er kann es wissen, wenn der Herr es will.  
Dann aber ist er schon Fürbitter eurer Not.

*Yolanda:*

Er soll es sein. Ich will, daß er noch mehr sei!

*Abt Walter:*

Das Fundamentum eurer Andacht, ja!  
Er hebt und trägt dann eure Worte höher  
hinauf zu Ihm, Der Ist und schweigt,  
auch wenn Er hört und nicht erhörend scheint.  
Zwar kann er anders für euch wirken: durch  
den Einsatz der geheimen Sondertugend,  
die alle Höhensüchte übergipfelt,  
um sie, nach seiner Weise, still und schlicht,  
ihr Ahnungslosen, zu verhimmlichen.

*Yolanda:*

Ach ja, nichts anderes ist unser Wunsch.  
Mein Gang zur Wahrheit steigt nicht geraden Wegs,  
o nein, er windet sich in steilen Kehren  
um alle Irdischkeiten, deren Härte  
ich selber bin. So muß ich mich bezwingen,  
bevor ich eure Zuwucht überwinde  
und Doppellasten zu den Firnen trage,  
die mich im Traume, hinter jeder Not,  
vorausbeseligen. Selbst diese Sehnlust  
wollt ihr mir töten, eh ich noch als Flehung  
die Grate meiner Dreierläuterung  
zum Amor Dei, zu Verheiligung  
und Schöpferfreudigkeit erobern darf.

*Inzwischen haben sich Marguerite de Courtenay und Elise von Hengebach, fast unbemerkt, nach vorne geschoben. Die von Hengebach wendet sich eifervoll an Yolanda.*

*Elise von Hengebach:*

Erstaunlich löste Echternachs Patron  
in uns der Pilger Wartespaltung aus,  
um auch die Mutter zu verfriedlichen.

*Die Gräfin:*

Was aber hat er dieser Tochter angetan?

*Yolanda:*

Wie Unser Herr Mariens Glorie ist,  
so möchte ich zu Eurem Ruhme werden  
und Ihm zur Ehre.

*Die Gräfin:*

Das ist Frevel wider Ihn  
Der unangleichbar bleibt.

*Yolanda:*

Und dennoch lehrtet  
Ihr meine Demut sagen: "Herr und Meister,  
o, laß in allem mich Dir ähnlich sein!"

*Abt Walter unterbricht den neu einsetzenden Redestreit und  
sagt zu Yolanda:*

*Abt Walter:*

Doch immer im Gesetz, das die Natur  
uns gab und Willibrord nicht brechen kann.

*Dann wendet er sich mit einem Ruck der Mutter zu und  
gesteht mit verstärkter Stimme:*

*Abt Walter:*

Ich finde kein Vergehn in ihrer Haltung,  
doch Stärken über Stärken in dem Glauben,  
den sie bekennt, und eine heilige Wucht  
in der Berufung, die sie eifernd anstrebt.  
Bejahen müßte ich den Klostereintritt,  
wenn nicht das Nein der unerweichten Mutter  
so hart und hoffnungslos dawider stünde.

*Yolanda und Heilewif:*

Nun steh uns bei, o heiliger Willibrord!

*Die Gräfin:*

Ich war nicht überzeugt, wie Ihr es seid,  
daß ihre Laune mehr sei als entblößter

Affekt des Intellekts für siebzehn Wochen.  
Mich schmerzt, daß Ihr, genau wie vormals  
der Kölner Lehrer, allzu leichten Worts  
der Eltern letzte Hoffnung auf Verzicht  
so hier wie dort zerschlagt. Nicht wieder soll  
ein Übel Folge meines Zauderns sein.  
Auch ich bin Mutter, habe Herz für Liebe  
und, wenn es sein muß, Geistessinn für Größe.  
Wo alle hohen Kirchenlichter leuchten,  
darf ich allein nicht länger weaternächten.  
Geschenk will dieser junge Hartkopf sein?  
Ihr selber nehmt es an für Euern Meister:  
darf ich, zum mindesten, in diesem Bunde  
Mitschenkerin dann auch, trotz allem, sein,  
entgegen allem Trotz Darbringerin  
im Tempel Unseres Herrn?

*Yolanda:*  
O, meine Mutter!

*Heilewif:*  
O Herrin, Dank!

*Chantinpré:*  
O heiliger Willibrord!

*Abt Walter:*  
Die Gabe ist nun ganz der Eltern Donum,  
durch das der Tochter Autosakrifiz  
in Pietät und Staunen sich vollendet.

*Die Gräfin:*  
Mir treibt es nun die heißen Tränen hoch,  
ihn aber wird es an der Wurzel treffen.

*Yolanda:*  
Nicht doch! Des Vaters Liebe wird mich segnen.

*Die Gräfin:*  
Des Vaters Kummer wird uns beide schlagen.  
Ach, böse Tage sehe ich voraus.

*Die Tante:*

Geschickt worden sind wir,  
und geschenkt werden uns die Tage,  
so geschenkt zur Erprobung  
wie geschickt zur Prüfung,  
denn alles ist Schickung.  
Das zu erkennen, bleibt unser Schicksal,  
um es hinzunehmen als Gnade  
und transzendierend uns auszuliefern  
der milden stillen Gelassenheit  
des Herrn.

*Die beiden Äbte wenden sich, mit Walter von Meysemburg  
und Heinrich von Luxemburg, ab und schreiten dem Abtei-  
eingang zu.*

*Abt Walter:*

Redeamus ad altare Dei!

*Abt Richard:*

In spiritum sancti Willibrordi!

*Die Frauen stehen eine Weile schweigend: Yolanda und  
Heilewif Hand in Hand, Marguerite de Courtenay und Elise  
von Hengebach Arm an Arm. Forte klingen die Orgelklänge  
aus der Basilika herüber.*

*Yolanda:*

Mir ist so himmlisch wohl. Ich möchte danken.

*Heilewif:*

Und mir so seltsam leicht. Ich möchte singen.

*Die Jungmädchen knien nieder; etwas abseits folgen die  
Frauen ihrem Beispiel. Das "Pange lingua" klingt an. Wäh-  
rend der Chor den lateinischen Wortlaut singt, sprechen die  
Frauen reihum den deutschen Text. Zum Schluß gleiten sie uni-  
sono in die Melodie hinein.*

Pange, lingua gloriosi  
Corporis mysterium,  
Sanguinisque pretiosi,

Wort, besinge des verklärten  
Körpers Unerklärlichkeit,  
Von des Blutes Sonder-  
werten,

Quem in mundi pretium, Fructus ventris generosi	Die erharrte Kostbarkeit, Aus dem Schoße der Bewährten
Rex effudit gentium. Nobis datus, nobis natus Ex intacta virgine, Et in mundo conservatus	Herrscherliche Leiblichkeit! Uns gegeben, uns geboren Von der unberührten Frau Und, dem Weltall einverloren,
Sparso verbi semine, Sui moras incolatus Miro clausit ordine! In supremæ nocte coenæ	Samenstreu auf Logosau, Abschluß aller Pilgerhoren In dem höchsten Weihebau! In der Nacht vorm Abend- mähle,
Recumbens cum fratribus, Observata lege plene Cibis in legalibus, Cibum turbae duodenæ	Mitten in der Brüderschar, Speist er im Apostelsaale Wie es Ritenvorschrift war, Zwölfmal aus des Brotes Schale
Se dat suis manibus.	Reicht er sich zur Nahrung dar.
Verbum caro, panem verum	Wort ist Fleisch, und Brot, das wahr ist
Verbo carnem efficit:	Durch sein Wort zum Fleische wird,
Fitque sanguis Christi merum,	Christi Blut aus Wein, der klar ist.
Et si sensus deficit,	Wenn auch wohl der Sichtsinn irrt,
Ad firmandum cor sincerum Sola fides sufficit. Tantum ergo sacramentum	Hält, was jeder Stärke bar ist, Nur der Glaube unverwirrt. Eines solchen Heiltums wegen
Veneremur cernui: Et antiquum documentum Novo cedat ritui;	Beugt sich jede Demut leicht: Und der alte Ordnungssegen Gern dem neuen Brauche weicht.
Praestet fides supplementum Sensuum defectui.	Ja, der Glaube ist zugegen, Wo die Sinnenschau nicht reicht.



Genitori, genitoque	Dem Gebärer, dem Gebornen
Laus et jubilatio, Salus, honor, virus quoque	Lob und lauter Jubelton, Heil und Kraft dem Auserkornen
Sit et benedictio; Procedenti ab utroque	Wie dem Vater, so dem Sohn! Dem aus Zwei Ineins- gebornen
Compar sit laudatio!	Gleicher Ruhm und gleicher Lohn!

## XII.

*Die Frauen lauschen eine Weile dem Verklingen des "Tantum ergo" nach. Dann erheben sie sich.*

*Yolanda:*  
Jetzt gehe ich ins Tal.

*Heilewif:*  
Ich komme mit.

*Die Gräfin:*  
J'ai peur que nous ne soyons trois – un jour!

*Elise von Hengebach steht wie erstarrt und blickt erschrocken die Gräfin an. Yolanda und Heilewif schauen eher verwundert zurück. Langsam gehen sie, in einem leichten, tanzähnlichen Trippelschritt, von der Treppe fort. In der Basilika rauscht das "Te Deum laudamus" auf.*

## Eine nicht kanonisierte Heilige

Die hohe, edle, schöne und selige Dame von Vianden, Yolanda, hört seit sieben Jahrhunderten nicht mehr auf, ihre "fuga mundi" durch die Geschichte zu betreiben. Je mehr sie auf dem Ausbruch aus der Weltlichkeit besteht, umso stärker drücken ihre Füße Leuchtspuren in die Heimat Erde ein. Der Glanzweg, den sie geht und der nur mit den Augen des Geistes zu sehen ist, läßt uns wahrnehmen, wie sehr der Versuch, eine ganze Existenz auf die einzige Verherrlichung des Herrn hin auszurichten, seinen Rückstoß in der Antwort des Ewigen findet, Der auf Seine unbegreifliche Weise den Auserwählten Seines Herzens auch ein wenig "gloria mundi" für ein Jahrtausend zuzuweisen vermag.

Nicht zu leugnen ist, daß Yolanda von Vianden als eine, etwas ferngerückte, Lichtgestalt im luxemburgischen Raume weiterblüht. Sichtbar in der Fülle ihrer leicht umwölkten Strahlung wird sie nur vor dem dunklen Hintergrunde des halben Säkulums, welches sie zwischen 1231 und 1283 mitdurchatmete. Es war die Zeit des Wandels in sämtlichen Breiten Europas, als die Mongolen den Okzident bedrohten, als das deutsch-römische Imperium zu verfallen begann und der Machtakzent vom Norden nach dem Süden abglitt, als die kleinen Monarchen ihre Händel mit den Schwertern austrugen und der Kaiser-König Friedrich II. nach Rom schielte, wo der Papst ihm mehr zum Feinde als zum Freunde geworden war. Die Feudalherrschaft ließ ihre Korruptheit sich auch in der Kirche auswirken und erzeugte einen Notstand, den die Häretiker und Schismatiker auf ihre Weise ausnutzten: Katharer, Waldenser, Albigenser, Tänzer und Geißler berei-

cherten die Völker durch ein Übel, an dessen Folgen Alle verarmten. Die Universitäten lehrten den Rationalismus und fanden in Martin IV. einen Tiaraträger, der die Irrlehren mehr beschirmte als verfolgte, während der Kaiser Friedrich die ersten bedrohlichen Inquisitionsrechte schuf. In der Wirtschaft herrschten die Briganten über die schutzlos gewordenen Händler. Mit dem Tode Friedrichs II., 1250, setzte das Interregnum im Weltlichen ein, und in der Kirche folgten sich die Sedisvakanz in einem unheimlichen Rhythmus.

Freilich war es auch die Zeit des aufkommenden Humanismus und der ausgereiften Gotik, der großen Philosophen und Theologen wie Thomas von Aquin, Albertus Magnus und Bonaventura. Als der Aquinate 1265 seine "Summa" schrieb, wurde Dante Alighieri geboren. Mit den Franziskanern, Dominikanern, Augustinern und Karmelitern kam ein neuer religiöser Enthusiasmus auf, der ein wirkungsvolles Antidotum zu den Sektenübeln darstellte. Mit der Wahl Rudolfs von Habsburg zum Kaiser-König, zehn Jahre vor Yolandas Tod, fingen die Verhältnisse des Imperiums sich wieder einigermaßen zu normalisieren an.

In der Grafschaft Luxemburg hatten, so wie in sämtlichen umliegenden Herrschaftsgebieten, die Weltereignisse ihre üblen und weniger üblen Widerspiegelungen. Eine nationale Unität bestand natürlich nicht, da viele kleine aber absolute Monarchen von den hohen Burgen herunter und aus den Klöstern in den Tälern herauf ihr Regnum nach feudalen Rechtsbegriffen ausübten. Was Echternach, Prüm, Orval, Grund, Sankt-Hubert und Stavelot-Malmédy im Religiösen für die Gläubigen bedeuteten, das sollten für dieselben Untertanen im Weltlichen die Gaugrafen, Rauhgrafen und Wildgrafen sein.

Von diesen Schloßgewaltigen standen zwei in einem dauernden Komptitionsverhältnis zueinander: Vianden und Luxemburg. Der Sieg des einen oder des andern durch Übermacht entschied über das nationale Werden nicht weniger als über die Allgemeinbezeichnung des Gesamtlandes: Grafschaft Vianden oder Grafschaft Luxemburg? Bei Yolandas Geburt, 1230 oder 1231, lag das Übergewicht bei ihrem Vater

Heinrich I., der die Nachfolge Friedrichs I., Siegfrieds und Friedrichs II. angetreten hatte. Für Luxemburg wirkte, mit ebensoviel List und Klugheit wie mit politischem Sensus, Ermesinde, Heinrichs des Blinden (IV.) Tochter, vor dem nicht minder tatkräftigen und einsichtigen Heinrich V., dem Blonden. Sie brachte das entscheidende Potential für Luxemburg ein, das sich, nach der Wörringer Schlappe Heinrichs VI., über Heinrich VII., Johann den Blinden und Karl IV. unwiderruflich in der Hegemonie auswirkte: eine Grafschaft oder ein Herzogtum, wenn nicht gar ein Großherzogtum Vianden kam nun nicht mehr in Frage; der Kampf um die Gefolgschaft der kleinen Feudalherren, durch Gewalt bezwungen, durch Überzeugung gewonnen, vielleicht durch Geld erkaufte, war gegen die Herren an der Our entschieden worden.

Allerdings hätte die endgültige Gestaltung des Landes von der Viandener Prädominanz aus geschehen können, wenn der Plan des Grafen Heinrich, sich mit der Gräfin Ermesinde zu vermählen, nicht an der Vorsicht, am Mißtrauen und vielleicht auch am Neide Luxemburgs gescheitert wäre. So blieb ihm nur noch übrig, weniger ein großes Territorium als einen großen Namen als Mitgift zu erwerben: er heiratete die verwitwete Gräfin Issoudun, geborene Marguerite de Courtenay aus dem kaiserlichen Geschlechte derer von Konstantinopel, deren Mutter Yolanda ihren Namen an die Viandener Grafentochter weitergeben sollte. \*)

---

\*) Das latein-konstantinopolitanische Reich war eine unsichere Schöpfung der Kreuzritter gewesen, die 1204 die eingesessenen Herrscher entthront und an deren Stelle armee-eigene Fürsten gesetzt hatten. So waren sich rasch gefolgt:

Balduin, Graf von Flandern,

Heinrich, dessen Bruder,

Pierre de Courtenay, der von den Griechen gefangengenommen worden und in Gefangenschaft gestorben war, während seine Gattin Yolanda von Namür in seiner Abwesenheit das Imperium nicht übel verwaltet hatte,

Robert de Courtenay, Peters Bruder,

Balduin II. (von Courtenay) und dessen Vormund

Jean de Brienne.

Im hegemonialen Wettstreit der beiden Geschlechter trat dann das Umgekehrte dessen ein, was Heinrich I. angestrebt hatte, und zwar durch den Familienskandal der Viandener, unter Philipp, dem Bruder Friedrichs oder vielmehr dem Onkel Heinrichs (II.), der 1264 den Verwalter der Grafschaft – während seiner Kleinjährigkeit – in Schönecken gefangen setzte. Philipp wollte unter allen Bedingungen seine Freilassung erzwingen, verschrieb sich den Herren auf dem Bockfelsen als Gefolgsmann, gewann zwar so seine angemessene Viandener Herrschaft zurück, konnte aber nichts mehr gegen die Luxemburger unternehmen, deren Hausmacht nur noch rascher zunahm als zuvor.

---

Die Griechen rebellierten 1261, verjagten die Lateiner und wählten zu ihrem Kaiser den Führer des Aufruhrs, Michel Paläologus.

Das ritterhafte Abenteuerertum mußte sich im dreizehnten Jahrhundert nicht unbedingt in Fernensüchten manifestieren, es konnte sich gelegentlich rückstößig auswirken, etwa 1225 als, aus dem Osten kommend, in den Niederlanden ein Mann auftauchte, der sich Graf Balduin, vormaliger Kaiser von Konstantinopel nannte und behauptete, er sei gekommen, um das Reich der Gerechtigkeit zu errichten. Es liefen ihm daraufhin so viele Menschen zu, daß er Valenciennes zu erobern und ein kommunistisches Regnum einzuführen vermochte. Dann aber wurde er als Betrüger entlarvt und gehängt, woraufhin seine Adepten sich verließen.

Teilten die Courtenays auch nicht das Schicksal ihres Vorgängers auf dem Kaiserthron von Konstantinopel, so blieb auch ihnen nicht alles in der Gunst des Himmels. Es begann mit der Gefangenschaft und dem Tode Pierres und setzte sich fort in den Erbstreitigkeiten um Namür zwischen Robert, Balduin und Marguerite. Als die Enkelin Balduins II., Catherine de Courtenay, Gattin des Charles de Valois, am 12. Oktober 1307 in Frankreich begraben wurde, beteiligte sich am Begräbnis auch der Großmeister des Templerordens, Jacques de Molay, bevor ihn die Schergen des Königs Philippe le Bel in die ungeheuerlichste Verleumdungs-, Erpressungs- und Skandalgeschichte aller Zeiten ("Affaire des Templiers") hineinzwang. Im Kreuzritterreiche hatten die Tempelherren, besonders unter den Courtenays, eine bedeutende Verteidigerrolle gespielt. In Vianden selber waren sie vom Grafenpaar Heinrich und Marguerite stark begünstigt worden.

Als dem zweiundsiebzigjährigen Heinrich IV., dem Blinden, 1186 eine Tochter geboren wurde, schien die Bedeutung Viandens noch immer derjenigen Luxemburgs überlegen zu sein. Aber dann wandelten sich rasch, wenn auch in einer etwas kuriosen Form, die Proportionen an der Gestalt und an der Eigenart der jungen Prinzessin Ermesinde. Knapp einjährig wurde sie dem Grafen Heinrich IV., Grafen der Champagne, nicht nur angetraut, sondern auch anvertraut, damit sie der Betreuer in Troyes nach eigenen Prinzipien und persönlichen Einsichten erzoge. Dann aber bewirkte die Lageverschlechterung in Luxemburg eine Gefühlsumstellung in Troyes, nach einer geistigen oder politischen Ernüchterung vor einer jähen Herzverköhlung, die den Grafen zwang, die Braut nach Luxemburg zurückzuschicken und sich unter den Kreuzzüglern für einige Zeit unsichtbar zu machen. Ermesinde aber blieb nicht lange entlobt, denn mit drei Jahren wurde sie, 1189, dem Thibaut von Bar versprochen, der das nachfolgende Bündnis 1218 durch seinen Tod zerriß. Sofort brachte man die junge Witwe, ein wenig mit der nachdrücklichen Hilfe der Gefolgsleute, mit Walram von Limburg zusammen: die Ehe dauerte nicht länger als acht Jahre, denn 1226 verschied auch Walram und ließ eine abgeklärte, entschieden wirkende und politisch einsichtsvolle Fürstin mit ihrem Sohne Heinrich V., dem Blondem, zurück, der später, nach seiner Heirat mit Margarethe von Bar, sich zum größten "Länderversammler" und Hausmachtverstärker entwickeln sollte.

In Ermesindes Sterbejahr, 1247, hatte Yolanda, die Heiligmäßige, in Vianden ihren Bewährungskampf gegen die Familie und für ihr Ideal überstanden: sie trat ins Kloster Marienthal ein und legte den Schleier an, um den sie über ein Jahr-fünft lang, bis zum Krankwerden (1245), gerungen hatte. Zehn Jahre später wurde sie Priorin (1258), nachdem sie 1252 den Tod ihres Vaters betrauert und kurz darauf die Schleiernahme ihrer Mutter, Margarethe von Courtenay, begrüßt hatte. Zwar starb diese heißblütige und jähzornige Frau ihr bereits 1270 hinweg, allein sie hatte die Genugtuung gehabt zu sehen, wie aus ihrer heftigsten Widersacherin von früher eine ruhige und gottesgebene Büsserin geworden war, die in nichts mehr an ihre kaiserliche Abstammung von Peter, dem

konstantinopolitanischen Herrscher, hatte erinnern wollen. Yolanda selber machte aus dem armseligen Marienthal der Gründungszeit eines der reichsten Landesklöster, plante den Bau einer Kirche, der 1283 begonnen wurde, und konnte die Vollendung nicht mehr erleben, da sie im selben Jahre verschied, "prioratus sui anno XXV, aetatis vero suae circiter L". In diesem "circiter" schwang der Ton einer Klage mit, daß von der großartigen Frau aus der Regionalgeschichte nicht einmal das Geburtsjahr bestimmt werden konnte, obwohl doch manche Leuchten des dreizehnten Säkulums von ihr die seltsamsten Wunderdinge zu berichten gewußt hatten: zuerst der Verfasser des "Bienenstaates" aus Brüssel, Thomas de Chantimpré, Prior von Löwen (1201 - 1270), dessen Naivität in der Berichterstattung gar zu gerne ein Irrlicht für ein Engelslächeln hielt; sodann der Bruder Hermann von Veldenz (1250 - 1310), dessen Großvater Gerlach Besitzer mehrerer Ländereien in Waldbredimus und Schönfels und Ermesindes Gefolgsmann gewesen war. Als Kaplan von Marienthal übertrug der schöpferische Hermann die Klosterregeln ins Deutsche und dichtete, als Pfarrer von Sterpenich – wenn nicht schon früher –, das erste einheimisch anmutende Epos "Yolanda".

Das war auch die erste, poetisch übersteigerte, doch ernstgemeinte Anregung zum Beginn eines Beatifikationsprozesses, dem das Volk schon dadurch vorausgriff, daß es die heimgegangene Priorin "selig" nannte. Der Prozeß wurde nicht geführt, obschon das ungewöhnliche, in seiner Ausdehnung von rund sechstausend Versen allumfassende Dossier die wesentlichen Lebensangaben der Wirklichkeit getreulich nachgezeichnet hatte. Freilich mußten diese von der Fülle dichterischer Zugaben abgetrennt und vom Tone des Enthusiasmus auf den der Nüchternheit zurückgestimmt werden, um vor einem kühlen Richterforum die erwartete Anerkennung zu finden. Ein Richterforum kam nicht zustande, es langte auch nicht, sofern es um den echten Antrieb und die ehrliche Begeisterung ging, zur Beatifikation, und so blieb es sieben Jahrhunderte lang bei der einzigen Glorifikation durch den Konfrater des Sängers der "Erlösung", welche die "Yolanda" noch um tausend Verse übertroffen hatte.

Yolanda von Vianden geriet allmählich vor den breiten Massen in Vergessenheit. Lag das an der ungestümen Entwicklung in der luxemburgischen Klein- und in der europäischen Großwelt, als das Feudalregime zusammenbrach, als die Zahl der Freiheitsbriefe zunahm, als der "Kuhkrieg" (1275/77) den Norden des Landes zerstörte, als der Limburger Erbfolgestreit (1283) in der Schlacht bei Wörringen (1288) den einheimischen Adel dezimierte, als die Herrschaft der Franzosen in Italien (1265 - 1285) mit der "Sizilianischen Vesper" in einem beispiellosen Blutbad endete und als der Hundertjährige Krieg seinen Anfang nahm? Wohl durften Jean de Meung seinen "Roman de la Rose" und Jacques Bretel sein "Tournoi de Chauvency" dichten, wohl vermochten Peter von Aspelt und Balduin von Luxemburg (Trier) eine neue West-Ostpolitik für Europa zu inspirieren, allein im luxemburgischen Stammlande verschwand das Bild der Viandener Grafentochter immer mehr aus dem Volksgedächtnis, trotz den etlichen Neuauffrischungsversuchen durch Alexander von Wiltheim, Direktor Stehres, Pfarrer J.B. Toussaint und Professor John Meier (1674, 1841, 1888 und 1889). Der Name Yolanda wurde zu einer fremdartigen Bezeichnung, welche Eltern ihren Kindern vorenthielten und der die Regierenden weder Kirchen noch Kapellen, weder öffentliche Plätze noch Institute und Straßen zuerkannten. Yolanda stand ja nicht im Kirchenkalender, Yolanda wartete weiterhin – vergebens – auf ihren offiziellen Heiligenschein.

Und sie trägt ihn doch in der Überzeugung mancher Gläubigen. Immerhin zählt der Himmel mehr Heilige, als die römischen Chroniken vermelden, und es wird wohl kein Versehen vor dem Herrn der zälestn Heerscharen sein, wenn gute Christen innerlich zu rufen wagen:

O heilige Yolanda, höre uns!

Die Neuherausgabe (1974) des Bruder-Hermannschen Epos' "Yolanda" und das Aufspüren aller geschichtlichen Zusammenhänge mit dem Autor und dessen Heldin verfolgten, uneingestanden, den Nebenzweck, die Imago der "unkanonisierten Heiligen" in conspectu patriae aufzuhellen. Das Mysterienspiel "Das neue Spiel vom heiligen Willibrord",



dessen Zentralgestalt, als junge Bittstellerin vor dem Echter-nacher Heiligen, wieder Yolanda ist, erstrebt das gleiche Ziel. Wir zählen in unsern religiösen und weltlichen Geschichtsbezirken gewiß nicht so viele überragende Persönlichkeiten, daß wir uns den Luxus des dauernden – und immer schuldigen – Übersehens erlauben dürften. Die wissenschaftliche Bestimmung ihrer physischen und metaphysischen Standorte verhindert keineswegs das Wagnis von Imagination und schöpferischen Kräften, eine Konjunktion vorzunehmen, in welcher dimensionale Elemente ignoriert werden, um zwei oder mehr Wesen besonderer Art sich zu neuen Missionen treffen zu lassen, wie etwa Willibrord und Yolanda. Nichts läßt, nach lokalen, historischen und geographischen Begriffen, ihre Begegnung rechtfertigen, allein im geistigen Imperium, wo sub specie aeternitatis geschaut, agiert und geurteilt wird, sind erdichtete Zusammenkünfte raum- und zeitlos, also immer möglich. Freilich werden dann die Anachronismenfallen so verfänglich, daß sie zuklappen, sobald versucht wird, Geschehnisse aus dem späteren dreizehnten Jahrhundert ein klein wenig in das frühere vorzuziehen, um etwa das Thomassche "Pange lingua" dem Zwanzigjährigen zuzuschreiben, obschon es vielleicht erst vom Dreißigjährigen verfaßt wurde.

## Saint Benoît, Grand Patron de l'Europe

Tous, nous sommes happés par l'Histoire. Elle nous tient et elle nous littéralise pour nous imprimer au Grand Livre des Temps. C'est là l'incunable unique de l'Eternel, dans lequel les feuilles se suivent, en se ressemblant; dans lequel les pages sont identiques, apparemment, par les beaux signes qui les couvrent et parmi lesquels, pauvres petits caractères égarés, nous sommes enchaînés, afin de trouver, dans un contexte bien mis en bloc, notre vrai sens existentiel. C'est ce contexte, cependant, qui différencie; c'est le contexte variant qui marque les particularités et provoque, à tour de lecture, notre passion ou notre ennui, notre sourire ou notre pleur. Tournons-les, retournons-les, regardons de plus près et lisons ensemble:

480!

An de grâce aux temps lugubres des grandes disgrâces!

Quatre ans auparavant, l'empire romain occidental avait pris une fin sans gloire. Les Huns et les Vandales continuaient à envahir l'Europe déchirée et l'Afrique du Nord impuissante. Rome fut prise par Alaric. Le monde politique se fit collaborateur, et le monde spirituel, sapé par l'arianisme et le monophysitisme, se débattait dans des querelles de doctrine et de direction. Six ans après la naissance du Nursien Benoît, Clovis battit Syagrius à Soissons. Treize ans après, Théodoric, roi des Ostrogoths, était maître de toute l'Italie. Seize ans plus tard, Clovis se convertit au christianisme, et Benoît se prépara aux études des lettres dans une Rome, qui n'était plus celle de ses auteurs préférés. C'était une ville grinçante de bruit, de cris, de brouillamini, de vices et de tentations. Elle finit par rebuter Benoît qui s'enfuit dans le désert, pour y vivre décem-

ment, pour s'interroger sur soi-même, pour prier et pour se préparer à une voie nouvelle dans l'affreuse caverne de Subiaco.

S'il avait caressé le rêve de s'isoler du monde, totalement, il se trompait, car le monde le suivit: sans le vouloir, le jeune ermite fit des moines. Il en fit tant qu'il dut construire une douzaine de monastères autour de son refuge. Et il fit si bien qu'il suscita l'envie du prêtre Florent. Ce dut être un prêtre jaloux qui réussit à le mettre en fuite.

Cette fuite apparente ne fut qu'une accélération providentielle de sa marche vers une destinée qui l'attendait à Monte-Cassino. Car, de Monte-Cassino, en chrétien bien établi, il partit pour la conquête pacifique de l'Europe. Mettant l'extraordinaire au service du quotidien, mêlant l'aventure spirituelle à la fixité locale et échangeant les horizons désertiques de ses premiers essais contre les murailles de son abbaye-mère, il fit jaillir de sa sagesse et de son amour tant de pouvoir que des jets féconds en coulaient dans toutes les directions, jusqu'aux territoires quasiment inaccessibles, pour y fructifier: *Semen Sancti, messis populorum Europae!*

A sa mort, en 547, plus de trente centres entretenaient la flamme qu'il avait transmise et nourrissaient, à travers tout le continent, autant de foyers d'espérance et de charité.

Mais d'où sortit donc cette puissance de production et de reproduction? De sa seule Règle? On verra.

Benoît! C'était, au fond, le Romain qui ne se rendit jamais pour ne pas se voir dépouillé de ses vertus innées, le Romain qui ne fit que passer à Rome, où le tragique de l'écroulement d'une Capitale Mondiale le remplit de stupeur; c'était, encore et toujours, le Sabin riche et noble, parti pour étudier les classiques latins et sentant toute l'inanité de la vie urbaine désaxée en même temps que la futilité des sciences bassement humaines, face aux ruines, à la misère et aux désordres croissants; c'était, de son vivant déjà, le point focalisateur de toutes les bonnes volontés de l'Europe en crise; c'était l'axe stable dans les agitations, les inquiétudes, les paniques, les abandons, les migrations, les sauve-qui-peut des armées et

des populations; c'était l'agent stabilisateur et réordonnateur dans le chaos de l'empire romain chutant; c'était la presque seule autorité reconnue, trouvant l'obéissance de ses disciples, vivant dans le rayonnement permanent de son amour paternel; et c'était le facteur, ignoré tout simplement, de la renaissance, lente et irrésistible, de la civilisation chrétienne, malgré les heurts continus de la barbarie guerroyante.

Sa Règle sortit de tout cela. Sa Règle, toutefois, n'était pas la sienne dans les derniers détails, puisqu'il avait fait des emprunts auprès de l'ancien soldat Pachôme et d'autres chefs d'associations cénobitiques passagères. Il avait su, cependant, lui donner le cachet de sa personnalité de psychologue, de pédagogue et de sage, puisant aussi bien dans la tradition vive de ses ancêtres que dans ses expériences vécues. Terminée, elle devint sa «domina», comme elle devint la régente de ses disciples. Bien qu'elle fit de lui le lieutenant du Christ dans le monastère ou l'Abba de tous les «fratres-milites» et l'autorité incarnée, reflétant celle de Dieu, il se fit leur égal dans la pratique de la «virtus», de la «honestas», de l'«aequitas», de la «gravitas», de la «moderatio» et de la «discretio» – du mérite, de la considération, de l'égalité d'âme, de la dignité, de la mesure et du discernement – pour refaire sans cesse sa «rentrée en Dieu», afin de provoquer ainsi celle des autres.

Certes, la communauté, accessible à tout le monde, était une «schola dominici servitii», disciplinée, obéissante, travaillante et priante, une milice supérieure, dans laquelle les recrues se rencontraient respectueusement, en supportant avec patience les faiblesses et les infirmités, tant physiques que spirituelles, des autres. Ils s'isolaient du monde, dans un domaine clos, formant une entité économique autarcique et respectant la «stabilitas loci», la permanence du lieu, pour bien se distinguer des gyrovagues, ermites sans lieu et, parfois, sans Dieu, qui ne faisaient qu'augmenter les troubles de l'époque. En répondant, jour par jour, à la norme établie du «ora et labora», les bénédictins ne se séparaient pas violemment de la grande vie ouverte, la doctrine de leur Père ayant su faire une belle synthèse des deux forces en cause: Dieu et le Monde, comprise dans son Ordo admirablement conçu et

plein d'une bonne mesure, qu'heureusement il avait retrouvée dans un temporel, où la démesure, déjà, tendait à régner en maîtresse. Tout cela fit aspirer à une harmonie d'existence, dans laquelle l'abandon confiant à la Providence divine s'allierait à une foi, toujours sûre, qui ferait s'adonner au travail manuel aussi allègrement qu'à la méditation et aux œuvres de charité et de pacification.

Cela, toutefois, ne fut ni l'avis ni l'affaire de tout le monde. Un jour, bien plus tard, il est vrai, le Père Abbé d'une de ces Communautés reçut cette lettre de la part d'une célébrité européenne:

«Je ne critique pas les frères gris et les moines noirs (les Franciscains et les Bénédictins), parce qu'ils font grand cas de leur règle, mais parce que certains d'entre eux y attachent plus d'importance qu'à l'Évangile; plutôt à Dieu que ce ne fût pas le cas pour la plupart!... Je ne doute nullement que ceux qui agissent ainsi ne soient d'excellentes gens; mais je souhaite de tout cœur que la religion de l'Évangile soit tellement agréable à chaque homme qu'il s'en contente et ne désire pas la religion des moines noirs ou des frères gris. Et je ne doute pas que Saint Benoît et Saint François en feraient tout autant.»

Ainsi s'exprima un ancien moine, dont le point de vue était à l'opposé de celui de Saint Benoît. Pourtant il fut un homme extraordinaire, lui aussi, génial, en quelque sorte, mais incarnant l'instabilité locale et mentale au point de soulever, forcément, la riposte de désaccord. Erasme de Rotterdam, réfractaire à toute règle et rebelle à toute autorité, hormis la sienne, toujours insoumis aux idées des autres, mais jalousement épris de celles qu'il avançait, n'avait jamais compris la valeur intrinsèque d'une ligne de conduite préétablie et la force rectrice de la Règle, tout comme il n'avait jamais cessé de confondre la religion patelinée de l'humanisme jouisseur avec les inévitables impératifs de l'Évangile pratiqué.

Non, Saint Benoît est resté pour l'Europe, pour l'Europe en tout premier lieu, mais pour le monde aussi, l'inégalable représentant d'une vraie vision européenne, de la vision d'une Europe réellement grande et forte, et, par la concrétisation de son programme et la transposition de sa vision dans la réalité

des faits de tous les jours, une vision vraiment européenne du monde, toujours à démêler et à réorganiser, ainsi que de l'humanité, sans cesse à redébarbariser.

Il savait bien que l'Occident, même son Occident en pleine décadence, était beaucoup plus qu'une immense pelote vivante, grouillante et virulente de peuples angoissés; il y voyait tout un empire spirituel, un terrible Commonwealth d'âmes en détresse, dans lequel la paix brisée – physiquement et métaphysiquement – d'une partie seulement mettait en cause, en état d'alerte et en état de rappel toutes les autres. Devant cette Europe, chaotiquement agitée, il ne cessait d'entrevoir, avec la simplicité qui le caractérisait, mais brûlé par l'amour et travaillé par l'espérance, l'état de famille universelle à conquérir, à la longue, par l'enjeu quotidien des petits moyens, des très petits moyens, peut-être, de la patience, de l'endurance et de l'acte de foi individuels, convergeant tous dans les deux lits de salut creusés par ses «scholae» et leurs aides bénévoles, l'Adoration de Dieu et l'Amorisation des Hommes-frères, haïssant l'indolence et la fainéantise – physique et métaphysique – pour chérir l'engagement total dans les occupations saines de la resanctification.

Saint Benoît, aujourd'hui, devant nous et devant l'Europe tâtonnante et atermoyante, aurait, certes, à lever son index d'Abba pour nous faire voir, d'un geste aimablement, mais fermement désapprobateur, notre dégoût des travaux manuels, nos impétuosité à anathématiser les efforts corporels, nos manies à refermer le monde, il piccolo mondo de nos convenances personnelles et nationales, et à xénophobiser ceux-là, précisément, qui viennent suppléer à nos bras défaillants. Son sens pratique inné, cependant, ne démentant jamais sa foi, pourrait faire de chacun de nous un «miles statarius», un homme énergiquement debout, droit, élevé, ambitionnant le plus haut et le plus grand, plaisant moralement et servant, dans son érection même, cette humilité qui, si elle ne fait pas le héros, peut faire le saint.

Il suffirait, pour y arriver, de se rendre, ne fût-ce que mentalement, à Subiaco, avec Saint François d'Assise, pour y sentir le secret de Saint Benoît: les ronces qui, là-bas, l'ont gêné,

ont eu, par le plus discret de ses miracles, des ramifications étonnamment riches, allant vers tous les espaces, à travers tous les temps et faisant sortir de leurs couvertures, par-ci, par là, les fleurs incomparablement belles et odorantes d'incensants enthousiasmes.

Ses disciples sont là, prêts à semer, encore et encore, le grain fertilisant du Père des Pères bénédictins. Ils sont là quand il le faut, tout comme il était présent, lui, quand il le fallait, pour faire ce que, d'abord, il n'avait pas l'intention de faire, pour sauvegarder ce que son programme initial n'avait pas prévu, pour faire poindre, en dehors de sa mission proprement dite, des génies comme Saint Thomas d'Aquin et des Saints comme Willibrord dont, ici, nous inhalons encore les indélébiles parfums de sa présence, et de sauver, un peu malgré lui, une civilisation dont la puissance de fécondation n'était pas épuisée, tout comme il est devenu évangéliste et fondateur d'écoles, malgré la lettre nue de sa Règle. Sur sa longue route de la caverne de Subiaco au Monastère de Monte-Cassino il s'est senti mené par Celui qui voulut que l'ermite devînt meneur d'hommes.

C'était une volonté que le langage humain, trop faible, trop insuffisant, met au pilon de l'imparfait, alors qu'elle n'est d'aucun temps, étant de tous et n'étant que le Sempiternel PRESENT.

Ce qui, dans tout présent, fût-il le plus effrayant, est notre suprême réconfort. Pour autant, il est vrai, que le «zelus amaritudinis» du chapitre 72 aura fait s'achopper à leurs penchants les moines, les moniales, les prêtres et les laïcs, trop partialement épris des controverses théologiques et des prises de position audacieuses, et s'orienter, dorénavant, à l'aide du texte, frappant et bouleversant, de Saint Benoît:

«Il y a un zèle d'amertume qui est mauvais, qui conduit à l'enfer; et il y a un bon zèle qui éloigne des vices et conduit à Dieu et à la vie éternelle».

Les vrais fils de l'Eglise reprendront connaissance, aujourd'hui, de cette règle, et reprendront conscience, en même temps, de leur responsabilité, face à la glorieuse tradition qui leur est parvenue en héritage.

# Litterae



# Luxemburgs Rang in der weltweit tradierten Tierdichtung

## Die Fabel als Ursprung

Fühlt der Mensch mit Phantasie sich wohl in seiner Haut, so hat er nicht das Bedürfnis, in eine andere zu flüchten. Nein, er bleibt in sich selbst daheim und läßt es sich, ob redend oder schreibend, so gut wie möglich sein. Anders freilich ist es, wenn er mit Unbehagen dem entgegenseht, was Scherbengericht, Inquisition, Zensur, Justiz oder öffentliche Meinung ihm anzutun vermöchten. Dann sucht er, mit seinem Aus-, auch sein Unterkommen in Löwen- oder Katzenpelzen und redet tierisch-tropologisch zu den Geschöpfen seines Herrn.

Das war schon so zur Zeit des homerischen Kulturkreises, vom neunten bis zum siebenten Jahrhundert vor Christi Geburt, als die Batrachomyomachie – der Froschmäusekrieg – als Ilias-Parodie entstand, die noch in den deutschen Reformationskämpfen des sechzehnten Jahrhunderts nach Christus durch Georg Rollenhagens "Froschmäusler" über die protestantische Agitationsliteratur eine satirische Nachkommenchaft erzeugen sollte;

es war noch so, als um 700 vor Christus die Tierfabeln aus Arabien nach Griechenland verpflanzt wurden, wo Hesiod, noch anderthalb Jahrhundert vor dem buckligen Phrygier Aesop, sie in die Hellassprache umkleidete;

es hatte nicht geändert, als etliche Jahrzehnte später die heroisch-komischen Tierdichtungen des Aristophanes sich nicht scheuten, unter ihre Merktitel verschiedene mit Tiernamen, wie "Vögel", "Wespen", und "Frösche", aufzunehmen;

es hielt sich weiterhin, als die Römer nicht unterließen, ihren militärischen Eroberungen in Hellas auch geistige dadurch beizugesellen, daß sie das vorgefundene Schriftgut nach Rom schafften, – darunter auch die Fabeln der Hesiod und Aesop, welche 30 vor Christus in Julius Phädrus und 160 nach Christus in Flavius Avianus gute Translatoren für die prosodische Übertragung ins Lateinische fanden;

und es blieb unverändert, wenn auch in den Formen verbessert, als zur Zeit Karls des Großen ein Romulus Imperator, später auch ein Romulus Nilantii, an den überlieferten Werken Prosa-Adaptationen vornahmen, die im 12. Jahrhundert eine Anreicherung durch die Engländer Alexander Neckham und Walther erfuhren, wodurch Marie de France zu einer französischen Präsentation des packenden Literaturstoffes verführt wurde.

Allerdings verballhornte die hochadlige Dame ihre Ur-Autoren Aesop und Avianus, machte aus ihnen einen Ysopet und einen Avionnet und ließ die Fabelsammlungen mitsamt ihren verwandten Dichtungen unter diesen Namen verbreiten. So gab es denn im 12. Jahrhundert einen "Ysopet de Paris", einen "Ysopet de Lyon", einen "Ysopet de Chartres" neben einem "Ysopet et Avionnet" der Marie de France mit je zwanzig bis siebzig "dits", also kurzen Lesestücken in Vers oder Prosa.

## Die allvölkischen Anfänge

Auf solchen Wegen gingen von der Antike die neuartigen Erzählweisen in die Vernakularien und in das mittelalterliche Latein über, gelangten als Lern- und Lehrkorpus in die Klosterschulen wie in die Universitäten und reizten fortwährend talentierte Junggeister zur Imitation an. Die Geschichten vom kranken Löwen, von der endlosen Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs, die Streitgespräche und Streithandlungen zwischen Kalb und Storch, zwischen Hahn und Wolf, zwischen Eule und Nachtigall (mittelenglisch), zwischen Drossel und Nachtigall, zwischen Kuckuck und Nachtigall (schottisch), zwischen Bär und Hund, zwischen Ameise und Fliege, zwi-

schen Wolf und Geißbock, zwischen Spinne und Mücke verbreiteten sich dialektisch und schriftsprachlich über ganz Europa. Der Esel wurde lied- und literaturfähig gemacht, und die länderweiten Invektiven, mit Tiernamen als Wurfmitteln, fanden Eingang in die klösterlichen Schreibstuben, wo sie nach ihrer Verpoetisierung skriptorienkunstmäßig fixiert wurden. Dichterische Wortwechsel in Tiermasken, mit gegenseitigen Schmähungen, wurden sowohl in Island wie in der Türkei, in Polen wie in England, in Frankreich wie in Deutschland, in der Schweiz wie in den Niederlanden bekannt. Nicht immer verbargen sich unpoetische Absichten hinter Löwen-, Esels- und Wolfsköpfen, wenn auch die Fabeln verschlüsselt waren und den Lesern das Rätselraten nicht leicht gemacht wurde. Ja, man ging noch weiter und legte sich, mitsamt den Freunden, Tiernamen zu, welche allgemeine Anredegehung besaßen. Um das Jahr 800 nannte der Benediktiner Alkuin, Höfling Karls des Großen und Abt von Sankt Martin bei Tours, seinen Freund Arno "Aquila", sich selber "Cignis", "Anser" oder "Hirundo", Theodulf "Gentilupus" und "Dodo", seinen Schützling, "Cuculus". Die Dom- und Klosterschüler fanden es nicht verletzend, wenn Egbert von Lüttich talentierte Burschen "Kälber", untalentierte aber "Esel" hieß oder wenn Nigellus von Longchamp aus dem Cambridger "Christchurch"-Kloster um 1170 in seinem "Narrenspiegel" das Rufwort Burnellus gebrauchte, um den Esel zu bezeichnen, der einen langen Schwanz haben wollte und einen Studenten markierte, dem sieben Jahre Studien an der Pariser Universität weder Wissen noch Geltung erbrachten. Nigellus durfte sich dabei auf die Tradition des alten Rom berufen, das seine stupidesten Schüler, die Klassenletzten, mit dem Namen "asellus" belegt hatte, – es waren die Vorfahren unendlich vieler Nachkommen gewesen, deren Reihe noch immer weiterläuft, auch wenn die Mimen als Männer mit den Eselsköpfen und die Helden der mittelalterlichen Eselsfeste endgültig verschwunden zu sein scheinen.

Das "festum fatuorum", "festum stultorum" oder "fête des fous" und "fête de l'âne" war ursprünglich der Auswuchs einer Subdiakonsbeteiligung am Gottesdienste mit Begrenzungüberbordungen, die eine Weile toleriert wurden, sich

dann selbständig machten und schließlich im Skandal auslie-  
fen. Bereits im 12. Jahrhundert waren sie nicht mehr einzu-  
dämmen, wie ihr stärkster Bekämpfer, Eudes, Erzbischof von  
Paris, es 1199 hatte erleben müssen. Die Geister, welche von  
den Subdiakonen beschworen worden waren, ließen sich  
kaum noch einfangen und in Fesseln halten. Nicht einmal die  
im Offizium vorgetragene "Eselsprose" konnte abgeschafft  
werden, obschon sie alles andere als gottesdienstlich würdig,  
noch in der deutschen Übertragung von G.M. Dreves, klang:

"Orientis partibus Adventavit asinus Pulcher et fortissimus, Sarcinis aptissimus. Hez, Sir Asne, hez! Hic in collibus Sichen Enutritus sub Ruben	Aus dem Morgenlande kam Uns ein Esel lobesam Esel schön und tapfer sehr, Keine Last ist ihm zu schwer. He, Herr Esel, he! Ruben zog auf Sichens Höhn Auf dem Esel stark und schön,
Transiit per Iordanem, Salit in Bethlehem. Hez, Sir Asne, hez! Saltu vincit hinnulos, Dagmas et capreolos,	Durch des Jordans Bette tief Er gen Bethlem hurtig lief. He, Herr Esel, he! Also zierlich tanzt einher Rehlein, Zicklein nimmer- mehr.
Super dromedarios Velox Madianeos. Hez, Sir Asne, hez! Aurum de Arabia, Thus et myrrham de Saba Tulit in ecclesia Virtus asinaria.	Also hurtig traben kann Kein Kamel aus Madian. He, Herr Esel, he! Goldbeladen kam I-ah Fernher aus Arabia, Fern aus Saba hat beschafft Gold und Weihrauch Esels- kraft.
Hez, Sir Asne, hez! Dum trahit vehicula Multa cum sarcinula	He, Herr Esel, he! Während er im Karren keucht Und gar schwere Lasten zeucht,
Illius mandibula	Mahlt sein starkes Backen- bein
Durit terit pabula Hez, Sir Asne, hez!	Hartes Futter kurz und klein. He, Herr Esel, he!

Cum aristis hordeum

Comedit et carduum  
Triticum a palea  
Segregat in area.

Hez, Sir Asne, hez!  
Amen dicas, asine,  
Iam satur de gramine,

Amen, amen itera,  
Aspernare vetera.  
Hez, Sir Asne, hez!

Gerstenstroh mit Acheln  
dran,

Disteln er verknaufen kann,  
Auf der Tenne mit Bedacht  
Drischt von früh er bis zur  
Nacht.

He, Herr Esel, he!  
Amen sprich nun, Eselein,  
Wirst wohl satt vom Grase  
sein,

Amen, Amen früh und spät,  
Alles Alte sei verschmäht.  
He, Herr Esel, he!“

Diese Darbietungen in der Kirche quollen nach und nach auf die Straßen hinaus und, als Narrenumzüge, in die Stadt hinein, wo sie mehr und mehr zu Ausschweifungen verführten. Kein Wunder, daß die Narrenbrüderschaften und die "Geckengesellschaften" sich sämtliche Wohnregionen eroberten und mit ihrem Abbas canardorum (Narrenvater) oder ihrem Praecentor stultorum (Vorsprecher der Toren) durch das 12., 13., 14., und 15. Jahrhundert ihr Sonderfeiern siegreich gegen die Kirche zu erhalten vermochten. Erst im 16. starben sie allmählich ab, doch ihre Eselsmasken und ihre entkirchlichten Aufmärsche erhielten sich durch alle nachfolgenden Jahrhunderte hindurch als Fastnachtsspäße oder Karnevalssumzüge. Und in etlichen Munizipien dieses oder jenes Landes wurden von Zeit zu Zeit noch "Eselslieder" zur Aufpulverung der Gesellschaftsstimmung vorgetragen. Jedenfalls hielt die Lust zum Fabulieren mit Tiergestalten, über Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Gotthold Ephraim Lessing, Magnus Gottfried Lichtwer, Johann Wolfgang Goethe und Jean de La Fontaine hinaus, bis in die deutsche Romantik und bis zum "Gestiefelten Kater" von Ludwig Tieck hinüber, an.

So geisterten denn die Tiergeschichten Jahrtausende lang, zuerst mündlich und dann schriftlich, zuerst in der Folklore und dann in der Literaturgeschichte, durch das Völkergedächtnis fort und wurden, bald da, bald dort, von den empfänglichsten Naturen rezipiert und, je nach Talent und

Gnade, in kuriose oder in meisterliche Dichtungen übersetzt. Möglich ist noch immer, Direktbeeinflussungen aus dem gewaltigen Welttraditionsfundus nachzuweisen und textlich zu belegen, doch allerletzte, wenn nicht allererste Quellen bloßzulegen, wird nicht einmal der seriösesten Forschung, trotz allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln der Neuzeit, mehr gelingen können: das Geheimnis der Übertragung von Volk zu Volk und von Schöpfer zu Schöpfer, vom Erfinder zum Nachempfänger oder Nachschöpfer läßt sich kaum noch lüften, obschon die endgültige Entschleierung immer wieder versucht wird.

## Die Blütezeit im Mittelalter

Die geistige Kontamination durch die von Rom und Hel- las erprobten Themen gewann ihre stärksten Ausmaße wohl im Mittelalter und in der europäischen Humanistenzeit, als die Nachahmung und die Ausschmückung der Fabeln nicht nur volkssprachige, sondern auch lateinische, nicht nur schau- spielerische, sondern auch alldichterische Verbreitungs- dimensionen annahmen, wobei sich ergab, daß die lateini- schen Phantasieprodukte ohne die populären Vorarbeiten kaum möglich gewesen wären. Was in England als "debate" und "altercatio" aufkam, gestaltete sich in Frankreich zu "débat" und "jeu-parti", in Italien zu "tenzone" und im Pro- venzalischen zu "partimen" aus. Sowohl bei den Altfranzosen wie auch bei den Anglo-Normannen gab es Tierparlamente mit unterschiedlichen Bezeichnungen.

Als Prädilektionsgestalten galten mehr und mehr, außer dem Esel, der Wolf und der Fuchs. Reinardus und Ysengri- mus wurden, zwischen dem 10. und dem 15. Jahrhundert, zu Absoluthelden der lyrischen, epischen und dramatischen Gesänge. Das setzte um 1100 mit der "Ecbasis cuiusdam cap- tivi per tropologiam" aus dem lotharingischen Raum um Toul ein. Dieser "Ausbruch eines Gefangenen" erzählte die Ge- schichte eines Kälbchens, das den Stall verließ, vom Wolf gefangen gehalten, dann befreit wurde, um reuig in seinen

Stall zurückzukehren, dazwischen aber die Innenhandlung eines Tierhoftages mit sämtlichen Abenteuern der Wolf-Fuchs-Feindschaft mitzuerleben. Das Werk war eine einzige Folge von Witz, Humor, Ironie und Satire in lateinischer Aufmachung. Seine centoartige Konstruktion und seine metrische Textgestaltung wimmelten von Horaz-Zitaten und offenbarten sämtliche Attribute einer deklamatorischen Klosterschulübung.

Durfte diese "Ecbasis" als eine Konfrontierung von klösterlicher und höfischer Lebensweise empfunden werden, so war der ein Säkulum später entstandene "Ysengrimus" des Magisters Nivardus, eines Geistlichen aus Flandern, der wirklichen Gegnerschaft zwischen Fuchs und Wolf, zwischen Klugheit und Torheit verschworen. Die aus der mündlichen Überlieferung geschöpfte Fabel wurde vom Gestalter aus Eigenem ausgebaut und fand, nachdem sie unter verschiedenen Titeln gedruckt worden war ("Proverbia Ysengrini", "Flores Ysengrini", "Explicit Ysengrinus et Reynardus" u.a.) erstaunlich viele Nachahmungen und Umgestaltungen ("De Ysengrino et Reynardo", "Reynardus vulpes", "Ysengrinus abbreviatus"), welche Aesops Originalwerk "Fabula prima de mulo, vulpe et lupo" kaum noch sichtbar werden ließen.

Selbstverständlich wirkte sich die Vorlage am ursprünglichsten in den Volkssprachen aus, nachdem Frankreich im 12. Jahrhundert durch den "Roman de Renart" den Auftakt gegeben und in rascher Folge alt- und mittelfranzösische Imitationen, wie etwa "Renart le Contrefait", "Couronnement de Renart", "Jugement de Renart", "Le Pélerinage de Renart" von Pierre de Saint-Cloud, "Renart le Nouvel", "Renart le Bestourné" von Rutebeuf, dem auch die "Dits des bestes et oyseaux" zu verdanken waren – es gab nicht weniger als siebenundzwanzig Abzweigungen des guten alten Themas – hatte erzeugen und verbreiten lassen.

In England kamen im selben 12. Jahrhundert auf: "Of the Fox and of the Wolf" sowie "Reynard the Fox"; in Deutschland Heinrichs des Glöichenars "Reinhart Fuchs". Dort setzte sich die Reihe bis ins 16. Jahrhundert hinein fort. Die Niederlande folgten mit "Van de Vos Reynarde"; Niederdeutsch-

land mit "Reynke de Vos" in zweifacher Ausführung; Mitteldeutschland mit "Reineke Fuchs", den Goethe später in "Reinecke Fuchs" episch zur Vollendung brachte. Sämtliche Werke enthielten, egal in welcher Sprache geschrieben, welchen Landesverhältnissen unterworfen, eine Fülle von Anspielungen auf Fakten und Zustände aus ihren Entstehungszeiten. Nicht alle sind für die heutigen Generationen entscheidbar geblieben.

## Die luxemburgischen Spätlinge

Das war dann auch die Zeit, in der sich luxemburgische Autoren auf das Gut besannen, das ihnen aus vielen Ländern und in mancherlei Sprachen übermacht worden war. Gewiß hatte das gesangliche oder das rhetorische Spiel mit den Tieren längst zuvor im Folklore und in der Volksdichtung eingesetzt: die Tierschwänke aus der "Uecht", die Märchen von den redenden Vögeln, Rehen und Füchsen, der "Komper Kueb" und ähnliche Geschöpfe der durchgängigen Imagination waren so gemeinschaftsnotorisch geworden, daß schöpferische Geister an diesen Schätzen sing- und schreibselig zu werden vermochten.

Bei Anton Meyer langte es, mit seiner Maus-Beichte und seiner Katze als Pfarrer, allerdings nicht zu einer literatur- oder heimathistorischen Anerkennung. Karl Beckers "Haraspel" – die eher dem Deutschen Julius Stettenheim ("Berliner Wespen") als dem Griechen Aristophanes entlehnt war – brachte wohl "letzeburgesch Stéch" mit wüsten Schwellfolgen im luxemburgischen Sprachfleisch an, konnte aber weder ihr Fremdengemüt noch ihre Preußenmentalität hinter einheimischen Deckmänteln salvieren, und Franz Landmanns "Hirschiade" war nicht nur zu griechisch-, sondern auch zu deutschtümelnd, als daß sie gutluxemburgisch hätte abgesigelt werden dürfen. Nicht einmal Karl Joseph Philipp Knaffs "Geschicht vum Iesel" oder Josef Specks "Hämelmaous-Lidd" vermochten in der Sondergattung zu bestehen, die zu Humor, Witz, Ironie, Satire und einem langen Atem auch die dramatisch fortwirkende Kontrasthaltung und Konträrstel-



lung zweier regsamer Temperamente forderte. So brauchte es seine Zeit, bevor sich Klassiker an jenen Weltthemen versuchten, welche in den umliegenden Ländern bereits vier- und fünfhundert Jahre zuvor stammeseigen gemacht worden waren. Sollte der einheimische Kulturrückstand auf das abendländische Durchschnittsgeistes- und Literaturniveau etwa diesem Zeitmaße entsprochen haben?

Erst Dicks und Michel Rodange fühlten sich wirklich berufen, in der echten Tierdichtung dem Heimatgeiste, der Heimatsprache und dem Heimatwitze das Prüffeld ernsthafter Befähigung und durchschlagender Aus- und Eindringlichkeit zu erschließen. Daß sie für ihre Entwürfe erfinderische Ausnahmekräfte mitgebracht hätten, kann nicht behauptet werden. Allein sie taten, was selbst ihre Vorgestalter aus dem Mittelalter nicht verschmäht hatten, bemächtigten sich der guten Grundideen und machten die Fremden mit den selbst-erdachten Handlungsepisoden aus fernweltlichen und fernzeitlichen Zonen in ihrer Gegenwartsalltagswelt vollkommen heimisch. Dabei nahmen sie, mit ebensoviel Lust wie Liebe, Menschen aus der Immediatnähe und Zustände, die ihnen auf Hand und Herzen brannten, meisterlich auf Korn und Kimme, um sie, wenn nötig, humorig oder ironisch durchzuwalken, – es durfte ja nicht übel genommen werden, da Tiere redeten und Tiere handelten, welche immer nur Widersprecher der Menschenwirklichkeit sein konnten.

Von wo die beiden Dichter ihre Anregungen bezogen, ist für Michel Rodange direkt belegbar – und in der Tockert-Ausgabe seiner Werke zur Genüge nachgewiesen worden – während für die Dicksschen "d'Vulleparlament am Grengewald" aus dem Jahre 1848 und "De Wellefchen an de Fischen, eng al Séchen nei a Reimen gesât" alle Vermutungen offen sind. Wenn in meinem Buche: "Luxemburgs Kulturentwicklung im neunzehnten Jahrhundert" Heinrich der Glíchenare mehr dem "Rénert"-Dichter als dem "Vulleparlament"-Sänger vergleichsweise gegenübergestellt wurde, so hätte mit derselben Berechtigung auch das Umgekehrte geschehen dürfen, da Dicks in seiner "alten Sage" – der er den Vierzeiler vorausschickte:

”Zur Zeit we’ d’Meis Paréke gedrôn  
An d’Râten  
Hoerbeidlen hâten  
As dât geschitt, wât ech elo sôn“ –

fast genau dieselben abenteuerlichen Ereignisse anführte, denen sieben Jahrhunderte zuvor der Elsässer Heinrich der Glîchenare und die Französin Marie de France im ”Ysopet“ bessere Gestaltertalente gewidmet hatten. Die Glîchenaresche Geschichte des Ehebruchs von Fuchs und Wölfin, welche selber im ”Roman de Renart“ genascht hatte, ließ reihum Fuchs, Hahn, Meise, Hunde, Raben, Esel und Bären auftreten und erzählte frisch und fröhlich die Peripetien des Fischfangs, des Abstiegs in den Brunnen, des feierlichen Schwurs, der Erkrankung des Löwen, des Honigschleckens, des Löwen-Hoftages und der Löwen-Heilung.

Vier ungleich lange Kapitel im ”Roman de Renart“ hießen:

”Wie Renart und Ysengrin aus dem Meere stiegen;  
Wie Renart die Fische des Fuhrmanns fraß;  
Wie Renart den Ysengrinus zum Mönchen machte;  
Wie Ysengrin vom Renart zum Aalefang verleitet wurde“.

Der Ausklang dieses ”Renart“ war das Gegenteil einer Beendigung der Auseinandersetzung: Ysengrin, der in großen Sprüngen waldhinein geflohen war, erklärte nämlich fluchend, daß er sich beim ersten Wiedertreffen an Renart wohl zu rächen wüßte.

Im ”Wellefchen an de Fîschen“ folgten sich die abenteuerlichen Begebnisse etwas anders, und zwar so:

”We’ de Wellefchen op d’Juôcht gêt an de Fische bege’nt;  
We’ de Fîschen d’Ham an de Kirmeskoch fresset an de Wellefchen Stréck krit;  
We’ de Wellefchen mam Fische fesche gêt a sei Schwanz am Eis stieche le’sst;  
We’ de Fîschen dem Wellefchen e Schwanz fu Stre’ mécht a we’ de Stre’schwanz ferbrèntt;

We' de Fischen mam Wellefchen Flêsch stéle gét.  
We' de Fischen entwescht an de Wellefchen den  
Do'tstréch krit“.

In diesen Aufzählungen gibt sich die autorliche Erfindungsmacht nicht weniger deutlich kund als die Abhängigkeit von uralten Vorlagen, deren fabulöse Schurkereien und schwankhafte, vom untergründigen oder nachläufigen Hohne aufgepefferten Hypokritenakte der völkischen Memoria keineswegs verloren gegangen waren. Denn nicht alles, was gewissen Schrifteinfällen oder Buchabenteuern entlehnt zu sein schien, war nur eine unbewußte – vielleicht auch teilbewußte – Rückerinnerung an mündlich überlieferte Herd- und Lagerfeuermärchen.

In Michel Rodanges "Rénert" offenbarte sich der handgreifliche Anteil am äußerst differenzierten Traditionsschatze wohl minimal und floß aus der einzigen Quelle, welche Goethes "Reinecke Fuchs" darstellte. Allein der Luxemburger machte aus dem, was der Deutsche bot, eine wundersame Detailvermehrung, indem er alles, von der Sprache bis zu den Aktionen, von den Fakten bis zum Geiste, von den Milieustudien bis zu den Umweltzuständen, zu einem Luxemburgum eigener Art ausgestaltete. Selbst die Zahl der Tiere ging bei ihm weit über das hinaus, was die Altfabeln vorzustellen liebten. Und den verschiedenen Charakteren verlieh er Züge, die nur in seiner nationalen Kleinwelt denk- und glaubbar waren. Eichhorn, Gakhans, Specht, Grimpert, Grasmücke, Wolf, Marten, Duckert, Braun, Finette, Hase, Rehbock, Echel, Hinz, Rénert, Ebel, Raps, Graps und Gripschen konnten nur in der Dorf-, wenn nicht in der Dörperatmosphäre und in den Zeitumständen von 1860 bis 1880 ein Da- und Sosein gewinnen, dem sich die Menschen jener Epoche und jenes Ländchens als Sympathisanten ergaben. Was nebenbei im episch breiten Ablauf der Fuchs-Wolf-Historie an bunten Animalien mitlief, zumeist als Schlüsselfiguren für landes-, welt- und regionalgeschichtliche Persönlichkeiten: Pudel (Napoleon), Ratten (Soldaten), Katze (Königin von Spanien), Mäuse (Revolutionäre), Frosch (König von Italien), Schnecke im Schneckenhäuschen (Papst im Vatikan),

erkrankter Rabe (Kaiser Franz Joseph), junger Habicht (Wilhelm von Preußen), Maulwurf (General Benedek), Specht (Professor Engling), Affen (Zeitungsleute), Goldfuchs (Annexionspartei), de Lupart (Norbert Metz) u. a., war leichter zu lesen und fröhlicher zu genießen als richtig zu entschleiern.

Das verhinderte, außer dem Vollmaß an Verständnis, wohl auch den Freudenhöchstgenuß an den köstlichen Handlungsspäßen, allein es konnte nie – und kann auch heute nicht – das Aufkommen eines Gemütsbehagens unterbinden, das von der Würzigkeit des abgeklärten Esprits im Verein mit der bodenständigen Narretei erzeugt zu werden vermag.

In Dickens "Vulleparlament" ließen sich Phantasie, Humor und Ironie mehr vom satirischen Elemente im Krea-tionsvermögen des Dichters überherrschen als vom schöpferischen Willen des traditionsbewußten und überlieferungserfahrenen Volkskundlers, den es zur nationalsprachigen Nachahmung gereizt hätte. Es war sofort ersichtlich, daß ihm ferne gelegen hatte, ein episches Meisterwerk oder gar große Literatur zu machen; spürbar wurde, daß der Gesang aus einem Mischzustande von Schnapslaune und Katerstimmung entstanden war, wie ein Spielchen etwa, das, für sich selbst erfunden, den Freunden zur Erheiterung am Stammtische und den abwesenden Parlamentsgrößen zur kurzweiligen Verbitterung vor den Wählerkreisen dienen sollte. Und dann wurde es, trotz seinem unterschwellig mitagierenden rationalistisch-liberalistischen Zynismus, doch gute Literatur in dem Sinne, daß die Geschichtler an ihr nicht schweigend vorübergehen konnten.

Allerdings darf das Werk, entgegen seiner Beziehbarkeit auf ältere Vorbilder, weder mit dem "Parlement of Foules" des Geoffroy Chaucer aus dem vierzehnten Jahrhundert, noch mit "De planctu naturae" des Alanus von Lille aus dem zwölften Jahrhundert, noch mit dem "Somnium Ciceronis" aus dem ersten Jahrhundert vor Christi Geburt in Vergleich gebracht werden; bestenfalls wäre eine Annäherung an das deutsche Volkslied aus dem Jahre 1830 zu verantworten: "Es wollt ein Vogel Hochzeit machen". Der Dickssche Text ließe

sich ohne weiteres nach der alten (1600) wie nach der neuen (1842) Weise singen; es fehlte bei ihm nur der Refrain: "Vidirallala, vidirallala, vidiralla la la la". Doch drängte sich dieser beim Lesen oder beim Vortrag nicht geradezu auf, insbesondere dort, wo die Vierjamber und die Wiederholwörter die gleiche Fortsetzung zu heischen scheinen?:

"Der Uhu, der Uhu  
der macht die Fensterläden  
zu..."

"Dé Graasmeck, dé  
Graasmeck  
ass hei ant do och mächtig  
fleck"

Das Werk liest man am besten urtextlich in meinem Buche: "Luxemburgs Kulturentwicklung im neunzehnten Jahrhundert" nach, um sich den rechten Aufmarsch der Vögel zu merken: Krähe, Rehren, alter Rabe, Eule, Nachtigall, Meerhuhn, Schnauzvogel, Vogel Greif, Amsel, Wiedehopf, Schnudelhuhn, Kohlmeise, Grasmücke, Kuckuck, Adler. Die Ausdeutung des verschlüsselten Spottliedes dürfte folgende Persönlichkeiten erkennbar machen: Karl Metz (Kréh), August Collart und Michel Jonas (Rehren), K.G. Eyschen (aale Koib), J.P. Toutsch (Eil), Mathias Hardt (Noichtegall), P.E. Dams (Mierhong), Ch. Th. André (Schnautzvull), Heinrich Greisch (Vugel-Greif), Vendel. Jurion (Mièrel), Mathias Spanier (Miitock), Wilhelm Velter (Schnuddliro'derack), Lucien Richard (Schielmees), F.L. Gras (Graasmeck), Norbert Metz (Kuckukroin), Ign. de la Fontaine (Adler).

Da der Dichter nun einmal mit seinen kuriosen Inlandsvögeln im Schwunge war, ließ er der Zusammensetzung seines Parlamentes bald eine neue Regierung seiner Konzeption folgen, die er, wieder nur zur Aufheiterung des Volkes, aus Rabe, Eule, Pute, Puter, Wiedehopf, Geier und Gelbschnabel geformt hatte. In ihr sollten gemeinsam wirken: K.G. Eyschen, als aale Koib, J.P. Toutsch, als Eil, P.E. Dams, als Mierhong, Wilhelm Velter, als Schnuddliro'derack, Mathias Spanier, als Miitock, Heinrich Greisch, als Vugel-Greif, und Ch.Th. André, als Schnautzvull. Die bunte Komposition erregte ein landweites Lachen und kam nicht

zustande, weil "à l'impossible nul n'est tenu", nicht einmal der politisierende Vater des scherzenden Musensohnes.

Den Tierdichtern Dicks und Michel Rodange erstand kein ebenbürtiger Nachkomme. August Liesch, der mit seiner "Fête de Charité", mit der "Maus Ketti" oder gar mit der "Wandlaus" auf die Oasen des Humors hinüberzulenken schien, versandete unterwegs und ließ es bei den einzelnen Kurzstücken bewenden.

Die Gegenwart, deren Menschheit ja im wahren Sinne des Wortes tierisch geworden ist, bedarf keiner Impulse mehr, um auch im Geistigen jene Zustände zu schaffen, welche Goethe vom Gebrauche des jezeitig wirksamen Verstandes vorausverkündete. Einer Zeit, die fertigbrachte, mit Hilfe der Murkspille Hunde und Katzen als Kinderersatz gelten zu lassen, mußte notwendigerweise in ihren liebsten Allerweltsbelustigungen, im Fernsehen, der Absprung auf das "Karlchen" leicht fallen, das ein Mittelding zwischen Riesenklapperschlangen- und Zwergichthyosaurierkopf ist, wie eine geölte Schnellfeuerpistole redet, aber nur halb so todesgefährlich wie diese sein soll.

Seit den schöpferischen und noch teilweise verzaubernden Tagen der Walt-Disney-Produktionsfirmen, welche Tiere am laufenden Farbbande zu erzeugen fortfahren, wimmelt es in Heimen und Hirnen der Weltkinder von Mickey-Mäusen und ähnlichen Animalien, und diese reden rascher und dozieren meisterlicher als ihre Erzeuger. Am form- und normwidrigsten aber führen sich, in sämtlichen Televisionsstuben Europas und Amerikas, jene Stopf-, Kopf-, Tuch- und Plastikbestien auf, denen die Schöpfer-Göttlinge wohl auftrugen, durch den stofflichen Inhalt ihrer Häupter endlich den Metamaterialismus der Zeit manifest zu machen. Maulende Monstra zeigen uns jetzt die nächsten Wege zum Untergange an.

Welche raren Vögel unter den letzten Weisen dieses zwanzigsten Jahrhunderts, das auch zu Ende geht, stimmen nicht zu, wenn ein Denker mit Menschenkopf den Millionen natürlichen und künstlichen Lebewesen wiederholt:

"Il n'y a pas plus bête que l'homme, quand il veut faire la bête!"

## Zur Lyrik der Gegenwart

Für die kommenden, noch moderneren Epochen prophezeite der Franzose Léon Daudet seiner Zeit im Buche "Entre-deux-guerres":

"C'est le temps de la fausse hardiesse, de ce qu'on appelle 'le coup de gueule'".

Und von den lyrischen Schöpfern sagte er in derselben Schrift:

"Nous avons maintenant des faiseurs et des faiseuses de vers qui en pondent des centaines à l'heure, comme des œufs de mouches, qui donnent l'impression qu'ils et qu'elles pourraient en pondre des milliers, des dizaines, des centaines de milliers".

Der Zürner aus der ersten Nachkriegszeit durfte glücklicher- oder unglücklicher – Weise weder die politischen noch die literarischen Zustände der zweiten erleben: unglücklicher Weise für sein physisches Fortbestehen, glücklicher Weise für die kulturellen Bruchstimmler und Unsinnstammler unserer siebziger und achtziger Jahre, deren Kult des Konfusen und des Abstrusen er auf seine Art mit dem Brandmal der Satire hätte bedenken dürfen.

Die Herrscherstunde des "schillernden, aber leeren Verbalismus" wäre von ihm überherrscht und als die der liederlichen Heroinschlucker und ausschweifenden Entordner demaskiert worden. Vor allem an ihrer Sprache, die sich selber äffte, hätte er sie erkannt und als Unwahrhaftigkeitsapostel durchschaut, die jedes Gedankennichts in eine aufgebauschte Metaphorik zu kleiden wüßten. Über der Einfalt derer, die

nicht dichteten, aber läsen, hätte er die Vielfalt der Andern stehen sehen, die zu dichten vorgaben, von deren Leistungen er jedoch hätte verraten wollen, daß sie noch anders als Dummheit und Dreistigkeit zu nennen wären. In dieser Erkenntnis hätte er sich mit dem Österreicher Karl Kraus treffen können, der in seiner Untersuchung über die "Sprache" gemeint hatte:

"Ich bin wohl kein Freund der Neutöner, die es aus Unfähigkeit zum alten Tone sind".

Der alte Ton, das ist es. Sie meistern ihn nicht mehr und sagen, ebenso stolz wie lügenerisch, sie seien Fortschrittler. Wobei sie zu übersehen wünschen und auch übersehen lassen, daß ihre Lallerlaute, welche weniger kindlich als kindisch sind, die andern sehr entschieden an Alter übertreffen.

Ihr "Neuestes" ist nämlich wirklich uralt – wenn man bedenkt, wie rasch in der Kunstwelt die Theorien grau werden und die Moden wechseln: Dreivierteljahrhundert zurück stammelten und seziierten die Expressionisten, die "Sturmler, die Bruitisten und die Dadaisten wahrlich verzückter, doch riefen auch sie schon damals aus:

"Nieder mit der Kunst! Es lebe das Narrenhaus!"

Zweifellos verstanden August Stramm, Otto Nebel, Franz Richard Behrens, Kurt Schwitters, Rudolf Blümner, Hugo Ball, Hans Arp, Tristan Tsara, Marcel Janco und Richard Huelsenbeck viel besser, ihren Wortsalat zu mischen, als das die Gegenwartsepigonen aus Luxemburg, Deutschland, Österreich, Frankreich und der Schweiz vermögen. Sang doch Stramm so nacht- wie machtvoll:

"Durch die Büsche winden Sterne  
Augen tauchen blaken sinken  
Flüstern plätschert  
Blüten gehren  
Düfte spritzen  
Schauer stürzen  
Winde schnellen prellen schwellen  
Tücher reißen  
Fallen schreckt in tiefe Nacht".



Bei Franz Richard Behrens klang es noch licht- und vernunftärmer:

”Stern  
Träne  
Stern  
Diemen  
Träne  
Beblümt  
Stern  
Bachbunge Bache  
Träne  
Dom  
Stern  
Alaaf  
Träne“

Rudolf Blümner erfand in ”Ango Laïna“ sogar eine eigene Sprache, vor deren Melodien selbst die Dadaisten verstummen mußten:

”Oiai laéla ssialu  
Ensudio trésa sudio mischnumi  
Ja lon stuaz  
Brorr schjatt...“

Nun ist nichts einladender und nichts auch leichter, als diese sprachliche Modernität (von anno 1914!) zu kopieren und allein durch den Akt der Nachahmung so mit Ironie-Essenzen zu durchtränken, daß sie wie eine Verhöhnung ihrer selbst wirken muß. Der Wiener Otto Vicenzi, beispielsweise, traf in seiner Verssammlung ”Bild und Gegenbild“ Form und Farbe der Gegenwartslyrik fast vollendet:

”Zeit läuft,  
läuft, läuft;  
O! Wie! Schnell!  
Schnell läuft Zeit!  
Schnell, schneller, schneller!  
Läuft!  
O! Das Jahr läuft!

endet, verendet.  
Gedicht endet.  
Aus...“

Oder noch adäquater in den acht Wörtern eines zeitechten Trinkliedes, das leider noch die Fleckchen der verpönten Reime trägt:

”sekt  
weckt  
herz  
schreckt  
kopf  
trink’  
tropf  
sing““

Diese lyrische Dissolutsprache blieb leider nicht das Alleingut der europäischen Bruchkultur, – die amerikanische importierte sie in ihren Staaten und fand in einem – von mir bereits vorgestellten (Diatriben X/48) – E.E. Cummings ihren besten Vertreter. Wenn dieser sang, verhielten alle andern Lyriker den Atem, denn seine Art war einzig:

”big rain  
big snow  
big sun  
big moon  
(enter  
us)“.

”starker Regen  
dichter Schnee  
große Sonne  
voller Mond  
(tritt ein in  
uns)“.

Seine Annäherung Buffalo Bills an Jesus und an den Tod war mehr als erstaunlich:

”Buffalo Bill’s  
defunct  
who used to  
ride a watersmooth-silver  
stalion  
and break onetwothreefour-  
five pigeonslikethat

”Buffalo Bill ist  
dahingeschieden  
der gewohnt war zu  
reiten auf einem silberwasser-  
sanften Hengst  
und zu brechen einzweidrei-  
vierfünf Taubeneinfachso

Jesus  
he was a handsome man  
and what I want to know is  
how do you like your blue-  
eyed boy  
Mister Death“.

Jesus  
er war ein schöner Mann  
und was ich wissen möchte ist  
wie Ihr blauäugiger Junge  
Ihnen gefällt  
Herr Tod“.

Gewiß, derartige Poemata können von vielen Zivilisationsplagen entspannen, doch Dichtung wollte a priori ein höheres Ziel als die Vergnügung des Daseins durch die Inkohärenzierung verständlicher Sprachelemente verfolgen.

So aber erschien und erscheint die moderne Lyrik als zerhackte und verfeinerliche Banalität; weniger als Dichtung denn als Dünung; als gedankenloses Computergestammel und sinnwidrige Folge eines Verbalfraßes; als ein amusisches Rätseln und Wörteln im geisterleeren Raum; als Silbenschwall und Geschwätz; als Phrasenabundanz und Gedankenabsenz inmitten einer rauhen Gefühlstrockenheit. Oder ist sie schon die Belauerung unordentlicher Sentimentszuckungen hinter flüchtigen Denkeleien? Auflösungssucht und Zersplitterungsmanie? Reden in Sakkaden und Emotionalismus in Fragmenten? Ideen-Embryos in Gefühlsfetzen gelegt?

Die Angst vor dem Zurückbleiben und die Furcht vor dem Hinterherhinken hat unsere Aggiornamento-Lyriker ganz, ja, ein ungewöhnlicher Eitelkeitsbazillus schwärt nicht schlecht in ihrem Opportunitätslaster. Es gibt für sie keinen Sinn und keine Logik mehr, die Dichtung kehrt in ihre Kinderhemdchen zurück, und Christian Morgenstern, der Alte, darf wieder ungeniert sein "Tanz-Schnadahüpfel der Giebelwinde" vortragen:

"Hio hio kon kankio  
li lio lio lankio,  
Berrbeselei, berrsebelei  
hio hio hio hei“.

Doch dieser Christian Morgenstern entdeckte damals, als es schon keinen Sinn mehr gab, den köstlich blühenden Unsinn, zu dessen Exemplifizierung er leider wieder auf Rhythmus, Reim und gute alte Vokabeln zurückgriff:

”Das Perfekt und das Imperfekt  
tranken Sekt.  
Sie stießen aufs Futurum an  
(was man wohl gelten lassen kann).  
Plusquamfer und Exaktfutur  
grinsten nur“.

Auf diesem Wege – und mit solchen Weisen – gelangte der  
”Gingganzer“ (”Ich GINGGANZ in Gedanken hin“) zum  
Mittel, das ihm erlaubte, dem tierischen Ernst der Neutöner  
mit jenem heilsamen Humor zu begegnen, der, als eine feine  
Mischung von Geist und Herz, von Lachlust und Ulkbitter,  
von Phantasieduft und Imaginationsbeize, von gedämpftem  
Witz und halbverhaltener Ironie, die genarrte Öffentlichkeit  
mit der Zeitdichtung halbwegs auszusöhnen verstand. Es war  
ein regelrechter Galgenhumor, der nichts anderes als ”Gal-  
genlieder“ zu erzeugen vermochte. Und der Galgenbruder  
war und blieb ”die beneidenswerte Zwischenstufe zwischen  
Mensch und Universum, nichts weiter. Er sah vom Galgen die  
Welt anders an, und er sah andere Dinge als Andere“.

Gibt es diese Morgensterne heute noch? Wer sieht sie?  
Und wo leuchten sie? Vielleicht genügte ein einziger, um uns,  
wie jener, für die Poesie wieder Höheres und Erhebenderes  
erhoffen zu lassen:

”Es gibt noch Wunder, liebes Herz,  
getröste dich!  
Erlöste dich  
noch nie ein Stern aus deinem Schmerz,  
des Strahlenspiel  
vom hohen Zelt  
in deiner Qualen  
Tiefe fiel  
und sprach: ”Sieh, wie ich zu dir kam,  
du liebes Herz! Wirf ab den Gram, –  
ich bin dein Stern.  
Getröste dich...“

Bis zu deren Herabkunft halten wir uns noch an die ”alte“,  
ach, immer so junge Kunst der Eduard Mörike, Richard

Schaukal, Ruth Schaumann, Paul Claudel, Guillaume Apollinaire, Philippe Soupault, Robert William Buchanan, Francis Thompson, T.S. Eliot mitsamt ihrer Geistesbrüder. Dann könnte jenen "Modernen" zurückkehren, was die Engländer "internal sense" nennen: die Sphäre der Einsicht zwischen den Sinnen und dem Verstande; das Organ für die Erfassung jener Eindrücke, welche durch die vollkommen scheinenden Proportionen schöpferisch erstellter Werke vermittelt werden; das vor der Schönheit aktiv werdende Empfindungsvermögen, welches die bestmögliche Ordnung der Dinge als eine Einheit in der Vielheit und in der Mannigfaltigkeit zu erkennen weiß. Oder fehlt es ihnen wirklich an der wahrhaftig "schlichten Einfalt und stillen Größe", welche Winckelmann zu den Prädispositionen des echten Künstlers zählte? Möchten sie bewußt als Anarchen im poetischen Bereiche weiterhausen, um das Gegenteil dessen zu tun, was zuvor sämtliche Regel- und Gesetzesbedingungen zu erfüllen hatte: Versfuß, Rhythmus, Musikalität, Strophenbau, Metapher, Alliteration und Reim?

Über Wert und Wichtigkeit des Reimes hat sich wohl Karl Kraus am tiefst sinnigen ausgesprochen, indem er nicht nur die Definition gab:

"Er ist das Ufer, wo sie landen,  
sind zwei Gedanken einverstanden",

sondern auch die Erklärung hinzufügte:

"Hier sind sie es: die Paarung ist vollzogen. Zwei werden eins im Verständnis, und die Bindung, welche Gedicht heißt, ist so für alles zu spüren, was noch folgen kann, wie für alles, was vorherging; im Reim ist sie beschlossen".

O, ich weiß: der Reim hat es ihnen angetan, denn der Reim verlangt eine Anstrengung; der Reim ist ein Hemmnis für den direkten Ausbruch ihrer Wortlava; der Reim ist ein Zwang; der Reim ist ein Joch, und sie wollen sich allem entziehen, was zu binden wagt. Allein der Reim sei auch, so sagte der Kenner Kraus, eine Gerichtsinstanz:

”Zwei Sphären und zwei  
beginnen zu zanken,  
der Reim ist Gericht.  
Zum Klang wird der Schrei,  
der Klang zum Gedanken,  
der Zank zum Gedicht.“

Sie aber wollen nicht im Klange ihre Schreie bändigen und in den Gedanken hineinbannen, der zu metaphysischen Sichten verleiten könnte; sie wollen nicht Harmonie im Verzicht auf den Zank, denn ihre Passion ist die Diskordanz, das Disparate und Unvereinbare; sie möchten sich kakophonisch austoben und im Chaos den Aufbau ihrer neuen, gänzlich anderen Welt beginnen. Und gäbe ihnen ein Goethe auf, zu wählen zwischen der Ur- und der Endfassung seines schönsten Liedes:

”Über allen Gipfeln  
Ist Ruh,  
In allen Wipfeln  
Spürest du  
Kaum einen Hauch;  
Die Vögelein schweigen im Walde.  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.“

so entschieden sie sich für die erste Version:

”Unter allen Gipfeln ist Ruh;  
In allen Wäldern hörst du  
Keinen Laut!  
Die Vögelein schlafen im Walde;  
Warte nur! balde, balde  
Schläfst auch du!“

und schimpften nur auf die Reime, die das Werkchen verunzierten. So sind sie schon gar nicht für die Meinung des Franzosen Charles-Auguste Sainte-Beuve und dessen Loblied auf den Reim:

”Rime, qui donnes leurs sons  
Aux chansons,  
Rime, l'unique harmonie

Du vers qui, sans tes accents  
Frémissements,  
Serait muet au génie;  
Rime, écho qui prends la voix  
Du hautbois  
Ou l'éclat de la trompette,

Dernier adieu d'un ami  
Qu'à demi  
L'autre ami de loin répète;  
Rime, tranchant aviron,  
Éperon  
Qui fends la vague écumante;  
Frein d'or, aiguillon d'acier  
Du coursier  
A la crinière fumante;

Agrafe, autour des seins nus  
De Vénus,  
Pressant l'écharpe divine,  
Ou serrant le baudrier  
Du guerrier  
Contre sa forte poitrine;

Col étroit, par où saillit  
Et jaillit  
La source au ciel élancée,  
Qui, brisant l'éclat vermeil  
Du soleil,  
Tombe en gerbe nuancée;

Anneau pur de diamant,  
Ou d'aimant,  
Qui, jour et nuit, dans l'enceinte  
Suspend la lampe, ou le soir  
L'encensoir  
Aux mains de la Vierge sainte;

Clef, qui loin de l'œil mortel,  
Sur l'autel  
Ouvres l'arche du miracle;

Ou tiens le vase embaumé  
Renfermé  
Dans le cèdre du tabernacle;

Ou plutôt fée au léger  
Voltiger,  
Habile, agile courrière,  
Qui mènes le char des vers  
Dans les airs  
Par deux sillons de lumière;

O Rime! qui que tu sois,  
Je reçois  
Ton joug; et longtemps rebelle,  
Corrigé, je te promets  
Désormais  
Une oreille plus fidèle.

Sainte-Beuve war in dieser Einstellung zu Vers und Reim nur ein aufmerksamer Schüler seines Herrn und Meisters in der "Art poétique", des Gesetzgebers auf dem französischen Parnaß, Nicolas Boileau-Despréaux, der "die Muse auf Pflichtregeln zu reduzieren" gedachte, den Gefühlslyrismus durch die Kaltgüsse der Vernunft zu kühlen unternahm und "le Naturel" mit dem "Bon sens" zu Grenzwächtern der Poesie bestellen wollte:

"La rime est une esclave et ne doit qu'obéir.  
Lorsqu'à bien la chercher d'abord on s'évertue,  
L'esprit à la trouver aisément s'habitue.  
Au joug de la Raison sans peine elle fléchit,  
Et loin de la gêner, la sert et l'enrichit..."

Diese Bereicherung, der die modernen Reimverneiner Trotz, Skepsis, Unglauben und Feindschaft entgegensetzen, schien freilich auch ihrem Bejager mehr ein Geschenk des Zufalls als des Verstandes zu sein:

"Souvent j'ai beau rêver du matin jusqu'au soir:  
Quand je veux dire blanc, la quinteuse dit noir."

Die Dame Erato Rappelkopf zu nennen, durfte sich nur ein Mann erlauben, der nicht einmal vor Melpomene und



Terpsichore Höchstachtung zu bezeugen wünschte und deshalb sogar der Ratio gestattete, sich dann und wann mit Witzlingslocken zu schmücken:

”Si je pense exprimer un auteur sans défaut,  
La Raison dit Virgile, et la Rime Quinault.“

Über die Reinheit dieses Reimes wird von den heutigen Prosapoeten bestenfalls derjenige zu lächeln vermögen, der noch wissen kann, daß Philippe Quinault ein boileau-zeitgenössischer Komödiendichter war. Durch seine Kollaboration mit dem Komponisten Lulli und den Theaterleuten gewann er mehr Ruhm als sein Verspotter durch die ”Art poétique“, welche für die Kunst des Zweigespanns nur den vernichtenden Zweizeiler (mit echten Reimen!) übrig hatte:

”Tous ces lieux communs de morale lubrique  
Que Lulli réchauffa du son de sa musique...“

Meinte Boileau nun wirklich, daß der gute, weil zutreffende Reim, als Nenn- und Deutungsverbum der Idee oder des Gefühls, von dem der Dichter im Augenblick beherrscht wurde, die Glückssache eines Momenteinfalles und nicht das Ergebnis eines zuhorchenden Abspürens bestmöglicher Rückrufe aus der Fülle offenstehender Klang- und Wortähnlichkeiten war? Das wäre, für einen Schöpfer seiner Potenz und für den Realbestand seines Vokabulars, ein wahrhaft jämmerliches testimonium paupertatis gewesen.

Was aber soll den Neutönern der Gegenwart noch ein Goethe, ein Kraus, ein Sainte-Beuve und ein Boileau mit ihrer Lyrik wert sein? Was helfen ihnen Assonanz und Symmetrie, Euphonie und Eurythmie? Seitdem der Durchschnittseuropäer, nach einer Definition von Coudenhove-Kalergi in ”Held oder Heiliger?“, zum Spießbürger im Gewande des Gentleman mit der Moral des Apachen geworden sein soll, können seine besten Repräsentanten nur noch Toller, Quietischer, Rumoristen und Hohltöner sein. In Wirklichkeit aber sind sie bereits Spießbürger im Gewande und mit der Moral des Apachen, der sich in allem – und nicht nur in litteris – für die Dissonanz, die Asymmetrie, die Astatik und die Disharmonie ausspricht. So ”dichtet“ und so lebt er.

Nun glaube ich kaum, daß der Franzose Paul Eluard viele Anhänger unter den Lesern unserer Nikolaus Welter, Albert Höfler, Hermann Berg und Bernhard Simminger zählte; ich kann mir vorstellen, daß auch Henri Michaux und Olivier Messiaen den Verehrern von Nikolaus Hein und Marcel Nopeney eher unbekanntere Größen waren. Es darf wirklich bedauert werden, daß die moderne Lyrik überall dieselbe Anerkennung wie die alte findet, nämlich keine, und daß die Dichter ihre Werke nur für die geschlossene Gesellschaft der anderen Kollegen und Kolleginnen herausgeben. Die Welt wäre sicherlich gesünder, wenn sie ihren physischen Hauptübeln mit Paul Valéry und Victor Hugo statt mit Pyramidon zusetzte, und alle nervösen Leiden der Menschheit ließen sich leichter durch die Gedichte eines Edmond Rostand und Fernand Hoffmann als durch die gesammelten Werke eines Pfarrers Kneipp vertreiben. Ich habe schon immer das Empfinden gehabt, daß die magische Kraft, welche in der plötzlichen Begegnung zweier Reime über das Ohr in unserm Geiste ausgelöst wird, ihre guten Wirkungen nicht nur auf Herz und Seele, sondern auch auf Herz und Nieren hat, – ich führe meine gute leibliche Konstitution auf den täglichen, doch mäßigen Genuß von Jamben und Trochäen nebst einer guten Dosis von Alexandrinern zurück.

Dann wurde mir die Freude einer wissenschaftlichen Bestätigung meines inneren Gefühles zuteil: durch Lucie Guiller, Professorin an der Ecole de Psychologie und Poetin dazu! Frau Lucie Guiller hat die Poéticothérapie erfunden, ausprobiert, vervollkommnet und nahezu vollendet. Alle, die an Apathie, Atonie, Depressionen, Erregbarkeit, Ermüdungserscheinungen, Furcht- und Angstzuständen, Unentschlossenheit, Mutlosigkeit, Melancholie und ähnlichen Dingen leiden, sollten wieder Hoffnung schöpfen. Die Guiller-Methode ist einfach, billig und garantiert wirksam, noch wirksamer als die von Coué, Madame steht dafür ein.

Und sie steht nicht an, ihre schönsten Fälle mit sämtlichen triumphalen Erfolgen aufzuzählen. Etwa so: Ein junger Mann litt nach dem Tode seiner Mutter an spasmodischem Husten, der regelmäßig, in Dreiminutenintervallen, ihm den

Atem zu verschlagen drohte. Die Professorin wurde gerufen, sie erschien, las, nein, nicht aus ihren eigenen Werken, sondern aus Victor Hugo und Paul Verlaine vor, und der Husten zog sich prompt vor soviel Schönheit in seinen normalen Prosa-schlupfwinkel zurück. Oder: Ein mittelmäßig bezahlter Bankbeamter wurde von der Furcht verfolgt, er könnte sich einmal um diesen oder jenen Tausender erzählen, nachts schlief er nicht und tags – das war noch schlimmer – kam er auch nicht mehr zum obligaten Nachmittagsnickerchen im Büro. Da konnte wirklich nur die Poéticothérapie helfen, in diesem besonderen Falle durch den Vortrag von Rostands "Cadets de Gascogne"; der Mann soll noch heute nicht erwacht sein! Oder: Eine reiche Frau, mit einer asthenischen Melancholie behaftet, hörte sich die "Charogne" von Baudelaire an und wurde pippervergnügt. Frau Lucie Guiller erschien als Magierin, die ihre Wunder zu erklären wußte:

"L'homme trouvera l'antidote des troubles, des anxiétés, des regrets par la contagion harmonieuse d'un milieu où sont totalisés ces chiffres et ces nombres dont le total constitue l'équilibre Beauté".

Einfacher ließe sich das nicht ausdeuten und verdeutschen schon gar nicht. Ich glaubte der Dame aufs Wort und wagte die Probe aufs Exempel.

Mich plagten nämlich entsetzliche Zahnschmerzen, an denen alle schwiegermütterlichen Hausmittel versagten. Nun kam mir Frau Lucie Guiller gerade zupaf. Ich rief den eingangs erwähnten Paul Eluard zuhilfe, zitierte seine Poemata vor meinen Leidenstisch und rezitierte mit zitternden Lippen (bitte, mit höllischen Reißqualen im Munde heitern Gemütes und serenem Geistes Verse von Eluard vortragen, das wollte gekonnt und gekannt sein!) aus seinem "Livre ouvert" die klaren Verse:

"Je fus homme je fus rocher  
Je fus rocher dans l'homme homme dans le rocher  
je fus oiseau dans l'air espace dans l'oiseau  
je fus fleur dans le froid fleuve dans le soleil  
Escarboucle dans la rosée  
Fraternellement seul fraternellement libre."

Und was geschah? Nichts ging vor sich, nichts änderte sich, und die Brandgeister in meinen Eckzähnen schienen zu jubilieren. Frau Lucie Guiller hatte schmäählich versagt.

Nein, Frau Lucie Guiller protestierte: des Mißerfolges Ursache lag nicht bei ihr. Schuldig war ich selber, denn ich hatte mich an einem reimlosen Gedichte versucht. Auf die Reime kam es an, denn sie enthielten die *essentia medendi*. So griff ich denn rasch zu François Villons "Ballade des dames du temps jadis" und einem starken Quetsch, fühlte mich erlöst im golden leuchtenden Nachmittag und in Bann geschlagen von einem ungewöhnlichen Reimpaare, das ich nächstens einzufangen gedenke.

Gewiß lassen sich auch "Poeme" in Versen ohne Reime schreiben, sofern die sogenannten Kurz- oder Langzeilen Verse und nicht einfach abgebrochene Prosasatzstücke darstellen. Dichter und "Dichter", die den Anstrengungen des Substanzverdichtens und der Reimsuche nicht gewachsen sind, müßten nicht unbedingt ihr Versagen durch Attacken auf die Vers- und Reimtradition zu verdecken suchen, wie das – leider allzu oft – im Laufe der Jahrhunderte geschah und auch wohl weiterhin geschehen wird. Alle großen Dichter haben, ihren Themen entsprechend, reimlose Poesien geschaffen, in denen die ganze Essenz der Dichtkunst mitsamt ihren Bestrickungselementen enthalten war. Das hat in nichts ihre Bedeutung als Lyriker oder den Wert ihrer Stimmungsschöpfungen vermindert. Doch immer wieder sind sie, wenn die Würde des Gedankens und die Perfektion der Gestaltung es forderten, zur totalen Musikalität der Sprache, in der die Klanggleichheit ein ebenso wichtiger Faktor wie der durchgängige Rhythmus war, nicht "par la force de la raison", sondern aus Lust zur Harmonie der Silben und aus Zwang zur letzterreichbaren Güte des ausgeformten Werkes, zurückgekehrt.

Ist es nicht verblüffend einfach, moderne "Gedichte", egal in welcher Sprache, zu erstellen, bei denen das Meiste Make und das Wenigste Poesie ist? Ein normaler Prosasatz wird nach Lust und Laune abgezeit.

Zum Beispiel so:

”Die Genien  
sind nicht Gott,  
doch Wirker in Seinem Willen.  
Durch sie,  
im Atem ihres Herkommens,  
läßt sich zurückfinden  
zu Ihm  
und hineinflinden  
in Ihn,  
der jeder Melodie,  
die der Sänger schafft,  
den Klangraum schenkt  
und zugleich  
der unendliche Grundton ist,  
um den sich alle andern Töne,  
vom ersten gerufen,  
lächelnde, hochstimmende, höherhebende,  
aufheiternde Mächte,  
stellen.  
Doch einen weiten Weg  
durch Abgründe des Ernstes  
haben sie zuvor,  
willentlich ringend um das Gelingen,  
zurücklegen müssen.“

Ja, es läßt sich auch noch kürzer, in einer Neunzigsekundenbemühung, wenn man will, zusammendichten:

”Ein Regentropfenschlag  
hat in mir Echo.  
Treibt er nicht  
Unendlichkeit  
als Herrin in mir hoch?  
Horch!  
ihr Befehl bricht schon  
die Stunde  
in mir auf.“

Die beiden simplen Prosaätze sind nicht für die Versifikation eigens erfunden worden; sie gehören einer zwanzig Jahre alten Sammlung an und wurden zur Illustration auf Zwei-

Drei-, Vier-, Fünfzenteilerzeilenlänge gebracht. Wen ihr ursprünglicher Stand und Zustand post festum interessiert, der spüre sie auf in meinem Buche "... zu bekennen Geist und Herz", um ähnliche Umbearbeitungen dann am laufenden Bande vorzunehmen. Jeder Progressist im Reiche der Gegenwartsdichtung wird sie ohne weiteres als Originalschöpfungen anerkennen, obschon ihnen greifbar zwei der drei Haeckerischen Voraussetzungen zur schöpferischen Bewährung fehlen: die Begegnung mit dem hochwertigen Gegenstande und ganz besonders der Vergilsche "labor improbus", das mühseligmachende Zusammenwirken von Geist und Körper.

Poesie sei, so meinte jüngst einer jener frischerstandenen Abstraktmaler und Sprachzertrümmerer, der formeigene und zeitgeistgerechte Ausdruck der persönlichen Identitätssuche.

Identität ist ein Gegenwartswort, hinter dem und in dem sich heutzutage alles verbergen darf, was nicht klar und deutlich in einem volkstümlichen Begriffe auszudrücken ist. Die Philosophie nennt das, was ursprünglich gemeint war, Einerleiheit. Spinoza, Schelling, Hegel und Fechner hießen ihre Philosophie Identitätslehre und visierten damit die Selbigkeit von Geist und Materie, von Seele und Körper, von Subjekt und Objekt, von Denken und Sein. Diese Erscheinungs- und Auffassungsweisen waren für sie nicht zweierlei, sondern identisch und gehörten einer einheitlichen Weltsubstanz an.

In der Literatensprache wollte das sagen: Jeder Empfindungsprozeß des Lyrikers, der sich als Erleidensfaktor des Vorgangs mitzuteilen wünscht, wird vom Kommunikationsempfänger als ein rein zerebrales Geschehen betrachtet.

Sollte der Spruch des jungen Künstlers also einen Sinn haben, so müßte sich der Poet – oder der Maler – als eine Art Zweiheit fühlen, als eine Ich-Spaltung, worin der erregte und bewegte Teil mit den nur ihm zugehörenden Mitteln an der unbetroffen skrutierenden Partie auszukundschaften hätte, ob er dieser ähnlich sei. Um das zu können, müßte er gleichzeitig eine Doppelfunktion ausüben, in welcher der schöpferische Geist sich zu erschauen und der kritische sich kühl zu erschließen hätte. Dabei wäre freilich, zur Lösung des inhä-

renten Widerspruchs, vorauszusetzen, daß sich der fühlende Prüfer schon vor dem eigentlichen Evolutionsgang erkannt haben müßte, um sich als Wissender am Gegenüber abtasten und vergleichen zu können. Das synchron laufende und synergisch wirkende Zweispiel wäre also unnütz gewesen für eine Erkenntnis, die ihren Akt bereits als Faktum präsumieren läßt.

Die Identitätsgeschichte dieses schöpferischen Mannes gehört demnach in die Verbalrequisitenkammer sogenannter Neutöner, die entsinnte Ausdrücke gebrauchen, um ihren Unsinn als Tiefsinn passieren zu lassen.

Daß der Dichter wesentlich ein Sichselbstergründer sein möchte, ist eine alte, fast schon abgestandene Weisheit. Er sucht in sich den Menschen, um ihn in Wort- oder Farbundenformenbildern sichtbar zu machen: den wahren Menschen im wirklichen, also echten und schönen Bilde. Die eigene innere Imago, gehalten im äußeren Ab- und Ebenbilde!

Als Shakespeare vom Dichter sagte, er sei "of imagination all compact", der Vorstellungskräfte massig voll, beschwor er nichts weniger als den permanenten Sicht- und Gesichte-, Schau- und Einschau-, Wahrnehmungs- und Selbstbetrachtungsprozeß, in dem die Wörter Bild und Ding wurden, während Phantasie und Gedächtnis sich fast wettkämpferisch um die Beschwörung frappanter Imagines bemühten, einzeln schaffend oder synästhetisch wirkend, dieses im Rückruf schon gesehener Objekte, jene in der Evokation erstaunlicher Visionen, wobei der Seher – Improvisator, Fabulator und Kreator in einem – die stärkste Spiegelung isolierte und zum Symbol erhob oder die unabweisbaren Erscheinungen zur Allegorie, vielleicht auch nur zur Metapher verdichtete, sofern er sie nicht als hübsche Fiktion zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit haften ließ. Wie immer er in solchen Vorstellungswelten den Menschen sah, als Ideal oder als Modell, als Sublimpersönlichkeit oder als Karikatur, immer erkannte er im einen die eigene Gestalt und im andern das Schreckbild seiner selbst, immer versuchte er diesem zu entkommen und die Magnifikation des andern, noch unter dem Deckmantel des Realisten, zu betreiben. Niemals wurde seine Selbster-

kenntnis zur Humiliation, denn er bestand, in hundert Variationen und mehr, auf seiner Selbstheit, sogar auf die Gefahr hin, daß diese sämtliche Merkmale der Selbstsucht in sich trug.

Doch Dichter in Wahrheit ist nur, wer ein lyrisches Verhältnis zur Sprache unterhält, die, sofern sie echt ist, nicht mühsam von außen in den Kurationsprozeß hineingetragen wird, sondern aus der poetischen Materie selber lebt, weil regelrecht zu Sinn und Klang gekommen aus der reinen Schöpfungsatmosphäre, in welcher sich das Zeugungsgeheimnis der Idee erkennbar macht. Ein Dichter ist, nach Theodor Haeckers "Vergil":

"Der Offenbarer des Glanzes und der Gloria der Dinge, nicht bloß der Dinge ohne ihren Glanz und ihre Gloria, aber auch nicht eines leeren Glanzes und einer eitlen Gloria ohne die Dinge, was einen zum Schwätzer, zum 'Idealisten' macht."

Wirkung und Ursache, Last und Lohn der Schönheit, das ist die Poesie. Bei Haecker, wieder im "Vergil", steht ein Kernsatz, der vor Trefflichkeit zu leuchten scheint:

"Das Schöne, wenn wirklich im Dasein des Menschen die Schönheit erlischt, so erlischt langsam auch das Gute und das Wahre und vice-versa, denn diese drei sind eins."

Diese Dreiheit gehört ja so unmittelbar, so unbedingt und so urwesenhaft zur Kultur, daß diese in ihrer Essenz nur von der unheiligen, aber heilschaffenden Trinität her zu erfassen ist: "cultus pulchri" plus "cultus veri" plus "cultus boni" – das ist unsagbar viel mehr als das schlichte Aneinanderfügen und Zusammenbinden dreier Teile, denn es kann nur das gegenseitige Durchdringen im Einswerden einer unausschöpfbaren Wirk- und Wuchstriade sein.

Freilich fügte Haecker hinzu:

"Das Gefährdetste war die Schönheit, darum kann der Kampf für sie der heroischste und schmerzreichste sein. Viel Schönheit wird immer neu geboren. Aber mehr Schön-



heit wird verwüstet, als geboren wird. Und das ist eine res lacrimosa.“

Wer aber, außer dem wirklichen, weil gesegneten Künstler, weint schon über das Unmaß an Herrlichkeiten, welche Tag für Tag, im Innern des menschlichen Lebensraumes wie in der Domäne schöpferischer Betätigung, versehrt, verdorben und gemordet werden?

Als besterster Dichterdeuter stellte sich Haecker seinem Thema absolut: jener passionierenden Geschichte nämlich vom Werden des lateinischen Sängers Publius Vergilius Maro, inmitten der Fülle der Zeiten, als vom Ersten Advent der Welt sich geheimnishafte Vorwehungen der stärksten gestimmten Menschenseele spannungschaffend – und also quälend in ihrer Unfaßbarkeit – kundtaten. Nebenbei hielt er ein meisterliches Kolleg über die Ästhetik nach philosophisch-theologischen Kategorien, die das Mysterium der dichterischen Inspiration e profundo, wenn nicht ex alto, zu klären unternahmen. Für ihn setzte wahre geistige Schöpfung beim Krea-tor dreierlei voraus:

dichterische Potenz als Geschenk von oben;

Begegnung mit einem überragenden Gegenstande, der vielleicht einmalig sei,

und Arbeit im Schweiße des Angesichtes, gemäß dem Vergilschen "labor improbus", dem Schaffen, das seine Begnadung aus sich selber empfangt. Je stärker die schöpferische Potenz, je größer der poetische Gegenstand, je intensiver die Fron für das Gelingen sei, umso erhabener würde das Kunstwerk sein.

Es wäre wohl kein Frevel, wenn ich ein anderes Wort aus dem außergewöhnlichen "Vergil, Vater des Abendlandes" leicht abänderte, um es wahrhaftig – so i n wie a u s der Wahrheit – behaupten zu lassen:

Die Geschichte der Lyrik von heute, so wie sie von den Historikern der Gegenwart geschrieben wird, ist ein ungeheueres Falsum, eine Fehl- und Tot- wenn nicht eine Spottgeburt, weil ihre prosodierenden Verfasser über die

Logik der Sprachschöpfung und den Glauben an den höheren Geber aller Gaben schreiben zu können meinen, ohne einen Sinn für diese Phänomene zu haben, was sie sogar für den Gipfel der Objektivität halten, während es ein Abgrund von Sinnlosigkeit ist“.

Sogar in der Poesie müßte das Gesetz der Kausalität seine Geltung haben. Leider wird das von den Zeitgenossen, im Fahrwasser der Denker, immer fragwürdiger gemacht. Auch die "Dichter" überlassen – im Affekt gegen die Logik, wie Haecker es nannte – ihre Kunst, ihre Inspiration und sich selber dem Wunder des Zufalls: es ist das einzige "Wunder", an das sie noch zu glauben vermögen, obschon es sie zu segnen vergißt.

Seit Jahrtausenden wird, durch alle großen Lyrikerepochen hindurch, gelehrt, daß eine große Dichtung – immer nach Theodor Haecker – über das Urelement des Dichterischen hinaus, das Lyrische nämlich und das ihm entsprechende unmittelbar erfaßte sinnlich-seelische Leben der Natur, getragen sein muß von einer Philosophie und bald auch von einer Theologie:

"Wo die wahre Theologie weggeworfen wird, entsteht nicht nur eine defekte Philosophie, sondern auch eine kranke oder verkrüppelte Kunst“.

Wo aber, frage ich, in welchem Wort-über-Wort-Spucker hat der beste Nachspürer – und wäre er ein dreimal schriftbeseligter Charles Du Bos neben Karl Kraus und Theodor Haecker – jemals den allerleisesten Durchhauch einer *divinatio poetica* wahrnehmen dürfen? Diese trockenen und trunkenen Wortblöcke sind dem Geheimnis der Einflüsterung ja nicht mehr zugänglich, weil das genuine Ahnvermögen, als Zugabe des benedeiten Dichtertums, sich nur in der lebendigen *materiae matrix*, im fruchtbaren Urstoffe des wahrhaft aus Nichts gewordenen Sinnsatzes offenbaren kann. Es versagt sich manifest den feigen Fürchtlingen, die vor der Ausdrücklichkeit eines reinen Sentimentes noch heftiger zurückschrecken als vor der Einbannung einer klaren Idee in den Musterbau einer gefälligen Periode: was in ihren Verbalstür-

zen und Zehntelphrasenstücken aufschreit, ist barer Mangel an Eingebung. Damit sind sie äonenweit entfernt von dem, was der Deutsche Rudolf Borchardt – mit Kritikerscharfblick auf das Werk des Österreicherers Hugo von Hofmannsthal – den "Urzustand der Poesie" nannte, "in dem die Philosophie noch eingefaltet in ihr liegt und ihre Ahnungen unbewiesene Gesetze sind". Unsere Neutöner entwürdigen jene echte Dichtkunst, welche mit einem Seufzer in das Dunkel flieht – "cum gemitu fugit sub umbras" – allein das stimmt schon nicht mehr, denn aus dem Vergilschen Seufzer ist inzwischen ein hartes Röcheln geworden: unharmonisch, diffus und verworren, genau wie die sogenannte Musik der Zeit.

Zwar testieren sie sich gegenseitig ihr Genie, allein das ist bei ihnen nicht eine für den Schweiß ihres Angesichtes belohnte Gnade, sondern Hochmut und Fehlgebrauch einer Sprache, an welcher sie sich allzu leicht vergreifen. Denn ihre eigentliche "Sprache" ist die Sprachlosigkeit, wie ihr Prinzip die Prinzipienlosigkeit, ihr Trachten die Sinnlosigkeit, ihr Denken die Gedankenlosigkeit und ihre Regel die Regellosigkeit zu sein scheint. Zwar heißen sie, was sie erzeugen, in ihrer Prosa zeitnahe, zeitgerechte, die Zeit spiegelnde, modernistische, unkonservative, antikonformistische, evolutionistische oder revolutionäre Ausdruckskunst, doch als Prosaisten lügen sie nicht weniger denn als Lyriker, nur etwas durchsichtiger. In Wahrheit aber betreiben sie mit einer fast maschinell gewordenen Regsamkeit, tibetanische Gebetsmühlen in einheimische Versdrehplatten umwandelnd, eine vokabelsüchtige Involution, an deren Endfolgen jeder dankeske Typus allmählich versiegen dürfte.

Die immer noch poetisch genannte Produktion von kleineren Verbalstücken wird wirklich heutzutage maschinell betrieben, das Wort als Funktionsrädchen in einer Sprachmaschine behandelt, abgekühlt, abgekillt und um den flatus vocis, den warmen Hauch der innersten Geistesstimme gebracht, dann hörbar gemacht wie die ratternde, rotierende Maschine, doch seiner Fähigkeit beraubt, noch Hörige zu machen und Hörer, Horcher, Hinab-, Hinüberhorcher zu finden, die aus der Wesenstiefe des wahrhaft erschaffenen,

lebenden, wirkenden, wirksamen und fruchtbaren Verbuns die forttönende Zaubersprache des berührten Ingeniums, die nachschwingende Danksagung des gesegneten Genies zu erlauschen vermöchten.

Auch in der Gegenwart verraten verderbte Sprachbilder pervertierte Geister. Wer widernatürlich denkt, fühlt und lebt, drückt sich anomal aus. Das Wort ist Reflex des Intelles und Spiegel der Seele. Schon im Mittelalter wußten sie das, allein der gelehrte Neuzeitmensch hat es wieder vergessen. Als der mediävale Dichter Alan de Lille seine "Klage der Natur (De Planctu Naturae)" verfaßte, war sein Sang weniger ein Angriff auf die sodomitischen Zustände seiner Zeit – ja, damals schon! – als eine Beschuldigung der Dichter und ihrer verkehrten Schreibweise, da sie sämtliche Regeln der Grammatik über Maskulinum und Femininum, Subjekt und Prädikat, Aktivum und Passivum umzustülpen wagten. Ihre schreiberische Korruption deckte ihre denkerische auf. Die geistige Defizienz wurde durch die linguistische entlarvt. Sie wird es heute, so wie sie es damals wurde. Wen rührt es schon? Wen trifft es noch? Wer ist noch auf Qualität bedacht?

Ja, die Konservierung der Qualität!

Ist das nicht, seit etlichen Dezennien, zur Mission zivilisations- und kulturbewußter Zeitgenossen geworden? Was bedeutete der Skandal um die rezentesten Weinfälschungen in Österreich, Deutschland, Italien und Frankreich denn anderes als die länderweite Abwehr der Pansch- und Denaturationsprozesse neuzeitlicher Geschäftemacher, die mit dem natürlichen Geschmack und der körperlichen Gesundheit ihrer Klienten einfach Schindluder trieben? Vor der allgemeinen Konsumentenerhebung sahen sich die "Consules" allüberall zum radikalen "caveant" angetrieben: sie erhoben die Wertung der Weine regelrecht zu einem Judizium. Die Erhaltung der Qualität wurde staatlich-gerichtlich garantiert, und die Weinemacher verfielen den Sprüchen der strengsten Jurisdiktion.

In der Domäne des Geistes aber? Wo, wann und wie finden sich die interessierten Bürger zu Protestaktionen gegen

die Kulturpfuscher und Seelenbedroher zusammen, um die höchsten Instanzen aus dem Schlummer ihrer Indifferenz zu erwecken und Gesetze zur Erhaltung und zur Rettung aller spirituellen Werte zu erzwingen?

Wie herrlich nähmen sich, bei einem guten Tropfen naturreinen Weines, Essenz, Duft, Bouquet und Würze eines wahrhaft keuschen Kunstwerkes aus!

Was vor hundertfünfzig Jahren literarisch, ästhetisch und philosophisch als das "junge Deutschland" entstand, hat sich bis heute erhalten, ausgebreitet und verschärft: es dürfte als das "jüngste" Deutschland oder Frankreich oder Luxemburg vorgestellt werden, da es den Bruch mit der Tradition in Kunst, Kirche und Staat, den freien Kultus der Schönheit, die Hemmungslosigkeit der Sexualität und den gotteslästerlichen Versuch, den Ewigen durch den Menschen zu überwinden, bis zum Äußersten als weltgeschichtlichen Fortschritt betrieben hat. Wie bald werden sich alle Elemente der Kultur ohne Kirche ausgelebt haben. Eine Inka-Kultur konnte noch meuchlings erledigt werden, die sogenannte christliche wird durch Selbstmord enden. Denn unaufhaltsam, scheint es, geht die "Emanzipation", statt in excelsa, in inferna, sogar per stercum, weiter.

Nachdem die stolzen Fortschrittler und Vorstürmer von einstmals gesehen, was sie angerichtet hatten, und vor den entstellten Dingen des Alltags erschrecken, wandelten sie sich flugs in Ökologen um und wüteten dann pro, wie sie zuvor contra naturam geschuftet hatten.

Und genau so wird es sich demnächst in den Bereichen des Geistes zutragen: die Sprachverwirrer, Form- und Tonzertürmerer mitsamt den Unsinnzüchtern von neunzehnhunderttristundtostlos werden zuerst in sich gehen und dann kommen, um die restauratio des Gesunden, des Natürlichen und des Sinnvollen zur Rettung aller alttradierten Werte zu betreiben.

Hoffen wir, daß es noch nicht zu spät sein wird!

Ja, hoffen wir, daß auf Millionen geist- und seelenschläfriger Freirhythmiker immer noch der eine Auserwählte komme,

der lyrisch so weiter zu wirken vermöge wie seine kunstseligen Vorgänger in älteren und jüngeren Zeiten getan haben! Wie das gewesen sei? Nun, ich habe es seinerzeit dem wirklichen Lyriker Christoph Klausener, dem Neu-so-gut-wie-Altötöner Willy Schmit aus Echternach, in seine letzten zwei Verbände eingeschrieben. Ihn habe ich wohl angeredet, doch alle Federschwinger und Schreibmaschinentastenanschläger im Visier gehabt.

In den Einleitungsüberlegungen zu "Kurz ist die Frist" hieß es:

"Als Deine lyrische Sendung bei mir eintraf, war ich dabei, mir aus den Tagebüchern Sören Kierkegaards diese Aussage aus dem Jahre 1846 einzuprägen:

'Nach und nach, wie Aufklärung und Bildung zunehmen und die Forderungen höher und höher werden, wird es natürlich schwieriger und schwieriger, als Philosoph die Forderung der Zeit zufriedenzustellen. Im Altertum forderte man: Geistesgaben, Freiheit des Sinns, Leidenschaft des Denkens. Man vergleiche die heutige Zeit, nun fordert man in Kopenhagen, daß ein Philosoph auch dicke oder doch wohlgeformte Beine haben soll, und daß seine Kleider nach der Mode sitzen sollen. Das wird schwieriger und schwieriger, es sei denn, man begnüge sich mit der letzten Forderung allein und nehme an, daß jeder, der dicke oder wohlgeformte Beine hat und dessen Kleider nach der Mode sitzen, ein Philosoph ist'.

Ich dürfte nun, um Deiner Bitte die rechte Beleuchtung zu sichern, die Kierkegaardsche Ironie bis zum Sarkasmus steigern und, im Gefolge des großen Dänen, erklären, daß heutzutage nur Der als Dichter Geltung habe, der über die Millionenmittel zur Anpreisung seiner sinnlos gewollten Elukubrate, den teuersten Privatwagen, die starhafteste Mätresse und den auffälligsten Haarschnitt verfüge, allein ich versage mir eine solche Billigkeit der Ablehnung, wiewohl ein Seitenblick auf literarische Treibhausblüten hierzulande durchaus geboten wäre; mein Brief will vielmehr ein Wort Kierkegaards ausschöpfen und Deinem dichterischen Ernste geben, was ihm zukommt.

Der Weise aus Kopenhagen hat nicht zwecklos von einer 'Forderung der Zeit' geredet; seine Absicht ist unzweifelhaft gewesen, den Philosophen weniger als das Produkt seines Jahrhunderts und als die schöpferische Potenz einer bestimmten Zeitgenossenschaft denn als den Exprimator, wenn ich so sagen darf, einer höheren Macht erscheinen zu lassen: der Denker wirkt im Auftrage eines übergeordneten Regnums, dessen Weite und Tiefe, Größe und Geheimnishaftigkeit er in seinen Verkündungen mitbeschreibt, soweit diese und jene beschrieben werden können. Nicht die Äußerlichkeiten machen sein Wesen aus, sondern die mysteriösen Regungen seines Innern. Kleidung und Gehaben, Sitten und Gebräuche kennzeichnen ihn vielleicht als zivile Person, allein sie markieren ihn nicht als geistige und moralische Persönlichkeit, im Gegenteil: je ausgeprägter seine spirituelle Persönlichkeit ist, umso geringer achtet er die externen Nebensächlichkeiten seines Schaffens. An dicken Beinen mag den Sophisten und den Philosophantasten gelegen sein, die Philosophen ziehen ausgewachsene Ideenglieder vor.

Nicht anders stellt sich das Problem auf der Ebene, die Du zu beackern pflegst. Schlapphüte, flatternde Halsbinden und lange Haare können nach außen hin die Merkmale eines guten Künstlers sein, obschon ich sie in der Regel als Symptome eines unkünstlerischen Spleens agnosziere; zumeist sind die sichtbaren Absonderlichkeiten untrügliche Zeuginnen einer Oberflächenhaltung, die als Normalzustand des Dilettanten auffällt. Der berufene Dichter dagegen führt sich, weil in sich oder in eine höhere und fernere Welt zurückgezogen, wie ein Geschöpf auf, das seine Haltung in einem steten Pendeln zwischen Zurückhaltung und Selbstenthaltung erschöpft.

Vielleicht klingt diese Deutung etwas dunkel und gesucht zugleich; Du wirst mir also erlauben müssen, sie so zu erläutern, daß sie licht und natürlich erscheint: wir haben das Thema ja noch nicht erschlossen, nein, wir fangen eben an, ihm nah und näher zu treten.

Wenn ich zu Dir von Kunst spreche, so habe ich niemals eine 'Kunst für Jedermann' im Sinne, da die sogenannte

Kunst für Jedermann ein hübscher Kitsch – in der Regel die verblüffendste Mischung von Idealismus und Idiotismus – für Alle ist: Kunst für Alle wird es niemals geben, obschon doch jetzt die ästhetischen Tartuffes in globo von ihrer 'Kunst' zu schwärmen wagen und darum jedem tollen Schmierer, egal ob er Tinte oder Farbe, die Feder oder sich selber gebraucht, einen Lorbeerkranz bereithalten. Nein, ich denke ausschließlich an jene Frauen und Männer, die im Stande der Berufsgnade ein Wort Karl Justis, des Winckelmannexperten, wahrzumachen vermögen:

'... daß es eine Sphäre der Einsicht gebe, wo es nichts hilft, ein gelehrter Bücherwurm und ein haarspaltender Syllogistiker zu sein; daß der menschliche Geist ein sehr bestimmt und fein unterscheidendes Urteilsvermögen besitze, das Theorie, Regel und alle Lichter des Verstandes entbehren kann; daß es geisterzeugte und geisterfüllte, geistpendende und den Geist würdig beschäftigende Werke gibt, deren Erschaffung mit den geheimnisvoll wirkenden Naturkräften mehr Ähnlichkeit hat als mit der absichtsvollen Kunst des Verstandes'.

In diesen Worten sind natürlich die Sonderanlagen des Menschen beschworen, der die Wirköffnungen des Instinktes nicht verschließt und der Imagination keine Hindernisse setzt. Und das heißt, daß sie den echten Künstler betreffen, der zu gleicher Zeit ein Aktor und ein Reaktor sein muß: ein Geschöpf also, das auf gewisse Innen- und Außenimpulse Antwort gibt und seinen sinnlichen Wahrnehmungen einen bleibenden Ausdruck zu geben unternimmt. Indem der Begnadete so reagiert und, noch bevor er zum Handelnden wird, sich als ein Medium empfindet, welchem Rührungen als Folge von Berührungen vermittelt werden, weiß er mit einem Male, daß seine Schöpfung zur Hälfte ein Donum und zur Hälfte ein Faktum ist: das geistsame Element im Werke hat er nicht aus sich selber, durch eine Bewegung des Willens und des Verstandes, hochgetrieben und im Worte, im Klange oder in der Farbe materialisiert, sondern, ach, er weiß nicht wie, erlitten und im Leide manifest werden lassen. Seine eigenen Zugaben sind ebenso deut- wie erkennbar als Ausgeburten einer Verstandestätigkeit oder als Offenbarungen dessen, was ich



soeben die Sinnlichkeit genannt habe. Teilt sich der Künstler als Gestalter dem Nächsten mit, so gibt er sich, haltlos fast, in diesem aus und gibt sich, kommunikativ bis zur maximalen Freude oder bis zur äußersten Bitterkeit, den Bekannten wie den Unbekannten hin. Nichts hält ihn und nichts hält er zurück; er rekreiert sich schonungslos in jedem Nebenmenschen, der ihn aufnehmen will; und er enthält sich, wo er wirkt, um wirksam zu werden, keines Gedankens und keiner Empfindung.

Anders aber ist es in den Unbegreifbarkeiten seines Schaffens, deren Effekte er als Geschenke einer unsichtbaren Kooperation, selber staunend und sich endlos wundernd, erst zur Kenntnis nimmt und dann, als Hauch über seinem Atem, als Patina über seinen Arbeitsstoffen, weiterreicht: hier bekundet er, als Überraschter, eine Zurückhaltung, in der die geheimnisvolle Zugabe sich ausbreiten darf nach den Gesetzen ihrer Wucht und ihrer Feinheit; hier auch enthält er sich von Zeit zu Zeit der Entblößung seines Seins, um sich in der Pause am 'influxus ingenii' zu ergötzen, dessen leuchtende Ablagerungen später als Spuren des Genies gedeutet werden dürfen.

Das ist, was ich Dir hatte mitteilen wollen, als ich von einem Pendeln zwischen Zurückhaltung und Selbstenthaltung sprach: diese Regungen und derartige Bewegungen kennt der Dilettant nicht, welchen 'manus Domini non tetigit'; der Mann mag ein vollendeter Routinier sein, er mag mit Geschick in der Kunstdomäne herumwildern, allein ihm wird immer der verzaubernde "flatus" fehlen, der wie ein Odem der Gnade durch die großen bleibenden Schöpfungen zu wehen pflegt. An diesem, siehst Du, an ihm allein ist der Künstler zu entlarven; freilich setzt dessen Enthüllung die feine Spürung und demnach ein sehr empfängliches Organ bei Dem voraus, der die Unterschiede aufzudecken wünscht. Wieviele aber dürfen sich glücklich preisen, dieses Instrument der Seele zu besitzen? Und wieviele von ihnen wären mit mir bereit, auf Deine Frage: 'Ja, was bin ich denn eigentlich in euerer Sympathie?' ohne Zögern zu antworten: 'Im Anfang wie am Ende ein verspäteter Romantiker mit dem neuzeitlichen Drang zur Unbedingtheit!'

Und das Vorwort zum "Feuerengel" erklärte:

"Ich habe das, was Dir am leichtesten und mir am schwierigsten zu gelingen scheint: das formgerechte Sonett, in einer Mischung von Verwunderung und Bewunderung zur Kenntnis genommen, um dann die Frage zu bedenken, ob ich ehrlicher Weise für den 'Feuerengel' zu wiederholen vermöchte, was ich für die Gedichte-Sammlung 'Kurz ist die Frist' als Kennmal Deiner lyrischen Besessenheit glaubte fixieren zu dürfen. Die Tonalität Deiner Lieder hat nämlich, in Klang und Wert, in Modus und Charakter, vom vorletzten auf das letzte Werk sich so gewandelt, daß der "verspätete Romantiker" nicht länger glaubhaft wirkt vor den Getreuen, welche unverhofft die Metamorphose ihres Ideals zum kosmischen Sänger wahrnehmen müssen, der, als Prophet der letzten Dinge, zwischen Apokalypse und Eschatologie seinen neuen Zeit- und Standort bezogen hat. Was will er dort? Bekenner oder Ankläger sein, Sichter oder Richter? Vielleicht auch dieses und jenes in einer forensischen Schaustellung des Universums, die wohl zuerst den Ichspieler zur Testierung seiner Berufseignung belangen ließe?

Gewiß, Autor sein, heißt Gerichtstag halten, aber Dichter sein, heißt vor allem: Selbstbezüglich werden. Der Zwang zur Gestaltung ist nichts weniger als ein Wille zur Veräußerung der höchsten Wahrheit. Erkenntnisse, die den Hauch, das Trauern und Bedauern rückhaltloser Konfessionen verspüren lassen, haben leicht die Stigmen einer Größe, die ihren unsterblichen Ruhm nur aus dem Hang zur Flucht in Scham und Reue bezieht. Sich bewußt bleiben, daß in jeder einzelnen Bezeichnung das Ich zuerst gemeint, durchbrannt und auch gezeichnet ist, weil es im Ganzen doch als Teilchen und in der schuldigen Menschheit demgemäß als mitschuldig Individuum geführt wird, verleiht den unbewußten Auswüchsen der Inspiration, den geheimen Offenbarungen des Geistes und den stilleren Zuflüsterungen der Seele einen Unterton der Demut, der, als Nebenklang der Ergebenheit, in der Begnadung selber schon die Wucht der Läuterung unter dem Druck wie unter dem Eindruck übergeordneter Wirksamkeiten ahnen läßt.

Weltleid, welches innerlich zur Klärung führt, bleibt unsichtbar und undurchsichtig. Doch ist gewiß, daß zu seiner Zeit der Ausgezeichnete, dem wir Talent und Schöpfergaben zusprechen, die allergrößten Opfer bringen muß, weil er die Herkunft seiner Kräfte nicht vergessen kann. Denn niederzuknien und auf die glühende Sprache des Zornes zu verzichten, wenn alles Aufstand und Bejahung der Gewalt ist, muß zu Kämpfen zwischen Ichbetonung und Gottesakzentuierung verleiten, von deren Furchtbarkeiten kein anderer die geringsten Auswehungen merkt. Das Gewissen hat Gesetze, die kein Erbarmen kennen. Manchmal deckt sich das, was wir als Stimme in der Brust bezeichnen, mit einem Überstolze, dessen Namen wir verschweigen. Wie leicht wird dann die Ausgestaltung innerer Gesichte zur kreaturischen Tragik! Denn neben der Gewissensstimme erhebt sich plötzlich eine andere; sie spricht und will nicht schweigen, wächst und ruft und untersagt uns jedes laute Widerwort. Das Ich darf nicht länger das Alleinsprachrohr in der Verteidigung unserer Akte bleiben. Nur ein Befehl herrscht in und über uns: gehorchen, sich ergeben, das Haupt beugen und wieder klein werden!

Denn das ist die Stimme des Herrn, die durch den Mund der Kirche bestimmt. Die größte Schwäche mutet sie unserer Stärke zu. Und nur in solchen Augenblicken vermögen wir hinanzureichen an das Höchstmaß jener Demut, die uns einmal vorgeschrieben worden ist. Erst nach Jahren werden Fremde merken, daß unser herrlichster Sieg dann mit der vollkommensten Niederlage zusammenfiel.

Alle Heftigkeit vergeht in diesen Fällen, die nur Steigerungen der Empfindung für unsere Einordnung in das Überzeitliche sind. Die Animositäten, als deren stärkste Träger und erbitterteste Austräger die Gegenwartsmenschen zu gelten haben, entlarven sich als Expressionen eines Renegatentums, das sich der Untreue schuldig weiß. Aus diesem Grunde ist die Welt so ruhelos gehässig. Jeder zweite Mann und jede vierte Frau schleppt sich hin unter dem Judasfluche. Ihre Daseinslust in der Diesseitsberauschung wirkt nach rächerischen Normen. Weil die Christenheit sie mahnend anschaut, schließen sie die stummen, aber anklagenden Augen und legen Verbrecherhände an das, was sie erhält.

Nicht allein der Begnadete im literarischen Sinne des Wortes, sondern jeder Begnadete nach theologischen Begriffen darf solchen Stimmungen erliegen. Jeder Fühlende kann, für die Dauer einer Stunde, zum Berauschten werden der die eigene Kraft zur Wiedergabe des Erlebnisses zu betätigen sucht. Deshalb möchte ich keinen, nicht einmal den manifesten Halbling, überreden wollen, dem geheimnisvollen Drang zur Offenbarung innerster Gesichter zu entsagen und auf die besondere Lust zu verzichten, die den wahren Magier des Wortes beglückt, sobald er, in sich selber steigend und sich ganz durchschreitend, allmählich zu spüren beginnt, wie ihm, mit sämtlichen Zaubern der Entdeckung, die rätselhafteste 'Insula pronuntiationis' zugänglich wird.

Dort ist Genie nur die Folge einer Hörbarkeit als Segnung der scheuesten und bedingungslosesten, ununterbrochen sich äußernden Hörigkeit, die das Ich vergißt, um plötzlich darin den leiseren Atem der Überwelt und die Mitrede des Unendlichen zu vernehmen. Die Sehergabe wird gemessen an der Intensität der seelischen Ergebenheit; mit dieser wächst sie, bis sie, in der äußersten Hingabe an das Extremste, sich vollkommen erfüllt. Bevor die Schöpferlust sich einstellt, ist der Geist nur Fangraum des Langens und des Opferleids gewesen.

Nicht jeder Berührte hat den Mut zu dieser Dienerstellung. Doch in der Herrlichkeit seiner Haltung bleibt auch dem Ungebeugten stets die Entscheidung offen: erst den Kniefall zu wagen, um dann die Weihe zu empfangen! Ja, selbst der Überhebliche wird einmal diese wählen müssen. Deshalb möchte ich keinen überreden wollen, die Feder niederzulegen, weil ihm das Wort nicht willig ist, und in andern Bereichen seine Kräfte zu versuchen. Im Gegenteil. Denn ich weiß, was es heißen kann: sich im Liede auszusingen und in Klängen wie in Wörtern, in Wörtern, Klängen, Rhythmen, Reimen und Melodien das Leben im Keime zu erfassen.

Der Laie nennt es Äußerung, allein es ist Entäußerung der Seele, die sich losgelöst hat oder die für eine Weile abgelöst worden ist von der gewöhnlich bewohnten Welt, um in der Entfernung von der Riesenfläche Erde, in der Distanz zur

Zahllosigkeit der Gestirne und der Menschen das Ganze in der Winzigkeit eines Raumwinkels zu bedenken. In der Dämmerung, dem Lichte zu, sieht sie Nacht, in der Dämmerung, der Nacht entgegen, entdeckt sie Glanz und Strahlung. Sie hört nicht mehr die Menschenworte in ihrer babylonischen Verwirrung, sondern vernimmt wieder die Urlaute des Ersterschaffenen in denen jedes Verbum seine eigene Melodie besaß. Nein, es ist noch mehr: jedes Wort ist eingeschleiert in Friedlichkeit, und wenn es antönt, wird alles, was es besagt, von der Schlichtfrömmigkeit des Kindes erfüllt. Und sein Verklingen will nichts anderes zurücklassen als das schwingende, verschwingende Echo einer Sehnsucht nach den Urwie nach den Letztbestzuständen der Geschichte, in denen der Mensch nicht Sänger war und nicht Sänger zu sein braucht, weil um ihn alles Harmonie war und weil seine Seele in der Fülle ihrer Makellosigkeit nur Schweigen, Lächeln und Liebe in der Ehrfurcht vor dem Seinsgestalter zu sein vermochte.

So mußte das Heimweh in Dir das Wort gewinnen und sich ruhlos, aber lustvoll, jene längst verlorene Welt aufs neue bauen, in der sich Erlöste die Hände reichen und Geläuterte sich die Urschönheit des Paradieses gemeinsam erträumen. Denn unsterblich lebt die Erinnerung an das Eden in uns fort. Unsere tiefste Qual ist Rückbesinnung. Ein Sinner, der da auswirft, was ihm vorschwebt, als getreues Abbild jenes Wundergartens, ist ein Dichter Deiner Art.

Ich möchte Dich nicht stören, nein, ich kann Dir nicht das Wort und nicht das Bild verwehren, so höchstgriffig dieses und so waghalsig jenes auch sein mag. Dir selber scheint es alles sein zu wollen: Spiegel des Verlangens, endlich darin die Unbeschreiblichkeiten des Verlorenen einzufangen und, jeder Mitverschuldung zum Trotze, mitten im Sühneleid, etwas von den Wonnen zu entdecken, welche hinter uns liegen und vor uns warten.

Dem messianischen Mitschäumen gegenüber, das im Fluß Deiner Verse wohl zu langsam verlöscht, möchte ich, vor allen wahren Poesiefreunden, das Wichtigere erkennen lassen: *Hic spes est; ecce tibi splendorem!*“

## Oktavzäit

Souwäit wéi's Du an d'Land gesäis,  
Léiffra a Blo, do blëtzen  
scho rosarout a bléiwäiss  
op gréngem Fong, all Fräd ze Fläiss,  
Milliounne Mäespëtzen.

Mir gin, an Doft an Daa gekläet,  
gemengsëm no de Gnoden  
äus Dénger Hand, déi affe stät.  
Ais Fréijoersséil, tèscht Loscht a Läed,  
léisst liicht hir Wënsch errodén.

Du schenks – an d'Biede gët en Dram  
vu Lidd a Léift heinidden.  
Dir uerjhelt rëngs am Bësch all Bam,  
aist Häerz erwiermt un Dénger Flam,  
déi Glaf an Dank behidden.

E jongen Häuch gät duurch d'Gewaan  
wéi Otem vun do uewen.  
Gläich sti mir a gestin ais Schaan,  
dat mir nit alles fir Dech maan:  
Allzäit Däi Son ze luewen!

## Es lenzt im März

Nun beut mir auch der Winter seinen Schein  
zur Spiegelung im nächsten Eiskristall.  
Gleich wundern sich die Dinge also ein,  
daß Frühling in der Seele wird. Der Wall  
um meine Seele fällt enttaut zur Erde,  
und leicht wird die verhellte Seinsgebärde.

## Mir fehlt etwas in dieser Welt

Mir fehlt etwas in dieser Welt,  
mir fehlt der Atem ihrer Seele.  
Nur Hast ist sie und Hetze, Schrei und Gellen.  
Ich lausche über das Toben hinaus,  
horche in den Tonwirbel hinab  
und höre nicht, was ich erwarte:  
den nachnächtlichen Hahnenschrei.  
So lausche ich weiter und bleibe wartend.  
Und der Morgen geht auf  
in Lenzesschönheit.  
Über Funkwellen kündigt sich Leben an  
als Kulturbetrieb in den Tag hinein.  
Schulmeisteraufsätze in Pennälerfranzösisch,  
Villons Eleganz verplumpend  
und Goethes Feinheit schablonierend:  
freche Überheblichkeit, die sich Dichterin,  
dummer Stolz, der sich Schöpfer glaubt,  
aufgeblasen im Geiste,  
voller Blähungen in der Sprache, –  
Kultur des Maulens und der Fäulnis,  
der Unwissenheit und der Waghalsigkeit!  
Ich horche zu und höre nicht den Hahn,  
der krähen müßte um die dritte Stunde.  
Ist er überlärm  
oder hat es ihm den Schrei verschlagen?  
Das Gewissen der Zeit,  
erstickt im Urgeschrei des Weltendschungels,  
gemacht aus Mordshunger und aus Raserei,  
läßt sich nicht mehr vernehmen.



Mußten jener und dieses verstummen  
vor den Affen, die sich ignorieren,  
vor den Geiern, die sich üben,  
vor den Hyänen, die aus sind auf die bessere Atz,  
vor den Überuntermenschen,  
welche Mord im Sinne haben:  
Mord am ungeborenen,  
Seelenmord am geborenen Kinde,  
Mord an der Natur,  
Mord am eigenen Leben,  
Mord an der Wahrheit,  
Mord in den Lettern,  
Mord an den Tugenden,  
Mord an der Bildung,  
Mord am Geiste,  
Mord am Nächsten,  
Mord an den Dörfern,  
Mord an den Leibern,  
Mord an der Liebe,  
Mord am Wortsinn,  
Mord an der Stimme,  
Mord am Wohllaut,  
Mord am Gesang,  
Mord an der Musik des Seins,  
Mord an der Wohlerzogenheit,  
Mord an der Ahnung,  
Mord an der Vorahnung  
und Mordversuch an Gott?  
Mußte alles schon verstummen im Entsetzen Derer,  
die noch entsetzt werden können:  
die Warnung des Herrn  
und die Stimme des Hahns am Morgen?  
Und dann krächte dieser doch vor neun.  
Bin ich wirklich nun der eine Einzige,  
der hinausgeht,  
um bitterlich zu weinen?

## Et as nēt vill...

Et as nēt vill, léif Mamm do uewen,  
wat Dir vermécht Dein Oweskand:  
aus Tréin an Da eräusgehuewen  
eng Dréps vu Liicht op senger Hand  
a wat um Sam vum neie Muerjhen  
et ennerlech entstomme konnt:  
e Wëllenskrääsch, a Schei gebuerjhen,  
verhale käum a sengem Mond!  
E Lät, erléist äus Séilendéiften,  
vum Häerz op eemol lues verpenkt,  
erwecht am Wuurt zu jonge Léiften, –  
a feierlech säi Grouss erklenkt.  
Et spiirt säin "Ave" agefaangen,  
an engem Iwerräum verstierkt  
a gnodeméisseg ennergaangen  
an enger Muecht, déi weiderwierkt.  
Lo weess et, dat säin heemlecht Soen  
en Echo fénnt vu Wand zu Wand:  
Du wëlls et mammelech hannerdroen,  
mat Zougof, Dengem Himmelskand!

## Ëmmer wann ech rouig sin...

Kuck, ëmmer wann ech rouig sin  
am Häerz, am Gäescht an an der Séil,  
dann as mer, wou ech gin a stin,  
wéi wann däi Wuurt mech iwerféil:

”Mäi Jong gouf openeis verkaaft  
fir manner wéi eng Kludder Gould.  
Seng Klacken hu der afgeschaaft,  
déi d’Schléiferei nit héiere woult.

Zwädausend Joer Weidergon,  
verluge stéits, bal haart, bal wääch,  
hun iech verdäischtert zréckgedron  
zum éischte ’Sabacthani’ – Krääsch.

U Kräizer hat der néierens Nout –  
si ware gläich am Bësch geha,  
fir d’Leit ze neelen u Säin Doud.  
All Hiwwele goufe Golgatha“.

Kuck, ëmmer wann ech rouig sin  
am Häerz, am Gäescht an an der Séil,  
dann as mer, wou ech stin a gin,  
wéi wann Däin Tréinebléck mech héil

no uewen an Deng Trauregkät,  
an deer ech happeg ënnergeng,  
dann awer, wa mäin Otem steng,  
géif alles Licht a Sengem Läd.

## Obscures Filiations

Jadis, mon Amour, j'égrenais des vers  
pour âmes tendres et têtes de bois.  
Tout cœur, tout heur, je dus chanter  
aux fers du Pouvoir la Justice idéale  
et l'inquiète Liberté au fond des cachots.  
A toi, enfin, rendu, je filai retrouver  
Pierre Gringore, par six fois mon aïeul  
qui dépitait François de Montcorbier  
(dit de Villon, balladier balladant  
des Dames de Paris et des Tristes Pendus  
à la Grosse Margot et Notre Dame d'En Haut)  
pour sourire, humblement, à la Belle en pleurs  
de Dante. Alighieri, Grand Mage du Sud  
et barde du père de notre preux de Crécy,  
à jamais évitant la Dame Amertume,  
patronne élue des pédants et des cuistres,  
me lestait des tares de sa Divine Comédie  
et m'apprit à parfumer de Spirituel mes vers.  
Mais Francesco Petrarca, tentateur de Charles IV,  
fuyant les clos secs de la jurisprudence  
et quittant les flots mugissants du Rhône,  
m'enseigna l'art et l'amour des «rime sparse»,  
sans m'attraper au piège de ses «petits néants».  
Latome, en revanche, épris d'humanisme,  
vendant du Latin aux chasseurs de verbes,  
me baigna l'esprit dans le Benetikos  
en apaisant ma soif aux sources du Potenza.  
Charles Maurras, cependant, logicien du tout-clair,  
déclencha en moi le sempiternel combat  
de la Raison contre l'Instinct  
et de la Force contre la Forme  
que l'ami Léon Bloy, le foudre des claque-faim,

simplement continue de revigorer d'Eternel.  
L'Eternel, pour lui, n'est que le fin éclair,  
fixant l'Image dans l'œil bien éveillé  
et illuminant ce qui est en Transcendance.  
Je le mire, en le suivant, les bras étendus,  
et je sens, par lui, mes épaules s'appesantir  
sous la masse fluante de la Présence Divine.  
Et tous, brusquement, de Gringore à Bloy,  
m'offrant à tour de rôle une pointe de charge,  
nous nous savons porter, accablés et soutenus,  
la Croix étrange d'un Monde à rerédimer.  
Ensemble nous nourrissons la Grande vision  
du Père Tout-Puissant, tenant glorieusement  
la Justice Divine et la Miséricorde Sans Nom  
en un équilibre quasiment absolu.  
Déjà Il s'apprête à verser sur celle-là  
l'impesable sévérité du Juge Parfait.  
Mais, avisé à temps par l'Amour Eternel,  
Il répandra sur celle-ci Son Sourire Paternel  
qui fera pencher l'invisible balance  
vers l'état final de l'Apocatastase.

**Viri patriae praeclari**

# Emile Reuter (1874 - 1973)

## I.

Viele Gedenktagsfeiern gibt es, die in der Geschichte einer Familie oder eines Volkes keine anderen Spuren hinterlassen als die der Nichtigkeit; sie dürften übersehen oder vergessen bleiben, wenn sie nicht dann und wann als Entspannungszeiten ihren Wert besäßen. Diese da, die ich meine, ist zu groß, als daß ich sie festlos vorbeiließe, und zu einladend für die nationalakzentuierte Reflexion, als daß sie einer allein beginge. Daß wir sie gemeinsam begehen dürfen, ist ein Geschenk für uns, das in auffälliger Weise jene Stabilität unseres politischen Lebens aufzeigt, welche immer noch den Fremden überrascht, wo sie den Einheimischen zu beruhigen scheint. Wir sind nun freilich so beschaffen, daß wir die Gnade, die sich auswirkt als eine Permanenz, wie eine Selbstverständlichkeit der Zeiten hinnehmen und nur an einer jähren Wende, welche zumeist einen Verlust bedeutet, die Größe des Verkannten entdecken. Denn nur das Verlorene gibt seine Qualitäten in Gefühl und Trauer kund. Doch Undankbare züchtet der unbedrohte Besitz.

Zwar stehen wir im Augenblick an keiner Wende, allein ich möchte doch, für eine längere Weile, den Blick zurückwerfen in die Vergangenheit, um von dorthier das Gegenwärtige ins Ablicht des Gewesenen tauchen zu lassen und einem Alten Herrn jenen Glanz zurückzugeben, der schon ein Widerstrahl der geschichtlichen Glorie ist. Leider kennen wir zu wenig unsere Geschichte, selbst die allernächste, die noch unsere eigene ist, wir denken nur, in einem Lächeln der

Erwartung, in den Tag hinein und denken, in einem Seufzer des Bedauerns, wieder aus dem Tag hinaus. Und nur ein regelmäßig wiederkehrendes Anniversarium findet uns mit Blumen und mit Sprüchen bereit, sobald die Gedenkfeier nicht zu sehr die Bequemlichkeit unseres Familienkreises stört.

Ich spreng nun doch diesen Schutzbogen, mache mich zum Laudator einer toten, aber fortlebenden Persönlichkeit und überreiche, symboliter, dem früheren Ehrenstaatsminister und -kammerpräsidenten Emile Reuter einen Strauß publiker Anerkennung.

Dabei möchte ich Vieles sagen, was nicht Alle sagen wollten, da den Meisten schwer wird, die Taten ihrer Besten aus dem Fang- und Abmurksraum der Subjektivität zu heben, um sie als Bausteine im historischen Hause der Nation zu betrachten. Doch ich unterschlage alle eigenen Gefühle und erinnere nur, so im Vorübergehen, an die erhebliche Tatsache, daß Emile Reuter am 2. August 1874 geboren wurde und seit der letzten Jahrhundertwende die Geschicke seiner kleinen Heimat mitbestimmte. Sechzig oder siebzig oder achtzig Jahre! Die Aussage hat ihr Gewicht. Was sie birgt an Not und Sorgen, Lust und Müdigkeit, Willenskraft und Seelenenergie läßt sich ahnen, nur nicht sagen. Das Ungeheuer wird ja niemals im Worte abgemessen, wir gleiten rasch darüber hinweg, weil das Verschweigen menschliches Unvermögen entlarven könnte. Allein ich möchte doch, im Hingleiten, wenigstens anspielen auf Emile Reuters Voluntas, dem Artifiz des billigen Gefallens zu entsagen, um nicht unverhofft in der leichten Kunst des Betrügens gefangen zu werden. Denn der Mann ist würdig gewesen allezeit, seinen hohen Posten zu besetzen, weil er sich der Würde bediente, um die höheren Aufgaben selbstlos zu erfüllen, nicht nur gewandt, sondern mehr als geschickt, da er so lange auf seinem Platze verharren durfte, obschon er manchmal gezwungen war, mit Nachdruck und auch mit Gewalt, doch mit der gerechten Gewalt, die von der Autorität des pater familias kommt, die öffentlichen Dinge zu leiten, nach den unverletzlichen Gesetzen seines Gewissens.

Als das Wesen seiner Verwaltung erschien mir immer die Tatsache, daß er im Volke nicht irgendeine entpersönlichte



Masse als physische Ganzheit sah und regierte, sondern eine Mehrzahl von Seelen und von menschlichen Personen, die geeint sind, weil sie geeinigt wurden – zum Teil durch ihn – in der Einsicht, daß völkische Aufgaben gemeinsam gelöst werden müssen, aber so, daß jeder Einzelne die Sonne und die Freiheit in seiner Familie behält. Er ließ sich dazu verleiten, von seiner Klugheit wie von seinem Wissen, im Staate selber das Individuum als menschliche Persönlichkeit zur Geltung zu bringen und in allen Schwierigkeiten der Wirtschafts- und Sozialpolitik von mehreren möglichen Lösungen immer die zu wählen, welche unsere Würde am besten wahrte, also meistens die schwierigste. Denn niemals ging er hin und beutete die Kollektivleidenschaften aus, an deren Flammen sich sämtliche Diktatoren so gerne die Schuldhände wärmen, sondern verharrte unbeirrbar in der reinen Atmosphäre der ursprünglichen demokratischen und abendländischen Idee. In keiner Weise und in keinem Augenblick unterbrach er die Kommunion mit dem Volke. Das machte seine Größe und zugleich die Größe jenes Landes aus, dessen Diener er hatte sein wollen.

Indem ich dieses sage, greife ich vielleicht zu rasch den inneren wie den äußeren Begebenheiten voraus. Da meine Bestimmung zu sein schien, an den letzten Stationen seines öffentlichen Wirkens in öffentlichen Briefen die Wertschätzung seiner Taten und die Bestachtung seiner Persönlichkeit zu betreiben, nicht etwa als ein Minister aus der Nachfolge, sondern als der nächste seiner Jünger, welche sieben Lustren lang und mehr seine begeisterten Wegbegleiter waren, kann geschehen, daß ich bei sämtlichen Luxemburgern die Kenntnis jener Fakten voraussetze, welche den Fremden und den jüngsten Generationen bisher verborgen blieben.

Wiewohl sich die Geschichte dann und wann wiederholt, vergessen die Geschlechter zu leicht die heilsame Rekapitulation. Darum muß ich die Heimkehr in eine Vergangenheit wagen, von deren Geschehnissen Emile Reuter die Glorie seines Daseins bezog. Wie wenig ist den Lebenden von heute noch bekannt von den Antezedentien seines politischen Aufstiegs? Nichts wissen sie mehr von den Machtkämpfen, die zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zwischen den Vertre-

tern des "Linksblocks" und den Anhängern der "Rechten" geführt wurden. Verschwommene Ansichten lassen ihnen die Auseinandersetzungen um das Schulgesetz von 1912 in einem peinigenen Zwielfichte erscheinen, obschon doch diese ununterbrochenen Dispute den Zusammenschluß der Katholiken in einem Volksverein und die Sammlung aller christlich gesinnten Volksvertreter im Parlamente herbeiführten, bevor, noch ehe der erste Weltkrieg ausbrach, eine straffer organisierte und zielbewußter geführte Partei unter dem Motto: "Für eine Politik der Ordnung in der Freiheit" ihn und seine Freunde zu einem starken Bunde zusammenfügte. Tausende erinnern sich vielleicht seiner dynamischen Aktivität in der Führung des Volksvereins, allein die physischen und die geistigen Kräfte, die er mit seinen Kollegen Altwies, Huss, Bech und Dupong in der Abgeordnetenversammlung verausgabte, sind zumeist vergessen. Vergessen ist also auch die brillante Rolle, welche er im November des Jahres 1915, bei den Debatten um die Konstitution, zu spielen hatte. Mit dem Erfolge freilich, daß bei den Ersatzwahlen vom 6. November 1916 den vereinten Anstrengungen seiner Gegner gelang, ihn zeitweilig von der politischen Bühne zu verdrängen. Doch in einem raschen Wechsel lösten sich, während die Kriegsfurien an unserem Lande vorbeibrausten, die Regierungen Hubert Loutsch, Victor Thorn und Léon Kauffmann ab, so daß, als er am 28. September 1918 seine Regierung mit den Ministern Nikolaus Welter, August Liesch, Alphonse Neyens und August Collart vorstellte, die kurzwährende Eklipse nur als ein Gunsterweis des Schicksals wirken konnte.

Danach hatte er freilich das Schlimmste zu bestehen, da die Kriegsfolgen zu überwinden waren, während die politischen Wirren um die Großherzogin Marie-Adelheid, um die heimatliche Dynastie und um die nationale Unabhängigkeit am äußersten Rande der Revolution überwunden werden mußten. Die regierende Fünferschaft vollbrachte, was uns noch heute als ein Wunder erscheinen möchte, so schmerzlich auch das Opfer wirkte, das die Landesfürstin für die Rettung Luxemburgs zu bringen hatte.

Es lag durchaus in der logischen Entwicklung der Dinge, daß, nach mehreren Umwandlungen der Regierung, das Trio

Reuter, Bech und Dupong sich auf der höchsten Führungsebene treffen mußte: Emile Reuter berief Joseph Bech am 15. April 1921 und hatte Ende 1924 nur das Unglück, über der zweiten Lesung der Eisenbahnenkonvention, bei Stimmengleichheit, zu Sturz zu kommen, einem Pierre Prüm 1925 die Regierungsgeschäfte zu überlassen und nicht mehr zur ministeriellen Zusammenarbeit mit Pierre Dupong zu gelangen. Seinem jüngsten Regierungsfreunde Joseph Bech blieb 1926 vorbehalten, Pierre Dupong in seinem Sinne zu beschäftigen, während er, vom selben Jahre an, das Amt des ersten Bürgers seiner Heimat, zum höheren Ruhme des Parlamentes wie zu seiner besonderen Ehre, bis zum Jahre 1959 bekleiden durfte.

Ruhm und Ehre aber kosten Blut und Tränen. Was Emile Reuter in den Jahren 1914/18 erlebt hatte, wiederholte sich, nur schlimmer, weil verstärkter, in den Jahren 1940/44. Er stand und widerstand. Er litt und führte nach dem Sturme, den auch die Freunde Bech und Dupong im Exil zu bestehen hatten, wie früher zu werben und zu wirken, zu sammeln und zu führen fort, nicht im Politischen allein, als Präsident der umgewandelten und zur christlich-sozialen Volkspartei gewordenen Rechten, sondern auch im Geistigen, als der unermüdliche Leiter und Förderer der katholischen Volkshochschule. Als er dann in Nürnberg zum Mitankläger unserer zeitweiligen Bedrücker geworden war, handelte er neuerdings als "the right man on the right place".

Ich sah in der Tatsache, daß Emile Reuter in Nürnberg unsere Sache vertrat, viel mehr als eine Ehre, die der Ehrlosigkeit gegenüber das Wort ergriff, nämlich eine wohlverdiente Revanche der Geschichte. Denn es war dieser echte Anwalt des Rechtes (und also mehr als ein gewöhnlicher Rechtsanwalt), der die katastrophalen Folgen des ersten deutschen Überfalles hatte ertragen und überwinden müssen, er auch, der mit allen körperlichen und seelischen Kräften den Umsturzplänen der Dynastiefeinde Trotz und Halt geboten und so die Voraussetzung geschaffen hatte zur nationalen Geschlossenheit im Zeichen der Krone, in der klugen Haltung der durch ihn geretteten Herrscherin, die uns nach dem Auswüten des Nazitornados wieder hatte retten dürfen als

selbständiges Volk. Und hatte er damals in Paris, vor den Herren der Stunde, den unbeugsamen Willen einer äußerlich kleinen Nation zu Freiheit und Unabhängigkeit zu erkennen gegeben, so war ihm in Nürnberg vorbehalten geblieben, vor den Richtern der Welt die Ehre eines innerlich großen Landes, nach den Gesetzen der Wahrheit, welcher er stets gedient hatte, und den Forderungen der Gerechtigkeit, die immer seine Herrin gewesen war, mit dem Schwunge seines warmen Wortes zu verteidigen. In der allgemeinen Symphonie der Justiz hatte die Sprache des luxemburgischen Herzens nicht fehlen dürfen und auch nicht die Stimme einer Seele, die alle Qualen, die der Führung wie die der Verfolgung, hatte erleben und überstehen müssen. Die Worte ihrer Wahl waren durchschüttert gewesen von der ungeheuerlichen Gewalt totscheinender Ziffern, die doch die Unzahl unserer verlorenen Leben hatten spiegeln wollen. Für uns trug der Klang dieser Stimme damals eine Fracht, die über den Angeklagten sich loslöste und niederfiel als Ton der Schmach. Dessen Verwehen aber war nicht ein Absterben, irgendwo an den Wänden des Gerichtssaales, sondern ein Atemholen in der deutschen Gegenwartsgeschichte, die ächzen mußte unter der Last ihrer Schuld, und dann, ferner noch, ein Verweilen in der aus allen Nöten des siebzigjährigen Lebens, über sämtlichen Vorlieben und allzu menschlichen Gefühlen, gewonnenen Einschau in die Schönheit des alten ägyptischen Spruches: "Das Böse erobert zwar Schätze, allein es macht die Kraft der wahren Güte aus, daß sie dauert".

Wahrscheinlich hatte Emile Reuter damals die Überzeugung, es sei bereits alles ausgesagt, was zu seiner Charakterisierung gehöre. Allein ich widersprach seiner Bescheidenheit, um dem Letztgehalte seines Menschentums, als der Quintessenz seiner mehr gelebten als verkündeten Weisheitslehre, diesen Ausdruck zu geben:

Das Politikum, an welchem sich die Vertreter jüngerer Generationen vorbeidrücken möchten, weil sie die Unruhe des Herzens als den einzig natürlichen Trieb zum Ausruhen in der göttlichen Geborgenheit betrachten, wird merkwürdigerweise in jener Deutungsenge gesehen, die es als besondere

Methodik des Paretikampfes verschrien hat. Sämtliche Diskussionen um die vollständige Erfassung des Begriffes lassen gleich erkennen, wie unzulänglich eine Bildung ist, welche nach acht Jahren Mittel- und nach drei, vier Jahren Hochschule die Menschen derart ausgeformt hat, daß diese, geistig farbenblind, über die Unterschiedlichkeit der Nüancen zwischen dem Grün ihrer spirituellen Visionen und dem Rot ihrer intellektuellen Gedankenstümpfe die erstaunlichsten Theorien aufstellen. Nur in den Momenten einer offenbaren Schicksalsgunst fangen sie zu spüren an, daß das Technische genau so stark dazugehört wie das Wirtschaftliche und daß die Entwicklung, die wir jetzt in Gigantenetappen durchhasten, aus der Humanität des ehemaligen Handwerkertums in die Unmenschlichkeit des Staatsleiter- und Staatsunternehmertums hinüberzutreiben droht. Die Industrialisierung nicht nur des realen, sondern auch der denkerisch erlebbaren und also innerlich zu verwirklichenden Welt wird unweigerlich zur Einrichtung der Schreck- und Angstexistenz führen, die von Philosophen und Dichtern vorausgesagt worden ist, wenn nicht die christliche Ethik, als permanenter Protest gegen die Verniedlichungsversuche des glaubenslosen Geschöpfes, die Rückführung auf das Wesentlich-Ewige garantiert. Hat auch der zeitgemäße Apparat der höheren und der durchschnittlichen Autonomie seine Grausamkeiten, so steht dem Katholiken nicht zu, ihn einfach um der Mängel und der Härten willen abzulehnen. Selbst die Widerspenstigsten haben ihren Anteil an der Welt. Es wäre wirklich zu bequem, wenn sie die "splendid isolation" als ihre Bestimmung und das "Ihr könnt mich gerne haben!" als ihren wohlüberlegten Lebensspruch zu verteidigen unternähmen. Wo die mysteriöse Substanz ihres und unseres Wesens vom Technisch-Wirtschaftlichen her bedroht wird, dürfte nicht genügen, den Zermalmungsprozeß mit einem "Gott helfe uns! Amen!" verhindern zu wollen. Da der Mensch in ein Dasein hineingeboren worden ist, das ihn eher auszulöschen als zu heben und zu tragen scheint, muß er fort und fort, nach den Augenblicken der Sammlung in jenem Schweigen, das die Sprache des Allmächtigen herausfordert, die Geschichte – und damit sich selber – vor ein letztes Schiedsgericht zitieren, um dort für das zu zeu-

gen, was er zur Verbesserung des Menschenlebens mitgeleistet hat.

Noch manches Andere ließe sich vorstellen beim intensiveren Eindringen in die Reuterschen Denk- und Empfindungszonen. Nur halte ich seiner Einfachheit zugute, was er als Merkmal des eigentlichen Gläubigen zu erkennen gab, mehr durch die tägliche Tat als durch das tägliche Wort: daß er, gemäß den Graden seines Könnens, seiner Gaben und seiner Begnadung sein Werk verrichte, unbekümmert um den Neid und um die Mißgunst übelgesinnter Mitmenschen seinen Weg zurücklege und sich mehr und mehr mit den innersten wie mit den höchsten Dingen zum eigenen Frommen beschäftige!

Das versuchte Emile Reuter und das tat er bis zum Ende, in jener heiter scheinenden Eindringlichkeit, die gleichfalls wie ein Geschenk des Himmels erschien. Nur eines konnte ihm niemals geraubt werden, obschon ich mehrmals freundschaftliche Attacken auf seine geheimsten Erinnerungsschätze unternahm: die Gelassenheit des Wissenden, der zu den vergangenen Ereignissen eine solche Distanz gewonnen hatte, daß er sie als ein vollendeter Historiker darzustellen vermocht hätte, wenn ihm nur gelungen wäre, sich der Fesseln der geliebten aber vorgetäuschten Ignoranz zu entledigen. Vom dramatischsten Teile unserer Landesgeschichte aus den Sturmjahren 1918/1919 wünschte er niemals öffentlich zu sprechen, obschon ihm die Schriften von Nikolaus Welter: "Im Dienste" und von August Collart: "Sturm um Luxemburgs Thron" dazu den stärksten Antrieb hätten geben müssen. So blieben die allerfeinsten Geheimnishüllen ungelüftet.

Ich wußte, daß Enthüllungen ihm stets zuwider gewesen waren. Nahm ich eine solche an ihm, dem lebendiggebliebenen Monumente Luxemburgs, vor, so geschah es um der jungen Generationen willen, die erfahren sollten, was das Volk an ihm besessen hatte und in keiner Epoche, weder der glücklichsten noch der unglücklichsten, vergessen dürfte.

## II.

En terminant, fin 1972, la «Lettre ouverte à un grand Luxembourgeois»\*, j'eus le pressentiment de m'adresser à un demi-mort plutôt qu'au vivant visé qui, à petits pas, se dirigea vers l'autre versant de l'existence humaine. C'est que j'eus le privilège de le voir encore, de l'entrevoir furtivement, alors qu'en compagnie de plusieurs membres de sa famille il s'aventura dans l'église paroissiale de Strassen, – comme s'il avait voulu, de plus près, se faire voir du Seigneur. Le pressentiment, pour compréhensible qu'il ait pu paraître, alors, au moment de sa confirmation par le fait ne pouvait qu'aller se perdre dans une très profonde émotion, faite de tristesse, de compassion, de douleur et de reconnaissance. C'est dans cette optique qu'il faut lire les lignes qui suivront:

Il y a des obligations qui vous chargent jusqu'à l'oppression; il y a des devoirs qui, remplis, s'impriment de tristesse: tel celui que j'ai à accomplir en ce moment, en confirmant, officiellement, la nouvelle qu'on connaît déjà. Le premier président d'honneur de la Chambre des Députés n'est plus. Le bon père Emile Reuter vient de mourir. Et voilà que se termine, dans la compassion et dans la méditation des survivants, un très long, un très grand chapitre de l'histoire luxembourgeoise qu'incarnait, pour ainsi dire, une des figures les plus remarquables du Grand-Duché.

En effet, l'existence terrestre d'Emile Reuter, né sept années après le Traité de Londres qui allait fixer pour toujours les termes de notre neutralité et les garanties de notre indépendance, embrasse un siècle, à quelques mois près, et c'est le siècle de notre essor, conquis à force de travail, de peines, de sacrifices, de douleurs, de persécutions, de patience et d'espérance. Dans la longue suite des événements qui ont marqué le caractère et le génie de notre peuple, Emile Reuter a été, en très grande partie, l'artisan, la victime, le guide, le vainqueur et l'humble serviteur de toutes les activités de renaissance.

---

\* Cf. mon livre: «Lettres en l'air» pp. 59-64.

De 1911, où, élu député de Luxembourg-Campagne jusqu'en 1918, où il eut à assumer les charges et les responsabilités de sauveur de notre indépendance, puis de 1926 à 1958, où il présidait, sans interruption, aux destinées de notre Assemblée Nationale, il ne cessait de se dévouer, corps et âme, pour son pays, en exerçant des principes supérieurs réalisés dans une communauté qu'il aimait par-dessus tout.

Il avait l'art, lui surtout avait l'art de trouver, dans tous les débats, auxquels il apportait la brillance de sa parole, et dans toutes les situations critiques qu'il savait dominer grâce à une intelligence, alliant la prudence au courage pour se transformer en sagesse, le mot juste, le mot convaincant, le mot admirable, conciliant et réconciliant, à la fois.

Ce n'était pas seulement le charme de sa personnalité qu'il sut faire valoir, ni son humanisme mis en acte et en action qui lui gagnaient les faveurs du public, mais plutôt les émanations de ses qualités envoûtantes: son adresse, sa droiture, sa tolérance, son impartialité, sa bonhomie naturelle, son humour, le cas échéant.

Ceux qui, comme moi, ont pu être son compagnon de route, pendant une quarantaine d'années, ont dû apprécier à tout moment son incomparable imperturbabilité. En présidant, n'importe où, des réunions difficiles ou même tumultueuses, il restait celui qui se tient au-dessus de la mêlée, mais qui est, en même temps, en plein et en profondeur dans l'essence des discussions, prêt à trouver, prêt à formuler et prêt à faire admettre les idées qui emporteront l'adhésion.

Certes, celui qui, pendant trois-quarts de siècle, était inscrit au Barreau de la Capitale avait pour lui ce complément de très précieuses expériences que la plupart des mortels n'auront jamais. Et, représentant exemplaire de l'idée chrétienne, il disposait d'un fonds inépuisable de forces qu'il arrivait à extraire des vertus mêmes qu'il pratiquait sans relâche, vertus qui allaient de la Foi à la Charité, en passant par la Sincérité la plus pure et une Humilité peu commune.

Tout cela l'engageait, au jour le jour, de payer de sa personne dans tous les mouvements qui répondaient à sa voca-



tion de patriote. La première guerre mondiale exigeait de lui son tribut, versé en sang et en larmes; la deuxième n'était pas plus clémente pour lui, puisque l'occupant ne cessait pas de le traquer.

Le coup le plus terrible qui allait le frapper et qu'il accusait visiblement fut la perte, subie quinze ans avant sa propre fin, de sa chère compagne. L'affection de ses cinq fils et de sa très vaste famille le soutenait après ce coup dur, difficile à surmonter. Bien qu'il semblât posséder le secret de la Fontaine de Jouvence, tant était hors norme sa vitalité physique, intellectuelle et spirituelle, il dut, finalement, se conformer à la loi générale de l'Être.

A l'occasion de son quatre-vingt-dixième anniversaire j'avais fait entendre publiquement que nous nous préparions à fêter son centenaire. Mais c'était comme si son humilité innée n'eût pas voulu de ces manifestations bruyantes. Très doucement il s'éteignit loin de nos turbulences quotidiennes. Et tout ce que nous pûmes dire, après son départ, ce fut qu'une très grande figure, une des plus grandes de notre peuple avait disparu, mais qu'en s'estompant derrière les vivants, derrière les survivants elle continuait à projeter l'éclat de sa personnalité sur les parois de notre souvenir et de notre ressouvenance: les éclats d'un homme d'Etat inoubliablement humain, se nourrissant, à coups égaux pour ainsi dire, aux sources vitales terrestres et transcendantes.

## Joseph Bech anecdotier (1887 - 1975)

La jeunesse d'aujourd'hui, continue-t-elle à se rappeler ce gentleman national, régissant, au-delà de trois décennies, nos Affaires Etrangères? Les générations politiquantes des années quatre-vingts, ont-elles encore la vision assez précise de cette copie luxembourgeoise, presque parfaite, de Mister Eden? Ou bien se sentent-elles, de plus en plus, en présence d'une sorte de mythe, de petite légende créée autour d'un personnage réel, auréolé d'un nombre croissant de traits que l'histoire aurait fait retenir, l'imagination populaire entourer d'un halo estompé et la tradition littéraire entrer dans le cénacle romantique des figures de contes? Il est indéniable que Joseph Bech, mort, a pris un certain pouvoir sur ceux qui l'ont bien connu et que l'ascendant, s'il a changé de nature par rapport au charme exercé par Joseph Bech, vivant, peut reprendre force et fascination dans la mémoire des nostalgiques, prêts à rendre un peu de face à une personnalité exceptionnelle, aimée et estimée, peut-être, malgré eux.

Lorsqu'en 1921, Joseph Bech devint, à l'âge de trente-quatre ans, membre du Gouvernement luxembourgeois – qu'il devait présider à deux reprises et ne quitter qu'en 1964 pour assumer les charges de Président de la Chambre des Députés – j'en avais quatorze et commençais à l'Athénée de Luxembourg mes études secondaires. J'eus donc, à partir de ce moment, la bonne fortune de suivre de près toute sa carrière publique, de plus près encore, à partir de 1946 comme député et un peu plus intimement, comme secrétaire général de son parti et comme ministre, à partir de 1951 et de 1959.

Ce qui m'intéressait, en tout premier lieu, dans ce personnage si peu tapageur, en actes et en paroles, si tenace en idées et en discrétion, ce fut sa façon assez insolite de concevoir la politique. Il y entra, à la suite de Philippe Bech, comme un fils entre en héritage, tout naturellement, par simple succession, prenant, sur le plan national, la relève comme il la prit sur le plan familial. Sur l'un comme sur l'autre la voie était préparée; il n'avait qu'à s'installer et à continuer sur la lancée paternelle.

S'était-il posé la question de sa vocation? Était-il prédisposé à jouer, toute sa vie durant, le rôle de guide et de gouverneur du peuple? Était-il né homme d'Etat, appelé à se mettre au service de son pays, sans jamais nourrir les soucis préoccupants de la profession normale d'avocat? Non, au sujet des deux plans de l'existence, tels que Bergson les avait conçus: le plan du projet et celui du succès ou du résultat obtenu, il ne connaissait guère la hantise, provenant de l'un et allant à l'autre; pour lui le passage du premier au second était automatique, pour ainsi dire, et sans trop de contrariétés, malgré les inévitables tracasseries partisans, domestiques et publics qu'il eut à subir.

Pour cet homme indestructiblement robuste, à la démarche compassée, presque lente, le précipité dans la façon de se communiquer n'existait pas. Son attitude de tous les jours se voulait naturelle, sa réflexion sondante, fouilleuse et scrutatrice, aussi loin de l'emballage que de la virulence, et son parler ferme, franc, bien que tatillon parfois. Il se plaisait dans l'aise du pré-réglé et dans le calme, confinant au flegme ou à la placidité. «Surtout pas de hâte!» Tel aurait pu être son mot d'ordre. Tel était en tout cas son comportement dans l'action et son style dans la pratique gouvernementale.

Ce mode de procéder faillit perdre, un jour, une coalition en devenir après de nouvelles élections. L'issue du plébiscite national l'avait fait informateur de la Souveraine, et, pour une fois, le déluré fut pris à son propre jeu. Tandis qu'il temporisait, les deux partis d'opposition se rencontraient pour se mettre d'accord sur un programme gouvernemental commun. L'avantage de son propre parti ne fut sauvegardé qu'in extre-

mis, grâce au lien familial – bien tenu – existant entre deux membres probables du gouvernement naissant.

À son jeune collègue, lui succédant plus tard à son vaste bureau-ministre en Saint-Maximin, il aimait prodiguer des conseils, dont quelques-uns émanaient d'un pince-sans-rire plutôt que d'un futé maître ès politique. Ainsi il ne cessait de me répéter:

«Ecoutez bien ce que je vous dis: dès que vous aurez sous main des affaires risquant de vous mettre dans l'embarras, en irritant le public, laissez-les pourrir; elles ne méritent pas mieux!»

Ayant un jour à le questionner sur certains problèmes de parti, j'eus la chance de le trouver au ministère, assis devant sa belle table, surchargée de paperasses qui s'échappaient de leurs cartons, bombaient leurs classeurs et faisaient craquer leurs chemises. Bien que j'en fusse ébaubi, j'eus encore l'esprit assez vif pour m'excuser de mon intrusion dans son sanctuaire, où il aurait tant à faire. Mais lui, mettant les mains sur les dossiers, placidement, tout souriant, me trahit le secret de sa manière de liquidation:

«Mon cher, vous n'avez pas idée de la promptitude avec laquelle le temps peut agir. Je le laisse faire, et vous seriez étonné d'apprendre, d'ici quelques mois, combien de ces notes, pièces, feuilles et papelards se seront réglés d'eux-mêmes».

Cet homme quasiment imperturbable, réalisant le prodige de la longévité d'homme politique et le miracle d'une admirable continuité dans l'exercice de ses fonctions de ministre-diplomate, débuta dans la Société des Nations comme benjamin des délégués nationaux et termina sa carrière de représentant, quarante années plus tard, comme sénior des membres de l'ONU. D'où sa connaissance, apparemment inépuisable, de grandes personnalités, s'agitant sur le plan international, récoltant la célébrité comme ils moissonnaient les drames et disparaissant dans les coulisses du théâtre mondial comme ils étaient montés sur scène. Joseph Bech les étudiait, en les côtoyant; il les analysait, en les observant; il empilait

dans sa mémoire les plus piquants des faits qui, à la longue, faisaient un immense dépôt d'événements curieux, de bons mots, de traits historiques, de réparties spirituelles, d'historiettes bizarres et de secrets mal bouchés. Ce qui fit qu'à propos d'un rien politique, littéraire, artistique, archéologique ou autre il avait son mot à dire. Et il le dit: sans volubilité, sans verbiage, sans étalage de grands vocables ou de verbes sonnants, sans enflures, plutôt avare de calembours – qu'il ne dédaignait pas, dès qu'ils se présentaient d'eux-mêmes, sans qu'il eût à les rechercher.

Raconter des anecdotes, c'était sa façon, à lui, d'écrire en raccourci l'histoire des temps, la grande, celle de son siècle, de celui qu'il avait vécu dans l'éclat comme à l'ombre des gens de renom qui l'avaient faite et qu'il avait aidés à la faire. L'ampleur de son monde anecdotique était à la mesure et à la diversification de celui qu'il habitait. Le monde des historiettes et le monde des réalités moins plaisantes semblaient aller se confondre, à la fin, de sorte qu'il n'y avait, pour lui, ni opposition entre les deux, ni contradiction entre ses contes et la matérialité des faits qui en formaient le noyau détectable.

Et puis, l'anecdotier idéal fut aussi un objet bien fécond, pour ne pas dire: le sujet le plus idoine au rôle qu'il assignait à la multitude de ses héros, le type parfait de l'homme distingué, engendrant tout naturellement des propos badins ou des boutades plus ou moins spirituelles.

Certes, dans son existence aussi il y avait des hommeries; je serais porté, toutefois, à les appeler bonhommeries, gentilhommeries ou prudhommeries, si l'expression n'allait pas choquer les Robert et Larousse réunis. J'ai hâte, donc, de les dépluraliser, en les ramenant à cette bonhomie qui, chez lui, réussissait toujours à désamorcer les irritations humaines, intercurrentes, de temps à autre, mais inattendues à chaque fois.

A l'intérieur de son parti – la Droite, d'abord, les Chrétiens-Sociaux, ensuite – ce Ministre presque inamovible, dont on aimait à répéter que le premier diplomate qu'il recevrait, le matin, à Saint-Maximin, serait le figaro du quartier, il repré-

sentait, en quelque sorte, sa propre fraction. Celle-ci aurait pu s'appeler Parti des Modérés ou Le Conservateur tolérant, si les deux termes n'avaient pas fait pléonasmе. Respectueux des opinions de tout le monde, sauf des anarchistes, à l'égal des égards qu'il exigeait pour les siennes, il n'opérait jamais à contre-biais dans les discussions programmatiques, bien qu'il se fit fort, à chaque occasion propice, d'enrichir les différents chapitres des déclarations de principes, en les épiçant d'un de ses récits amusants.

Un jour, je lui proposai de publier l'ensemble des anecdotes se rapportant à la politique internationale. Il en rit à belles dents, d'un de ces rires étirés qui auraient dû peiner celui qui l'avait provoqué, mais qui, invariablement finissaient à faire sourire de connivence. En permettant aux dernières saccades de son hilarité de se mourir, il me dit :

«Comment, mon cher! Vous me voyez faire le scribe malheureux de ces boutades drolatiques? Allons donc!»

Mon projet de les faire sténo- et dactylographier, au fur et à mesure qu'il les raconterait à ses amis, n'eut pas tout à fait le même succès amusé. Toutefois, il déclina l'offre, en se retranchant derrière la gêne qu'il éprouverait, en se sachant ou en se sentant observé par un littérateur de passage.

Non, il aimait et maintenait son style propre ainsi que sa manière de les présenter de vive voix à un public de choix, si possible à un seul auditeur, aussi captable que compréhensible. Si son récit ne répondait pas toujours au sens originaire de l'anecdote, si, donc, il débitait plus souvent des redites, légèrement modifiées à chaque coup, que des «choses inédites», il ne tombait jamais dans ce «spirituel à tout prix» qui vit de l'ambigu, verse du venin dans les phrases et se nourrit de gaudrioles plus ou moins épicées.

Et puis, il avait sa façon personnelle de raconter. Me rencontrant, un beau midi, au centre de la ville, canne de parade en main et respectant le rythme flâneur de ses pas, il m'apostropha de loin, avec un sourire petitement malicieux dans ses yeux :

«Eh bien, c'est mon jour de chance, à ce qu'il paraît, puisque j'ai la veine d'attraper le Ministre des Affaires Etrangères, faisant halte à Luxembourg entre deux trains ou deux avions.»

Ainsi il me rendit une des monnaies de ma frappe que, dix années plus tôt, j'avais répandues à son sujet. Faisant les cinq pas avec moi, il s'arrêta, selon son habitude, il m'arrêta, en démarrant de son langage compassé: «Cela me rappelle...» et se perdit, ravi, bien aise, souriant, dans la ressouvenance de ces petits faits dont regorgeait sa mémoire. Lorsque je fis un mouvement de m'échapper, il me retint, en pleine rue, par le bouton médian de mon pardessus, me forçant ainsi de rester figé sur place, tant qu'il lui plut, et d'écouter l'historiette du moment qu'il trouva plaisante au point d'en rire le premier.

Je ne fus ni le premier ni le dernier de ses amis à subir cette bienveillante servitude, imposée d'un air bon-papa. Un jour de grande réception à la Cour, nous eûmes l'infortune, ma femme et moi, d'arriver légèrement en retard, de voir la Souveraine en train de monter le grand escalier, d'apercevoir Joseph Bech, en retard, lui aussi, la suivre, la rejoindre, lui adresser la parole, s'arrêter, l'arrêter elle aussi, la retenir, sur la marche palière, par le parement de sa manche droite et lui raconter, d'une mine assurée comme à l'accoutumée, un peu espiègle, une fable de circonstance. Ce qui nous permit de les dépasser, pour arriver avant eux, et d'entendre, derrière nous, deux rires entremêlés, allant bien vite s'estomper sur le palier.

Cet homme charmant – et charmeur – se targuait d'être aussi grand Maître Queux qu'admirable anecdotier. Il fut, indéniablement, le meilleur guide gastronomique à travers l'Europe, gourmet sans aucun doute, mais surtout un Michelin vivant pour tout ce qui concernait l'art des Cordons bleus. Non qu'il eût apprécié, par actes et paroles, les mets les plus raffinés, servis avec les meilleurs vins de la France ou de la Moselle, ses ambitions allaient plus loin: il voulut être estimé, personnellement, comme un spécialiste, bien doué pour l'art de composer des menus et de juger les mets, après les avoir préparés lui-même, le cas échéant.

Il lui arriva un jour d'inviter les membres du Gouvernement avec leurs dames à un déjeuner en plein air, près de ce moulin de Diekirch qu'il chérissait et dont il emportait toujours une petite odeur terreuse – ne fût-ce qu'en mémoire et pour mémoire. A notre arrivée devant sa belle propriété, nous le vîmes, de blanc vêtu et toque sur tête, s'affairer autour d'une curieuse mécanique, ingénieusement conçue et construite, je crois, de ses propres mains. C'était une rôtissoire «pas comme les autres», aménagée sans le moindre souci, ni pour l'espace occupé ni pour l'énergie à consumer. Une roue de bicyclette, dégarnie de ses pneus, captait, en tournant, au moyen de palettes fixées sur la jante, l'eau, coulant d'un robinet ouvert, tandis qu'un arbre de transmission, partant du moyeu et se terminant en pointe de fer, faisait pivoter au-dessus d'un bec de gaz, ouvert lui aussi et vomissant une flammette bleuâtre, une belle saucisse de Strasbourg, exhalant vers nous un délicieux arôme de rôti. Ce fut la surprise du jour, chaque invité ayant droit à deux pièces brûlantes de ce plat hors-menu, indiscutable triomphe du rôtissage à la roue de vélo.

Seulement, chaque petit exemplaire n'exigeant pas moins d'une minute de passage à travers la flamme, avant d'avoir le fumet et la saveur qui plurent au grand rôtisseur, il fallut nous armer de patience, puisque nous fûmes une trentaine d'observateurs, attendant leur tour et convoitant leur goulée.

Heureusement, l'autre Maître Coq de la famille, Madame Bech, intervint à temps et, de son sourire le plus désarmant, dit au Maître Queux d'en face:

«Joseph, la table est servie. Entrons et délectons-nous à l'ombre!»

Et l'industriel cuisinier, aussi adroit qu'astucieux, d'éteindre sa flammette, de freiner sa roue de vélo, de fermer le robinet et d'aller se régaler à la table de Madame et de juger, comme il se dut à un gastrologue de sa taille, des plats autrement riches et aptes à faire plaisir à tout bec fin.

Une autre fois, lors de l'ouverture d'une maison week-end au bord du lac de Lultzhausen, une douzaine d'invités, dont



Joseph Bech, se réunirent autour d'une bonne table amie pour solenniser, par un festin sui generis, l'inauguration du bungalow. Au moment de faire servir le poulet, l'hôte s'apprêtant à procéder au chaponnage, le Président de la Chambre des Députés offrit spontanément ses services d'artiste-découpeur, qui furent gracieusement acceptés et salués par un chahut général. Et l'anecdotier, ne désavouant pas sa qualité majeure, en maniant la fourchette et le couteau, fit si bien avec les rôtis, qu'il eut à la fin des tranches modèles et appétissantes: blancs, cuisses, ailes et parties délicates des croupions – les sots-l'y-laissent – qu'il en fut aussi fier que la maîtresse de la maison. Mais rendez-vous compte: dix portions, belles à vous induire en tentation! Et nous fûmes quatorze.

La perplexité des invités se détendit dans un babil à douze voix qui, à son tour, alla renforcer un enjouement de bonne compagnie, tandis que le trancheur improvisé, seul, eut ce rire irrépressible, dont l'épanouissement, dans un sourire persistant, sembla vouloir dire à tout ce monde de trop belle humeur:

«En cuisine, mes chers, comme en tout art, d'ailleurs, on n'est jamais sûr de rien. Vous prenez vos dispositions, vous calculez, vous faites vos provisions, en vous fiant à l'arithmétique, mais vous oubliez l'essentiel: d'aller toujours, dans vos arrangements préparatoires, au-delà de vos prévisions les mieux évaluées. Parfois l'esthétique à table doit l'emporter sur la masse dilacérée de vivres, assemblés sans art et offerts sans esprit».

Ma très fine ouïe intérieure retient encore aujourd'hui les arrière-sons de la gaillardise naturelle, s'extériorisant dans un rire vraiment bechois. Elle était faite, à parts presqu'égales, de jovialité, de fraîcheur, de vigueur, de santé et de gaieté.

Et, croyez-moi, un peu d'irritation y fut sous-jacente.

## Nicolas Margue (1888-1976)

Le voilà de l'autre côté, loin de l'inquiétude spécifique, propre à l'homme vivant, en pleine tranquillité, espérons-le, de la seconde réalité, en complète sérénité, hors des pénombres de l'insécurité humaine, et en prime émerveillement devant la distance qu'en un rien de temps il put mettre entre soi et nous. Et voilà rempli, je suppose, son désir des dernières années: de s'élever toujours, d'aller plus haut, de quitter, doucement, ce qui était mouvement et turbulence, pour en arriver à un point où il pourrait se fixer, se figer en quelque sorte, face à ce qui Est, à ce qui est Absolu, à ce qui est Être Absolu, Repos Eternel et Vie Sans Fin, en même temps; de se sentir uni, intérieurement, à la Quiétude, tout élan propre retenu, tout enthousiasme apaisé, tout esprit éveillé, toute intelligence à l'écoute, toute respiration d'âme suspendue et tout amour reflété par la Pré-Face du Tout-Amour; d'être prêt à recevoir l'haleine du Père et à prendre notion, mystérieusement, de ce qui serait de nature – de nature infiniment supérieure, de nature infinie – à le transfigurer glorieusement; d'avoir perdu, totalement, la fascination des honneurs terrestres et de l'influence sur les affaires publiques, afin de participer aux immenses plaisirs que lui procurerait la vie spirituelle, bien lancée, déjà, pour aller se jeter dans les intensités successives de la Foi et de la Prière!

Seulement, pour nous, il reste tant de lui dans nos parages d'amitié et de mémoire, de souvenir et de survivance personnelle que nous n'arrivons pas encore à le voir, ni même à le croire, dans son nouvel état de défunt; bien au contraire, tout en nous se fait réminiscence et force compressive pour locali-

ser, dans le plus petit espace possible de rappels, les dix mille incidents qui, au cours de huit décennies et davantage, se sont inscrits dans son histoire vivante et éloquente.

Pendant une très grande partie de cette histoire – au-delà d'un demi-siècle – nos routes existentielles ont été parallèles, parfois, et, parfois, se rencontraient pour se confondre. A partir de l'Athénée, elles nous conduisaient dans les jungles de la politique et dans les camps plus ou moins semblables de la déportation; elles finirent par nous ramener au pays et, bientôt, faire prendre la direction de Strasbourg, par les belles hauteurs européennes.

Cependant, il ne voulait jamais nier sa vocation d'éducateur. Que les enseignants d'aujourd'hui, évitant de plus en plus l'emploi de ce terme à exigence morale, dont ils semblent avoir peur, se soient étonnés et s'étonnent encore de l'exécration «matérialisme» de leurs «enseignés» d'hier, cela lui est apparu comme un fait aussi manifeste que regrettable; il ne pouvait que s'étonner de leur étonnement qui les aveuglait à tel point qu'ils n'osaient pas reconnaître les fruits de leur «neutralisme», de leur «positivisme», de leur «scientisme» et de leur «libertinisme». En récoltant, dans leurs fils, ce qu'ils avaient semé, avec notre tacite permission, ils devaient avaler les produits mûris de leur indifférence, de leur tolérance et de leur lâcheté d'hommes adultes. Ce qui le surprenait, malgré tout, c'était le grand nombre de jeunes, disposés à sacrifier tous les «ismes» au seul catholicisme qui, à leur désir d'absolu, sait offrir encore la métaréalité avec Dieu. Dans les temps lointains, où les enseignants, maîtres d'école et prêtres, savaient encore l'art d'instruire (l'adresse de faire désapprendre venait avec les «experts» diplômés; aujourd'hui le génie dans le domaine de l'inculture savante est à son point culminant), ses bons éducateurs lui avaient inculqué la notion de la vraie vie, imprégnée de la vraie prière qui, selon eux, demandait l'entretien profond, sincère, chaud et long, dans la plus grande simplicité du cœur, avec Dieu. Cette façon de faire le rendait capable d'apporter à ses études un souffle de ce qui ennoblissait, en les approfondissant et en les surélevant, ses richesses accumulées de savoir et de connaissances, à appli-

quer un jour dans le sens le plus profitable à l'humanisation et à la civilisation.

Je l'ai vu à l'œuvre, maître indiscutable de la culture communicative, quand il professait réellement sa vocation éducative. Certes, il usait parfois, à l'adresse de ses jeunes élèves, de sarcasmes qui avaient le don de choquer, de critiques, soulevées par un homme sensé, bien équilibré, franc, euphémismophobe par nature, détestant les périphrases et les circonlocutions, mais friand de métaphores, inspirées, dans leur pittoresque, par la vie paysanne, qui pouvaient provoquer l'hilarité générale et heurter des susceptibilités particulières. Il y avait toujours, cependant, quelque chose de positif qui restait de ses remarques. C'était une sorte d'aiguillon intellectuel et volitif, poussant au travail et incitant à la compétition, – il ne prêchait, ni ne punissait, il disait son fait à qui le méritait, simplement, carrément, sans éclat de voix, et il reprenait la leçon pour instruire, en éduquant, pour éduquer, tout naturellement, très sérieusement et plutôt insensiblement, en instruisant.

Le démon de la politique le tourmentant, assez tôt, il n'eut pas la faiblesse de le laisser faire; d'un pas décidé il entra dans la lutte pour s'imposer sans retard. A un intervalle de vingt ans – marquant notre écart d'âge – nous eûmes à assumer des responsabilités publiques et des charges ministérielles, semblables et différentes, à la fois. Forcés de nous mettre au service du peuple-commandant de la même galère, nous répondîmes, au bénéfice de nos frères, à une autre vocation. Cela me permit d'apprendre à estimer à sa plus juste valeur la masse des efforts qu'il dispensait dans la poursuite d'une ligne de conduite qui lui était propre, dès son entrée en lice claire, directe, économe en phrases et en gestes de propagande, avare de promesses, mais digne de foi, absolument, quand il avait donné sa parole. Cela me permit encore d'évaluer, bien au-delà des appréciations normalement faites et retenues pour l'histoire de son passage au gouvernement (de 1937 à 1948), l'immense sacrifice qu'il fit, sans mot dire, en cédant le pas à un de ses amis, plus porté aux concessions politiques dans un domaine fortement discuté.

Il s'en alla pour se faire, au parlement national, chef de file de notre fraction parlementaire, tout comme il se fit, à Strasbourg, grand meneur dans le jeu institutionnel des Communautés européennes, à bien établir sur leurs assises et à consolider dans leurs fondements: c'est là que ses rapports firent l'admiration de ses collègues étrangers et la traïlle des premiers mouvements communautaires, entrepris dans l'esprit de nos amis communs Robert Schuman et Joseph Bech.

Il est vrai que les années passées au Conseil municipal et échevinal de la ville de Luxembourg (de 1924 à 1937) l'avaient poussé à se faire assez la main et l'esprit pour les mettre à des tâches plus rudes: au gouvernement, au parlement luxembourgeois (de 1948 à 1956) au Conseil de l'Europe (de 1949 à 1959), à l'Assemblée commune de la CECA, à l'Assemblée parlementaire européenne (de 1952 à 1959) et au Conseil d'Etat (de 1958 à 1972).

Dans l'arène parlementaire, les combats à livrer étaient durs. Il y eut des moments tragiques, des revirements brusques, des déceptions, des lassitudes et des chutes. Malgré certaines catastrophes, malgré des crises qui venaient pour effrayer, et malgré le ton lugubrement prophétique de maintes attaques, à sa propre surprise il ne subissait pas trop la pression du pessimisme. Il ne se rendait pas, par pure inconsistance, à l'angoisse qui stérilise; bien au contraire, son inébranlable foi dans la puissance novatrice de l'homme, conduit par Dieu, le faisait entrer, aux heures noires de l'Humanité, dans l'antichambre de l'Espérance, où il arrivait à encourager ses amis.

Une pente, mais cela se repasse; cela se remonte, difficilement, par étapes, en haletant, en chutant, en reprenant l'escalade, cela prend du temps; cela dévore des forces, physiques et métaphysiques, morales et spirituelles; cela réussit pourtant, si la nature humaine est épuisée, dans toutes ses capacités, jusqu'aux dernières réserves; cela ne peut réussir, méritoirement, que si l'autre nature, la supérieure, celle de la grâce, par des efforts parallèles de supplication, bénis d'en haut, est mise à contribution, elle aussi. De là les remontées foudroyantes qui tiennent du miracle.

Jamais il ne demandait à ses adversaires d'accepter nos idées; en revanche il exigeait qu'ils s'abstinssent d'avilir nos caractères. Il ne cessait de faire débouarrer les crânes des lecteurs et des électeurs que ceux d'en face se mettaient en devoir de bourrer farouchement; de déprolétariser le peuple que les mêmes, pour le seul profit de leur parti et au grand dam de la communauté nationale, cherchaient à prolétariser au maximum; de bien faire voir les nullités partisans qui, en criaillant à travers le pays, enfantaient des néants; d'opposer à la méchanceté des adversaires, parlant le vil langage de l'impuissance, le clair idiome du talent, s'exprimant à merveille par la bonté interposée; de faire valoir, devant les opinions composites et disparates des opposants, l'unité de nos croyances et de rencontrer leurs préjugés par la puissance de nos certitudes. De temps à autre il aimait à divulguer le secret de pouvoir rire de ceux qui, à l'ouïe du seul nom de notre parti, avaient des émoussements de mémoire mal faite et de haine bien lardée.

Ah, il avait raison de dire qu'en politique, ce qui est sauce pour l'oie, ne l'est pas nécessairement pour le jars; qu'on n'y pouvait vivre longtemps sur les mots-talismans ou les mots-feintes, mais que les bons rapports, les rapports justes et droits entre les mots et les choses garantissaient, seuls, l'expression et l'influence pénétrantes du gouvernement à succès; qu'il était ambigu de parler d'une politique chrétienne, lorsqu'on visait une politique faite par des catholiques, s'appuyant sur des vérités chrétiennes; que l'Etat n'était ni un absolu, ni une toute-puissance, mais une impersonnalité, rendue immuable, insaisissable, imperméable et invulnérable par ceux qui, en mordant sur les libertés individuelles, oubliaient à dessein qu'il était attaché à une autre autorité, à une autorité supérieure à celle de l'homme; que, pour le régime de la démocratie parlementaire, le plus grand danger résidait dans la volonté de certains partis de réduire la politique à des relations de force strictement et bassement numérique; que, ce qui le sauverait, sortirait de la décision majoritaire, constamment renouvelée, de jeter dans les débats tout le poids des valeurs spirituelles; et que la seule chose, qui nous restât à faire, était de nous attaquer, jour par jour, à la destruction de

ce libéralisme lâche qui cherche refuge dans tous les pseudonymats, en poussant au nivellement des esprits et des cerveaux par l'élimination progressive des élites, par la ruine de l'enseignement éducatif, de la morale et des patrimoines, les «camarades», admis à la plus curieuse des symbioses autodestructrices, ne cessant de le réclamer.

Quand, en 1948, pour les «Perspectives» de notre journal je l'invitai à se faire collaborateur régulier et permanent dans les domaines politique et culturel, il se fit, sans faux-fuyant, sans subterfuge et sans restriction, le plus sûr et le plus solide de nos coopérateurs: d'une exactitude chronométrique dans la remise de ses articles, d'une transparence exemplaire dans ses prises de position hebdomadaires et d'une virilité indéfectible dans son écriture bien caractéristique qu'arrivaient à trahir, à la fin seulement, certains tremblements de la main. Elle était admirable en tout, d'ailleurs, cette ponctualité, jamais prise à défaut, ni dans les séances parlementaires, ni dans les réunions politiques, ni dans les rencontres, avec ses amis de jeu, pour le délassément bien mérité.

Il était partout homme de sens, homme de bon sens, appelé à se faire sage avant l'âge. Car il cherchait à maintenir en équilibre son savoir et sa croyance, à concilier ce qui était enraciné dans le temporel avec ce qui se tenait dans le spirituel, à fixer, au-delà de la pluralité de l'existence, avec ses activités fiévreuses, pour laquelle il lui fallait se dévouer, quand même, un habitacle pour la contemplation des choses qui dépassaient le simple savoir par l'immensité d'une quiétude, où il sentait l'arrêt momentané du temps dans l'éternel. Cette sagesse qui, tant de fois, me fit profiter de ses dons d'initiateur politique, de protecteur dans mes combats, d'encourageur et de consolateur dans les moments les plus terribles de ma vie publique, s'accommodait bien naturellement, à ce qu'il paraissait, d'une attitude de profond respect pour les inestimables valeurs de la nature humaine du prochain et même de vénération pour la part que la charité y aurait pu faire entrer. Elle n'aurait été, d'après l'explication du philosophe allemand Peter Wust, qu'une seconde naïveté, obtenue à force de combats contre le démon de la méfiance humaine ou de la

défiance métaphysique, par une conformation à la volonté de Dieu de sa propre volonté, amorçant une transformation dans le sèns du repos de son âme dans le terme transcendant, entrevu et reconnu, de la vie terrestre.

Pendant sept décennies, au moins, cette sagesse nous a offert des occasions pour entendre ses paroles, pour lire ses pensées et pour voir ses actes. Cela est entré dans l'histoire, et l'histoire le retient pour ceux qui ont l'aptitude à se faire disciple ou à emprunter la voie successoriale.

Il était historien et il n'arrivait guère à s'expliquer, pour quoi, de toutes parts, à tous les niveaux et dans toutes les écoles sociolâtriques, on voulait faire de l'histoire une philosophie et des réalités temporelles une nichée d'idées abstraites? Etais-ce pour tenter de changer notre foi en spéculation et la chrétienté en facticité chronographiée? Une voie nouvelle, permettant, après tant d'autres, de fourvoyer le christianisme dans un labyrinthe de temporalités, en le coupant de la ligature lumineuse qui, miraculeusement, l'attache à l'Éternel?

L'Histoire n'ayant pas été, pour lui, une simple addition d'actes, émanant d'hommes, ni de faits, dûs à la nature, mais une transmission continue de vie et de survivances, d'impulsions, déclenchant des mouvements, de collisions, appelant des effets en cascades, et d'explosions de forces, se diffusant en chaînes, il lui était impossible d'ignorer les progressions d'éléments de longue durée, revigorés de temps à autre, revivifiés par les circonstances, modifiés, le cas échéant, et ressurgissant tout à coup, totalement ou partiellement, dans leur millième ou dix millième séquence. Mais pour loin qu'ils eussent porté et pour haut qu'ils se fussent élevés, ils seraient toujours restés redevables de leur transparence dans les enchaînements et de leur explicabilité dans les dérivations au seul jet de feu qui ne cessera de jaillir de la Nuit Divine de Bethléem.

Ah, faire durer l'éclair qu'est venu jeter ce feu sur le Mystère de la Nativité, rapidement pressenti! D'où prendre les mots fulgurants qui représenteraient, dans la même particule



de temps, et l'éclat de l'étincelle céleste et la luminescence révélatrice, passant avec la foudre?

Voilà un secret qu'il nous a laissé, tout en l'emportant. En famille, qui ne l'oubliera pas et qui dépasse largement le cercle de ses enfants et de ses petits-enfants, nous le méditerons, en mesurant en même temps la force propulsive de l'autre, de celui qui l'a lancé dans l'épuisette de Notre Seigneur, tout miséricordieux.

## Pierre Dupong (1885 - 1953)

Pierre Dupong: homme de foi, homme de loi, homme d'Etat!

Et, d'abord, homme tout court, selon l'acception napoléonienne; humaniste de culture et de tradition; croyant, allant chercher dans le Christ ses meilleures chances d'accomplissement; maintenant permanente la formation de son jugement et l'éveil de sa conscience personnelle; sachant augmenter sa valeur propre par l'ajout des trésors hérités du passé; et faisant éclore du mélange d'ineestimables richesses morales et spirituelles, transmissibles à ses descendants!

De 1927 à 1940 et de 1945 à 1953 j'ai bien connu ce grand homme, homme grand aussi, qui, vraiment, donnait dans la vue de tout le monde. Je n'ai qu'à fermer les yeux et me souvenir de tout son passé, pour qu'il redevienne perceptible à mon sens visuel intérieur et réapparaisse, à mon esprit comme à mon âme, dans toutes ses dimensions de personnalité forte, robuste et pleine de vitalité.

De taille haute, solidement charpentée, plutôt gauche et raide d'aspect, aux angles nettement marqués, les épaules larges et vigoureuses et toute sa belle carrure placée sur des supports faits pour figurer et préfigurer de vraies colonnes d'Etat, tel il se présente aux rappels successifs de ma curiosité innée, soudainement réveillée. Oui, il avait l'air de n'être que de la force en exercice, réplique énergique de son goût peu commun pour l'action. Ayant su garder de solides attaches dans ses régions natales et postnatales, Heisdorf et Keispelt, et retenir en son corps trop du paysan pour qu'il eût pu renier

sa provenance, il paraissait porter à ses pieds les mottes de terre les plus chères, les plus sacrées et les plus pesantes. D'où, dans sa démarche, le pas mesuré, plutôt lent, et, dans ses débats, les gestes rares, nerveux, s'il le fallait, et scandant parfois, paumes avancées et coudes levés, ses propos d'importance. Comme son gabarit différait légèrement du normal, tant du côté physique que du métaphysique, ses virtualités, flairables et entrevisibles à distance, semblaient être inépuisables.

Son regard franc, serein et simplement direct avec, toujours, un soupçon de sourire dans la plissure de l'œil, était à l'image d'une sûreté et d'une tranquillité intérieures, s'il ne reflétait pas, sous voile, le bon sens le plus accommodant, appelé à s'exercer durant la longue suite de ses activités publiques.

C'est en m'intéressant au fonctionnement du «Volksverein» – j'avais vingt ans – que je le rencontrai et que j'appris à le connaître de plus près; presque tous les jours je croisai ses chemins en ville; je le vis à l'œuvre à l'Hôtel des Postes, où le ministère des Finances avait trouvé son havre d'action; je le côtoyai dans les réunions de l'«A.V.» et de l'«Université Populaire Catholique»; je le reçus, de temps à autre, dans la rédaction du «Luxemburger Wort», quand il eut le besoin d'éclairer l'opinion publique, en se faisant articulier de circonstance; et je pus l'aboucher, irrégulièrement avant mon appartenance au parti, dans le petit cercle d'amis, se réunissant les samedis ou dimanches autour d'une table ronde au «Volkshaus» ou, plus tard, chez lui «at teatime».

Ces rencontres, pour fortuites et courtes qu'elles eussent pu être, par leur multiplication me forçaient d'écouter cet homme substantiellement peuple – et qui le restait, même en ville – par son caractère, son tempérament et sa croyance. J'avais le loisir d'étudier sa raison claire, son sens de l'objectivité et son intelligence de légiste, répartissant à parts égales ses défensives sur deux agents fondamentaux de la vie publique et deux principes générateurs de paix et d'entente: Pays et Famille, Ordre et Vérité!

Trois ordres présidant aux actes humains, selon saint Thomas d'Aquin: celui établi par la loi divine, celui dicté par la raison et celui réglé par la loi humaine, Pierre Dupong s'efforçait, jusqu'à la fin de son existence, de faire rétablir et accepter une échelle des valeurs, en les hiérarchisant ou, plutôt, en les re-hiérarchisant. Puisqu'il fallait sauvegarder l'indépendance et l'évolution nationales par la conservation et la protection de la famille, première cellule communautaire, force nous fut de garantir la prospérité de l'une et de l'autre. Pour le pouvoir faire, psychologiquement et métaphysiquement, il importait de les mettre, toutes les deux, dans un tel état physique qu'ils fussent capables d'accepter nos messages de foi. Si le religieux primait ou semblait primer tout, il fallait que le social lui fût concomitant. L'infrastructure à offrir au spirituel devait être matérielle et procéder du politique: voilà une échelle bien établie qu'il mettait à l'épreuve en permanence.

Certes, notre monde gangrené par le modernisme pouvait s'accommoder à toutes les opinions, fausses, aberrantes ou folles, mais rarement, ni totalement, à la Vérité pure et simple. Décidé à ne pas sacrifier la vérité au sentiment, ni la foi à la liberté, ni le catholicisme au libéralisme, Pierre Dupong plaçait au centre de ses occupations, dès le début, le problème du salut public, le salut qui ne contrecarrât en rien le salut supérieur de la personne humaine. Garantir ce double salut n'était pas chose aisée, les conditions qui l'assuraient étant incontrôlables, parce que «par la force de la nature des choses, il y avait là une zone de ténèbres et de mystère qui subsistera tant que subsisteront les États» (Charles Maurras).

L'Homme d'Etat responsable devait donc rester au quivive, guettant tous les incidents, tous les événements et tous les phénomènes imprévisibles de la vie nationale et internationale, pour ne pas être pris au dépourvu par l'une ou l'autre contingence des lois de la nature. Ayant compris de bonne heure que l'esprit négateur de l'homme opère facilement contre la nature, il persistait à faire esprit affirmateur son intelligence, agissant selon cette nature des choses.

En tant que catholique, il lui fallait témoigner pour la vérité, solitairement, le cas échéant; en tant que citoyen,

cependant, il ne pouvait qu'aller au peuple et agir socialement, dans le sens le plus profond et le plus exhaustif de l'expression. Ayant accepté, une fois pour toutes, l'énoncé dogmatique de sa foi, il n'eut pas trop d'égards pour le modernisme et ses dangers. Ce qui, sans cesse, l'intéressait, c'étaient les incidences de sa foi sur sa conception politique et c'étaient, dans sa conception politique, les primats de la discipline et de la rectitude à observer. Il n'eut pas trop de peine à fixer sa ligne de conduite. Le social et l'économique passaient avant le politique et même, en des circonstances dramatiques, le culturel. L'instinct l'emportait sur la raison et la pratique sur la théorie. Sans autre forme de procès il s'inséra dans la plupart des mouvements catholiques du temps, aimant à substituer une action à une attitude ou à une explication sans effet.

Toutefois, son habitus psycho-physiologique, rappelant, en même temps, le coin de la terre natale, auquel il ressortissait, et le grand monde qu'il avait hanté pendant des lustres, soit à Luxembourg, soit à Berlin, soit à Paris, soit à Fribourg, soit à Paris encore, promettait de se parfaire dans une ambiance faite de spontanéité, de courtoisie, d'urbanité, d'autorité et de prestige.

Quand il fit ses études universitaires, il avait déjà appris à connaître la plupart des troubles de la jeunesse d'alors, de la période de transition du dix-neuvième au vingtième siècle; il en avait partagé et allait en partager toutes les fièvres; il avait bu et allait boire, sans trop d'exaltation, à toutes les espérances de cette Ère Prometteuse.

C'est en passant par l'Allemagne, la Suisse et la France, au contact direct des livres moins que des mouvements populaires, qu'il sentit s'éveiller en lui un instinct net et naturel qu'il n'arrivait plus à endormir; c'était une sorte d'élan qui le poussait à rechercher les voies et moyens aptes à réaliser la justice dans le monde par le truchement d'organisations sociales à provoquer dans tous les pays. Il commença à se nourrir des idées émises par quelques grands initiateurs de la politique chrétienne-sociale: de l'évêque berlinois Baron von Ketteler, du Freiherr Karl von Vogelsang, Prussien émigré à Vienne, du bourgmestre Karl Lueger de Vienne, du Suisse

Caspar Decurtius, cofondateur de l'Université de Fribourg, du jeune Autrichien, élève de Vogelsang, Antoine Orel, qui, en 1904, créa le mouvement catholique de la Jeunesse.

En France, il dut vivre, de plus près, la suite des remous profonds qui travaillaient les jeunes d'alors. Maurice Barrès, qui avait régné en chef littéraire incontesté sur les générations antérieures, fut rejeté par la relève de 1900 (alors qu'un barrésien de choix, le futur professeur Joseph Hansen, de onze ans l'aîné de Pierre Dupong et ressortissant de la même commune de Steinsel, continuait encore en 1927 à nous «barrésien» à l'Athénée de Luxembourg). La profonde indifférence qui, vingt années plus tôt, avait envahi l'auteur de «*Sous l'œil des barbares*», était sur le point de s'effacer sous la fraîcheur juvénile renaissante. Deux représentants des antibarrésiens, Alfred de Tarde et Henri Massis, sous le couvert d'un nom d'emprunt («*Agathon*») menaient à fond une enquête sur ce renouveau inespéré de gens qui, à partir des Dupanloup, Montalembert, Augustin Cochin, Armand de Melun, La Tour du Pin, Le Play, Alfred de Mun, Joseph de Maistre, Bonald, Lacordaire et Frédéric Ozanam, allaient s'enthousiasmer pour les problèmes sociaux, ouvriers et charitables, en réanimant le catholicisme social et la démocratie chrétienne. Un de ces idéalistes, Marc Sangnier, de douze ans l'aîné de Pierre Dupong, lança le mouvement du «*Sillon*» qui, au départ, était essentiellement chrétien pour devenir essentiellement politique à son apogée. En 1906 Charles Maurras, le penseur sourd de l'«*Action Française*» monarchique et antidémocratique, assez turbulente et conquérante, fit paraître son livre sur «*Le dilemme de Marc Sangnier*», prouvant que le catholicisme politique du chef silloniste était entaché de trop d'idéalisme et de romantisme pour ne pas conduire à la catastrophe. Quatre ans plus tard, Pie X, en suivant les mises en garde de plusieurs évêques de France, surtout après la création du «*Plus grand Sillon*», condamna par sa lettre «*Notre charge apostolique*» certaines tendances dangereuses du sillonisme républicain et démocratique. Marc Sangnier se soumit et devint, dès ce moment, apôtre de la paix, alors que l'«*Action Française*», à son tour, se fit condamner par Rome.

Impressionné par tous ces mouvements d'idées, sans en être imprégné trop, imbu toutefois des bons principes sociaux et pénétré d'une doctrine politique bien définie, malgré certains ballottements entre deux objectifs à poursuivre dès sa rentrée, Pierre Dupong retourna à Luxembourg, fit ses stages, revêtit la toge en 1911, épousa, le 27 mai 1915, Sophie Schroeder (morte le 10 juin 1950), fille cadette de Lambert Schroeder et de Maire-Thérèse Wawer de Luxembourg, eut avec elle quatre enfants et entra de plain-pied dans les luttes politiques en cours.

Un parti catholique, auquel il aurait pu adhérer, n'existait pas encore, officiellement. Tous les élus du peuple, se proclamant enfants, serviteurs et défenseurs de l'Eglise, ne se présentaient en groupe que fort incohéremment, lors du vote d'une loi capitale, sans se sentir liés par une discipline de parti, librement acceptée. La lutte, provoquée par le gouvernement d'alors au sujet de la loi scolaire de 1912, imposa en quelque sorte à tous les parlementaires catholiques l'obligation, par nécessité vitale, de s'organiser, en se resserrant autour d'un programme précis, et de présenter au public une unité organique d'éléments vivants, batailleurs et décidés à reconquérir le terrain politique perdu par manque d'homogénéité et de concentration.

N'était-ce pas là la mission rêvée pour le jeune avocat, bouillonnant d'impatience et d'idées, d'ardeur et d'esprit d'entreprise? Sans tarder, il se mit à l'œuvre comme secrétaire général du Parti de la Droite in statu nascendi, ébaucha les premiers statuts, lança les hommes de bonne volonté, relança les hésitants et fit si bien qu'en 1914 l'acte décisif fut prêt à être signé, enregistré et affirmé par l'assemblée générale des adhérents.

Cette grande manifestation était prévue et la date fixée, mais l'empereur d'Allemagne, par sa déclaration de guerre, s'y opposa par les faits de ses armées. La remise à plus tard de la constitution publique ne brisa pas l'élan du secrétaire général qui, en attendant le retour de la paix, se fit démarcheur auprès des électeurs, candidat ambulant et orateur infatigable.

En ces temps-là les tournées électorales devaient se faire, par la force des choses militaires, soit en carrosse, soit par diligence, soit à bicyclette. Le terrorisme partisan se déchaînant le plus facilement du monde, à la simple vue d'un rouge par les noirs, d'un noir par les rouges – «Le Rouge et le Noir» stendhalien de 1830, se rapportant à un crime passionnel, avait pris des dimensions politiques plutôt cocasses, puisque, sans aller jusqu'à la suppression des opposants, il provoquait, au vingtième siècle, des agressions tant ouvertes qu'en tapinois – il était assez risqué pour un candidat parlementaire de se déplacer seul, à la tombée de la nuit, et de se fier trop à sa force personnelle complétée par la poussée énergique d'un pédalier. A différentes reprises Pierre Dupong eut à en faire l'expérience assez douloureuse dans son si paisible canton de Capellen. Néanmoins, il put se réjouir d'une belle compensation, en franchissant victorieusement les Fourches Caudines des élections de 1915.

Le voilà bien installé en Politique! En avait-il la passion? Sans aucun doute, mais elle était calme, cette passion, cendrée plutôt que brûlante, privée de toute exaltation comme de toute démagogie.

C'est en politique qu'il a su développer et faire œuvrer l'ensemble des puissances, tant physiques qu'intellectuelles et spirituelles, de sa nature. En outre, il avait bien la tête politique, dans le double sens de bosse et d'aspect. Au parlement, cela lui assignait, sa robustesse et son flegme presque britannique y aidant, le rôle de père tranquille, alors qu'il pratiquait l'art d'être toujours sur la brèche, d'approfondir ses dossiers et de prêter l'oreille à ce qu'on entendait dire, tout en ne le disant pas, ou à ce qu'on disait, tout en ne pas voulant l'avoir dit. Observateur patient, il gardait froide la tête et chaud le cœur. Sa force proprement dite résidait dans son habileté à explorer les réalités politiques au lieu de les frôler seulement.

D'ailleurs, sa tactique en politique n'était pas de suivre les goûts, les passions, les modes ou même les idéettes des électeurs, devenus ou devenant masse opérante dans l'Etat, bien au contraire, il persistait à les régir, à les diriger imperceptiblement et à les changer au besoin par ses interventions au



parlement et dans les réunions publiques. Certes, en lui les privilèges, qui étaient manifestes, de chrétien pratiquant et d'homme politique s'affrontaient sans cesse; il arrivait cependant à les réconcilier, sinon à les mettre en harmonie par un empire continu exercé sur soi-même et par des examens de conscience plus ou moins rapprochés. Tout en ayant l'air de s'adresser aux quelques députés, présents dans la Chambre, ou à quelques auditeurs, dans les réunions de propagande, il visait toujours, par-dessus les têtes des élus, tout le peuple et tout le pays.

Ses paroles simples, claires, reflétant son naturel et découlant d'une intelligence à part, qu'on appelle sens commun, dépouillées de toute faconde littéraire comme du pathétique qu'il détestait, apportaient la bonne foi dans les discussions; on le sentit et on s'abandonna à ses explications. Visiblement, il n'avait pas les gestes habituels des rhéteurs, mais il savait, selon le mot de Charles Péguy, enfoncer ses idées dans le bois des tribunes. Il n'avait, peut-être, pas l'esprit d'à-propos; ses répliques dénotaient, peut-être, un manque de spontanéité dans les improvisations; il progressait, peut-être, par tâtonnements dans ses démonstrations, mais ses arguments possédaient le trait et l'attrait de trouvailles et sa logique, déductive et conclusive à la fois, arrivait à sonder, avant de les étaler, toutes les raisons militant en faveur des thèses qu'il avait émises. Ses jugements, alors, se présentaient droits et sains, sans fioritures oratoires superflues.

Pour Pierre Dupong tous les problèmes politiques se posaient d'abord en termes qui procédaient de l'humain, pour, après, se traduire en termes juridiques, convenablement choisis. Tous ses raisonnements et toutes ses actions partaient de certains postulats qu'il se croyait imposés et auxquels il ne voulait jamais se soustraire. L'homme de la norme respectait les règles établies. Pour lui, le fondement de sa doctrine politique reposait sur la loi naturelle, à observer strictement et à refaire observer partout, où ses efforts civiques et autres tendaient à aider à la régénération de la nation et au maintien – ou au rétablissement – de l'ordre public par la sauvegarde continue de la paix sociale.

C'est que la condition ouvrière attirait et fixait tous ses sens d'être humain et de croyant. Forcément il devait se préoccuper de la création d'un état qui ancrerait l'ouvrier dans un régime respectant toute la dignité de sa personnalité propre.

En prenant son engagement social, Pierre Dupong fit tout naturellement la distinction entre l'action humaine et les réformes institutionnelles nécessaires à une saine économie nationale. Il fallait, selon lui, que les deux fussent en équilibre, afin que l'ordre politique pût se rétablir dans la société largement paganisée et partiellement anarchisée. S'il était juste d'exiger que la revivification de la morale se fit de toute urgence, dans un peuple assez déshumanisé, et qu'elle se fit de haut en bas, jusqu'au cœur même des âmes et des esprits, il n'était ni moins équitable, ni moins pressant, de procéder, concomitamment, à l'accommodation des bases structurelles, réglant le partage correct des produits communautairement obtenus.

Pendant les années de troubles et de bouleversements, de 1914 à 1926, années de guerre et d'après-guerre, de secousses politiques et d'instabilité gouvernementale – pas moins de sept ministères en une douzaine d'années: Paul Eyschen, Hubert Loutsch, Victor Thorn, Léon Kauffmann, Emile Reuter, Pierre Prüm et Joseph Bech – Pierre Dupong qui, en 1926, allait entrer au gouvernement Bech comme ministre des Finances et du Travail, avait eu bien des occasions pour se rendre compte des forces et des faiblesses de notre monarchie parlementaire, de notre dynastie, – sauvée in extremis par le gouvernement d'Emile Reuter, grâce au sacrifice fait de sa personne par la Souveraine Marie-Adélaïde, – de notre parlementarisme, de la démocratie réelle, sinon outrée, de toutes les institutions nationales, des mouvements et agissements partisans pour confronter tous ces mécanismes, organes et agencements, tous ces systèmes et processus aux idées qu'il avait pu se faire du fonctionnement optimal d'un Etat moderne, respectueux de certaines traditions irrécusables.

Le jeune ministre n'oubliait jamais qu'il vivait en histoire, qu'il vivait l'histoire, à laquelle il donnait un sens précis, en tant que récit explicatif des actions humaines dans le temps. Il

était donc loin de la considérer comme perspective ou prospective sur ce qui serait dans le futur. Les arguments qu'il en tirait pour justifier son traditionalisme visaient toujours ce qui apportait une plus-value, en rejetant sans regret ce qui se traduisait par une moins-value.

Ainsi, il appréhendait parfois l'accouplement des termes «chrétienté» et «démocratie», parce que de l'un à l'autre il sentit une sorte de hiatus, de forcé dans la rencontre de deux éléments qui n'arrivaient guère à faire union, totalement. Il était loin de considérer le christianisme appliqué comme la panacée politico-sociale par excellence, non à cause d'une insuffisance des doctrines impliquées, mais à cause de l'insuffisance humaine, éclatant, plus ou moins, dans la mise en pratique parfaite de tous les articles de foi.

Certes, il était démocrate, même démocrate-chrétien, malgré tout, bien qu'il eut en horreur la multitude d'acceptions, dont pouvait se glorifier le mot magique de «démocratie». Car, disait-il, la démocratie n'est pas une personnalité, munie d'une conscience et d'une volonté. Elle est une idée abstraite, génératrice d'effets divers, parce que maniable, maniée et soumise à toutes les entreprises, bonnes ou mauvaise, de la persuasion. Ni art, ni science, quoiqu'elle sache mathématiser, en les combinant, le suffrage universel, le parlement élu, le règne absolu majoritaire, vainquant ainsi la qualité par le nombre et plaçant l'aptitude et la compétence trop souvent sous la tutelle de leurs contraires. En somme, c'est un régime dans lequel le portier a son gibus de ministre dans l'armoire, mais c'est aussi une structure politique qui, trop facilement, dégénère en démocratisme, ennemi de toute hiérarchie et de toute formation d'élites. En parlant, comme on a coutume de le faire, de la démocratie parlementaire, alors qu'on est en monarchie parlementaire, en accentuant la fonction législative par l'anonymisation des responsabilités dans la collectivité, en faisant apparaître l'omnipotence radicale du nombre dans les votes les plus insignifiants et en engraisant l'esprit public par des accusations démagogiquement boursouflées, lancées contre les gouvernants, la démocratie change fondamentalement et se fait le contraire, très

exactement, d'un régime de liberté bien comprise, de justice parfaitement appliquée, de grandeur sociale et d'ordre fortement établi. Le parlement usurpe des droits qu'il n'a pas; ses habitants prennent des positions d'une intolérable subjectivité. Ainsi, ils ont l'air, sans cesse, de vouloir ratifier la définition de Maine de Biran:

«La souveraineté du peuple correspond en politique à la suprématie des sensations et des passions dans la philosophie et la morale.»

Cette démocratie-là tend à l'état égalitaire de la société et se corrompt infailliblement dans le démocratisme prénommé, tandis que le parlement se permet de prendre des allures oligarchiques dans une sorte de parlementarocratie qui, en se faisant centralisatrice de tous les pouvoirs, voudrait décider sur tous les plans. Lentement, sûrement le pays, qu'elle affecte, devient ingouvernable, parce que des irresponsables se mêlent de la direction de l'Etat, en discréditant les idées formulées, les programmes arrêtés et les entreprises entamées par l'exécutif. Les rôles naturels, d'abord confondus, sont renversés à la fin: les «pressure groups», dont les plus forts sont constitués par les parlementaires et les syndicats, s'ingénient à gouverner, laissant aux ministres le soin de légiférer. Le parlementarisme, générateur de hargne individuelle et d'esprit partisan outré, finira par dégoûter le peuple. Et le bon sens, qu'une élite arrive encore à incarner, s'efforcera en vain de proclamer ses vérités.

La démocratie parlementaire réelle met en évidence deux pouvoirs séparés et prévoit la coexistence de deux fonctions bien distinctes: l'exécutif et le législatif, le gouvernement et le parlement. Les ministres, mandataires du même peuple électeur et produits, à l'égal des députés, du même scrutin, n'émanent pas uniquement des élus. Leur propre n'est pas de manœuvrer sur le plan parlementaire, mais d'administrer l'Etat et de bien exécuter les lois votées par les parlementaires, s'obstinant de moins en moins à empiéter sur le terrain gouvernemental. Chez nous, malheureusement, on fait le contraire. Au lieu d'être contrôlés, objectivement, sur le vu et sur l'entendu de faits, les ministres sont vexés et molestés par

les défenseurs d'intérêts particuliers, qu'à tort ceux-ci prennent pour l'intérêt national.

Ainsi, certains élus veulent faire du mal de leur parti un mal de la nation. Et les citoyens, s'attendant à être encouragés à servir la Cité, sont découragés assez profondément, pour se dire, entre l'amertume qui les envahit et la résignation, à laquelle il se rendent, que la seule chose qu'on puisse retenir de cette «démocratie parlementaire», si fortement flagornée, c'est qu'elle ne fait que perdre du temps et déciviquiser le noble peuple, invité à assister aux pénibles spectacles qu'on offre gratuitement.

De ce fait toute crise de gouvernement risque de devenir une crise de régime, grâce aux insidieux, appelés à le protéger. Dès lors il faut savoir gré au parti qui, pour découvrir une nouvelle *junctura rerum*, une autre jointure des choses, tente de ne plus se retrancher, d'aller sonder d'autres dispositions, d'autres profondeurs vitales de la nation et de ne plus vivre dans sa patrie comme un groupe d'émigrés. Ses adhérents auront appris, peut-être, que les armes de jet, ramassées par la colère et mises en mouvement par l'astuce trop prononcée, peuvent prendre l'envol de boomerangs et finir par terrasser leurs lanceurs.

Pendant sa première décennie au service de la patrie, comme parlementaire et comme ministre, Pierre Dupong sut abattre une masse énorme de travail. Sa prestigieuse capacité de besogneur s'était éprouvée surtout dans sa lutte incessante pour le mieux-être des moins fortunés, tout en évitant la formation, sous le couvert d'une campagne pour la justice sociale, d'un mouvement qui ferait oublier la finalité de l'homme, en substituant à celle *d'être* toujours davantage l'autre *d'avoir* toujours davantage. Car, il avait, jusqu'à en éprouver un malaise intellectuel, le sens de sa responsabilité comme exécuteur de l'intérêt général et le souci d'y répondre totalement. Et là sa fécondité égalait sa volonté de réussir, – il allait la chercher en sa propre nature, en son fonds intérieur et dans la réserve des dons de son extraction.

Une nature complexe, il l'était certainement, mais non compliquée, ouverte, mais non primesautière. Ses décisions

n'étaient ni spontanées, ni instinctives, mais patiemment élaborées. Son esprit de prudence, qui n'était ni d'hésitation ni de temporisation, mais de fermeté dans la réflexion et de critique dans le jugement, lui permettait d'éviter à enchaîner l'Etat aux caprices de l'opinion publique. Toutefois, ces façons d'agir et de dire n'avaient rien d'ostentatoire; il restait plutôt discret dans sa manière de calculer les conséquences de ces actes.

Avec la crise du parlementarisme, se liant au démocratisme comme le parasite à son hôte – qui, sans sa gloutonnerie malade aurait pu se nourrir pendant des siècles et des siècles, – naquit, en Italie, en Allemagne, en Espagne, le totalitarisme. L'abaissement continu par l'homme de toutes les valeurs originales, tant du temporel que du naturel et du spirituel, suivi de la prétendue conquête des catégories supérieures du créatif, de l'éternel et même du divin, avait pour effet direct l'insolente présomption de la créature d'effacer tout un passé pour recommencer l'histoire par les plus grandes prouesses de l'Homme-qui-se-fait-Dieu.

Il n'était plus possible de réaliser, dans les faits durables, une constitution politique naturelle, spontanée qui aurait concilié les pluralismes d'idées, de conceptions et de sentiments, bien qu'il ne fût pas exclu de se retrouver, momentanément et humainement, dans une même pensée approfondie, procédant d'un humanisme pragmatique, en visant, à partir d'un même lieu, le bien commun et en s'enchaînant collégialement à la même tâche.

Malheureusement, après la montée et la victoire en Allemagne, de l'hitlérisme, la nostalgie du fascisme se fit sentir même chez nous. Un «mouvement», un journal nationaliste, un homme plus pressé que de presse et les cloportes de la cinquième colonne finirent par s'installer au Luxembourg. En pensant aux défaillances possibles et probables de certains compatriotes et en pesant, dans la crainte, les conséquences désastreuses, surtout à la suite de ce que Charles Péguy avait appelé l'invasion intérieure des hommes, pire que l'invasion militaire du pays, Pierre Dupong ne se laissait pas submerger par les mauvaises nouvelles, venant de l'étranger, ni par les

faits du jour, annonçant la gangrène collaborationniste. Certes, l'entre-les-deux-guerres vit surgir un univers que le Français Jacques Maritain, avec d'autres philosophes et hommes de lettres, ne cessait de dire apocalyptique, afin de pouvoir annoncer la fin des temps à la façon de Julien Green:

«De meurtre en meurtre, de catastrophe en catastrophe, où aboutirons-nous?»

Cette mystique des cataclysmes et des désastres choquait Pierre Dupong. Il n'entendait pas éteindre tout à fait le cierge béni de la Chance et du Succès. Ce qui ne l'empêchait pas de suivre avec une certaine inquiétude la petite guerre préliminaire, sourdement déclarée par plusieurs rédacteurs du «Wort» au Troisième Reich et de chercher à les faire endiguer et assourdir.

Alors que Batty Esch ne se lassait pas de mettre au pilori les fauteurs de subversion nationale et que les rares admirateurs des SA et SS hitlériens renforçaient leurs journaux pro-nazis et leurs mouvements clandestins, les responsables du pays se sentaient poussés à hue et à dia, au gré des humeurs moins de l'esprit public que des opinions contradictoires, se disant politiques, idéologiques, philosophiques ou religieuses, c'est un peu sous la pression des courants passionnels, sentimentaux et moraux, s'entremêlant et se combattant mutuellement, que le Président du gouvernement Joseph Bech prit la décision de porter la question du sort à réserver aux partis démoralisateurs et dangereux pour le pays devant le forum national par l'organisation d'un referendum.

Mon ahurissement à la réception de la nouvelle, qui me fut annoncée par l'ami Lambert Schaus en pleine représentation théâtrale, étant partagé par des camarades et des amis, je résolus, le lendemain, d'en référer au président de la fraction parlementaire, Monseigneur Jean Origer, mon directeur, et de lui faire part des raisons qui me semblaient présager l'échec de la consultation envisagée. L'interpellé se mit en rapport, par l'intermédiaire de Pierre Dupong, avec le Premier ministre qui ne prêta guère attention aux avis inopportuns d'un profane, alors que la réaction de Pierre Dupong fut plus au diapason de mes doutes.

La conséquence, bien inattendue, de mon intervention fut que je me vis chargé de la mise en marche immédiate d'une propagande de grand jour, répondant en tout à l'importance de l'enjeu et sauvegardant le prestige des pères de l'initiative plébiscitaire.

J'eus donc à parler dans une trentaine de réunions contradictoires, assez mouvementées parfois, traverser le pays dans une voiture à haut-parleur, micro en mains, et veiller sur les éclaircissements journalistiques appropriés. Le troisième soir, à ma rentrée, ma conviction était faite: l'issue du plébiscite ne serait pas une victoire pour le gouvernement et ses partis, les électeurs de la Moselle versant trop de vin algérien importé dans le problème posé, les syndicats chrétiens invoquant le principe de la liberté et le déformant par une torsion un peu trop appuyée, et les libéraux ne respectant que minoritairement les directives de leurs chefs. Cette fois-là mon rapport détaillé sur la température politique réelle à travers le pays réussit à inquiéter les responsables, parlementaires et ministres qui, tout à coup, quittèrent leurs parlottes de tous les jours pour faire, en vitesse, leur tour de Luxembourg oratoire. Trop tard, malheureusement, car en misant sur l'effet positif de leurs mots d'ordre, ils avaient oublié le caractère insolite de la consultation générale en cours et le désarroi partiel causé par la presse et les tracts de l'opposition. Pas même le très léger redressement de l'opinion publique, emporté en dernière minute, ne put faire éviter la catastrophe. Ni le parti communiste ni le mouvement nationaliste ne furent interdits, quitte, pour la nation, à subir un peu plus tard les conséquences néfastes de son verdict.

Pour moi, les suites immédiates de ce revers se firent sentir au moment où un changement à la tête du gouvernement semblait s'imposer après une préparation assez discrète. Bien que je ne fusse pas dans les secrets des dirigeants du parti, on me chargea, bien amicalement et par la bouche de mon directeur, d'une mission assez particulière: préparer, au-delà des frontières, nos voisins directs à la montée probable de Pierre Dupong, tout fait, crut-on, pour assumer la succession de Joseph Bech à la présidence du gouvernement!



C'est dans cette perspective que je créai une feuille d'information dactylographiée bilingue, appelée «Luxpress», paraissant deux fois par semaine, s'adressant aux journaux locaux et régionaux des pays limitrophes et renseignant sommairement sur tout ce qui se passait dans notre vie politique, culturelle et économique. Créé pour un temps de transition, seulement, ce service de presse se mourait à la date où Pierre Dupong devint Ministre d'Etat.

Le nouveau président du gouvernement accueillit avec une bienveillance active notre tentative, à Batty Esch et à moi, d'organiser ou plutôt de réformer, à partir de ses fondements jetés par Pierre Dupong lui-même, le soi-disant Parti de la Droite. Cette appellation était devenue une étiquette, marquant certaines personnalités, députées au parlement par un électorat inconnu et, par poussées continues, le cas échéant, au gouvernement. Il n'avait plus ni constitution ni substructure et s'était contenté, dans les grandes agglomérations, d'un nombre très restreint d'hommes de confiance ayant pour mission principale de faire connaître autour d'eux les directives d'un comité central plus ou moins actif.

Notre tentative, assez téméraire en ces temps d'agitation nationale, nationaliste et internationale, eut, évidemment, l'accord de Monseigneur Origer et de Pierre Dupong, mais se fit sans la bénédiction des élus de la Droite qui, en entendant parler d'un nouveau mouvement, dit Parti chrétien-national populaire, s'alarmèrent de telle sorte que les chefs durent se dédire et nous retirer leur autorisation. La réorganisation fut remise aux calendes grecques qui, pour une fois, eurent une limite: trois lustres seulement, et le travail était à refaire en 1951, – malheureusement sans mon compagnon de route et d'infortune Batty Esch, mais avec le plein support de celui qui, entre-temps, était devenu Ministre d'Etat et avait un indéniable ascendant sur nous, les «jeunes turcs».

Ces jeunes turcs se débattaient dans une petite guerre, sans issue apparente, faite aux «vieux» qui n'admettaient que très difficilement des candidats venant du dehors de leur cercle fermé d'élus et d'éligibles. Etant un peu leur porte-parole devant le cénacle politique des dirigeants, je dus contacter le

président en fonction pour lui proposer une audience commune, ouverte aux jeunes comme aux chefs de parti. Grâce, encore une fois, au bienveillant appui de Pierre Dupong, je réussis à réaliser à la «Maison du Peuple» cette réunion contradictoire, assez houleuse, il faut le dire, surtout à l'égard des orateurs du parti, Mack et Origer, et se terminant, quand-même, par une victoire pour les jeunes: Tony Biever fut admis comme candidat, fit sa campagne électorale avec les «anciens» et fut élu en 1937.

Lorsque, vers la même époque, Batty Esch se fit le porte-parole et le défenseur de la pensée sociale chrétienne, à concrétiser dans l'application de la doctrine de l'Eglise, selon certaines directions et directives précisées par le Magistère, il fut accusé, par les adversaires marxistes et libéraux, de servir un conservatisme attardé et de préparer le retour du peuple luxembourgeois au Moyen Âge. De par sa nature et sa formation, le président du gouvernement était porté à accepter les prises de position eschiennes, quelque peu édulcorées, en se rapportant, lui aussi, à «Rerum novarum», «Quadragesimo anno» et «Divini Redemptoris» et en appuyant, même au-delà de nos cercles privés de discussion, la parole du Souverain Pontife:

«Ce n'est que par un corps d'institutions professionnelles, fondées sur des bases solidement chrétiennes, reliées entre elles et formant sous des formes diverses, adaptées aux circonstances, ce qu'on appelait la Corporation, ce n'est que par ces institutions que l'on pourra faire régner dans les relations économiques et sociales l'entraide mutuelle de la justice et de la charité.»

En public, cependant, Esch resta le combattant solitaire, collègue aussi brillant qu'imposant, au naturel comme au figuré, clairvoyant et généreux, courageux et persistant, ayant toujours la nostalgie des grandes actions au profit du peuple. On dénaturait ses écrits, afin de pouvoir diffamer ses intentions, même parmi les chrétiens bourgeoisement libéralisants qui, à l'exemple des marxistes et des marxisants ne cessaient de dire le rédacteur du «Wort», épris d'un ordre pacificateur établi parmi les classes et les professions encore en lutte, tout

simplement entiché de l'Etat corporatif autrichien. Ce qui, comme assertion, était aussi bête que gratuite et diffamatoire.

Malheureusement, les deux amis, Batty Esch et Pierre Dupong, n'eurent ni la chance ni le temps ni l'opportunité de continuer ensemble leur marche vers la solution du problème qui engageait leur conscience; des questions autrement graves et urgentes, concernant la sécurité nationale, la liberté et l'indépendance du pays, à assurer par la plus grande union possible des Luxembourgeois face aux menaces nazies, exigeaient d'eux qu'ils fissent, en tout premier lieu, consolider les bases morales et matérielles de la patrie. D'où toutes les mesures de législation et d'éclaircissements, de ravitaillement et de fortification prises pour parer à la pire des éventualités.

En ces moments décisifs pour notre existence nationale, ils s'opposaient tous les deux à ceux qui voulaient réduire la politique nationale et internationale à de simples, mais efficaces rapports de force. Sans ajout de valeurs spirituelles, disaient-ils, l'immense énergie, dispensée aujourd'hui dans le temporel, finira par se faire brutale, à son tour, et manquer à la fin de cet élément de sublimation qui doit caractériser la civilisation chrétienne.

La suite des événements internationaux, allant des sanctions contre l'Italie au sujet de l'affaire abessinienne à la guerre espagnole, à la réoccupation de la Rhénanie par les troupes de Hitler, à la mainmise sur l'Autriche et partie de la Tchécoslovaquie et à la déclaration de la Seconde guerre mondiale par l'invasion de la Pologne, de la Belgique, des Pays-Bas, du Luxembourg et de la France, semblait mettre le point final à l'existence de certaines nationalités indépendantes et, parmi elles, celle du Grand-Duché de Luxembourg.

Ni les menaces exprimées par notes diplomatiques, ni les pressions économiques, ni les interventions personnelles auprès de nos autorités supérieures, ni les petits chantages politiques, essayés par l'envoyé plénipotentiaire du Troisième Reich à Luxembourg, n'avaient pu réduire au silence le patriotisme naturel des Luxembourgeois. Toutefois, après les manifestations grandioses du centenaire de notre indépen-

dance nationale retrouvée, organisées en 1939 dans la capitale et dans tous les cantons du pays, pendant lesquelles le sentiment national avait pu se gonfler au point de se faire nationalisme surchauffé par le danger, l'aube du 10 mai 1940 inaugura, par d'autres explosions – qui n'étaient plus de joie – la période la plus sombre de notre histoire nationale. Dans la nuit du 9 au 10 mai, Pierre Dupong, averti à temps par le service de vigilance frontalier, donna l'alarme à la famille grand-ducale et aux membres de son gouvernement, pour qu'ils prisent, avec lui, la longue route de l'exil, longue dans l'espace comme dans le temps, allant de la France, via l'Espagne et le Portugal, à Londres, à Washington ou à Montréal, et s'étendant de 1940 à 1944/45.

Pour eux, comme pour moi, les lumières de la vie nationale étaient éteintes, tout à coup; pour eux dans la liberté tempérée par le droit d'hospitalité à requémander, pour moi dans la captivité du condamné à mort, mais tous placés sous le grand couvert de la Providence qui, semblait-il, s'apitoyait sur nos sorts dissemblables. Rien d'autre sur quoi nous appuyer, rien en dehors d'une force d'âme affermie et agrandie par le malheur! A travers la terrible nuit de l'occupation, au-delà de toute colère muette et blanche, la vue incessante de l'Etoile de l'Espérance!

Et puis, nous ignorions tout – ou presque – de la situation faite à la patrie, des morts que la catastrophe avait provoquées et des sacrifices qu'elle avait exigés de la population. Tout ce que nous savions venait de certaines nouvelles douteuses, sur lesquelles brodait notre imagination surexcitée. Tout en eux, tout en moi et tout en ceux de chez nous n'était qu'appel: appel unanime de nos libertés mises sous le knout, de notre patrie et de notre humanité menacées, appel demandant au ciel le miracle de la délivrance immédiate, appel individuel, appel collectif, appel muet, appel clandestin, appel franc et mortel, appel organisé et coulé lentement, par des poussées successives de solidarisation, en une force impondérable, prête à certains moments à éclater dans un soulèvement national.

Sans le savoir, nous eûmes notre miracle; il était lent à se faire, invisible et apparemment le contraire de ce que nous

attendions: l'effort permanent, extorqué aux Luxembourgeois agissait contre l'occupant, permettant au pays de sauver, avec l'identité personnelle de chacun, l'identité nationale par la multiplication maxima du processus individuel, parachévé, tant extérieurement qu'intérieurement, sous les coups de bottes de l'opresseur. L'ensemble de ces phénomènes pénibles, douloureux, dangereux, physiquement, intellectuellement, moralement et spirituellement actifs, imposait parfois des décisions extrêmement difficiles à prendre à l'égard des traîtres à la patrie et des hommes à double face, certaines opérations chirurgicales devenant nécessaires, sur le plan social, afin de sauvegarder la santé du Corps National.

A quoi Pierre Dupong vaquait-il, là-bas, entre 1940 et 1945? C'est un de ses observateurs les plus proches, son fils Jean – allant devenir, lui aussi, député et ministre – qui nous le dit en quelques phrases, ébauchant l'essentiel:

«Le siège du gouvernement luxembourgeois en exil était à Londres. Pour des raisons psychologiques et de propagande, il maintint une antenne à Montréal (Canada) qui, comme membre du Commonwealth britannique, s'était immédiatement rangé du côté britannique avant la déclaration de guerre aux Allemands par les Etats-Unis.

Mon père, tout comme ses collègues, partageait son temps entre Montréal et Londres. La mission du ministre d'Etat, et à tour de rôle de ses collègues, fut évidemment de plaider la cause du Grand-Duché aux Etats-Unis où une colonie luxembourgeoise nombreuse était sensibilisée par les malheurs que traversait leur ancienne patrie.

L'action du gouvernement auprès du gouvernement des Etats-Unis et de la population américaine exploitait ce courant de sympathie qui renforçait de beaucoup la position du gouvernement en exil.

Au cours de son séjour au Canada et aux Etats-Unis, Pierre Dupong fit des voyages de propagande à travers les Etats américains où il existait des foyers importants de citoyens américains d'extraction luxembourgeoise, comme

l'Illinois, l'Indiana, la Californie, le Minnesota, le Wisconsin, etc.

Cette activité ne devait cependant pas masquer une autre, tout aussi importante. A Montréal furent mis en chantier les règlements et arrêtés indispensables à la reprise en main du pays par des instances politiques luxembourgeoises. Le ministère d'Etat supervisait ce travail juridique, dont certaines parties subsistent à ce jour, et qui permit, entre autres, de nous débarrasser de la législation introduite par l'occupant».

Pierre Dupong, qu'était-il entre le départ pour l'exil volontaire et le retour dans un pays mi-ruiné, sinon le chevalier toujours servant de sa Souveraine? Qu'étions-nous entre l'occupation du sol natal par l'Allemagne et notre rentrée après cinq années de bagne, de misère et de dépit, laissant derrière nous les cadavres de trop d'amis, martyrisés comme Jean Origer et Batty Esch? Des hommes appelés à faire renaître, dans la liberté recouvrée, la nouvelle vie, en partant des décombres matériels et immatériels amoncelés autour de nous? En avons-nous le courage? Malgré les libertés avilies par l'abus, victimes, encore une fois, d'irresponsables risque-tout?

Eh oui, le désastre nous avait appris quelque chose! Le vrai courage, le courage efficient était là où l'on allait résolument à la recherche de la justice, de toute la vérité, même de celle qu'on n'aime pas; il était là où l'on s'acharnait à extirper les mensonges, sans égard aux masques qu'ils avaient bien voulu mettre; il était là, où l'on arrivait à s'abstenir des applaudissements que les imbéciles, cajoleurs du superficiel et flagorneurs du snobisme, s'ingéniaient à faire naître; il était là, où l'on s'attachait à déchirer les cache-faces, quitte à se sentir ébranlé à la vue des horreurs remises à jour; il était là, où l'on ne cessait de proclamer, hautement, s'il le fallait, et de prouver au jour le jour la conformité des paroles, des sentiments, des vœux et des mouvements d'hier avec les faits à réaliser aujourd'hui, demain et après-demain.

Pierre Dupong l'avait bien compris ainsi: il fallait donc, de toute urgence reconstruire, sans oublier qu'il y avait, au-delà

des dégâts matériels et physiques, d'autres ruines, plus insaisissables, celles-là, moins visibles et moins rapidement à éliminer. Car il savait que les hommes n'avaient pas été régénérés dans leur totalité, qu'il y avait parmi eux beaucoup trop de calculateurs froids et intéressés, s'attendant à voir monnayée leur résistance à l'ennemi; il se rendit compte, avec nous, que nous allions vivre dans un monde de plus en plus désenchanté, trop désenchanté, malheureusement, dans l'âme de chaque individu; que nous nous enlisions dans une existence tendant à politiser les consciences, à continuer d'assassiner le spirituel, de mettre le marxisme athée à la place de notre doctrine du salut, de supprimer la loi morale, génératrice de la vraie société, et d'anéantir le droit naturel, générateur du vrai social.

Le social, encore lui! C'était sa vieille connaissance, son tourment accompagnateur – et la musique qu'il produisait en sourdine n'était pas exaltante – dès le début de sa carrière politique. Il l'avait sondé dans toutes ses dimensions et ne cessait de nous le faire comprendre, de nous le dire, dans une clarté de termes qui illuminaient et brûlaient à la fois; il ne cessait de nous le démontrer, par des actes légaux, faits pour éblouir notre petit monde chrétien. Ce qu'il voulait prouver, il l'exprimait le plus franchement et le plus lucidement possible; pour lui, il n'y avait pas de charité sans clarté, tout comme il n'y avait pas de foi dans l'imprécis et dans la confusion. La charité se faisant par la foi, il fallait qu'elle pût y arriver dans une clarté supérieure, exigeant de nous le dépassement de la solidarité dans la charité, celle-ci étant quelque chose de surnaturel ajouté aux mouvements naturels du cœur, une élévation spirituelle sublimant notre recherche continue des améliorations matérielles, établissant bien la différence entre la charité légale et la charité privée, la première prenant sur la fortune nationale et ne réclamant aucun sacrifice individuel, la seconde faisant don, toujours, au-delà de sa participation générale, de sa propriété personnelle.

Malgré l'énorme masse de travail qu'il avait à abattre, Pierre Dupong trouva le moyen de retourner à ses premières amours de réorganisateur et d'ébaucheur de programmes. Ce

fut lui, encore, qui, en novembre 1944, griffonna sur papier de fortune les principes guidant, dès la reprise de ses activités, le Parti de la Droite. Toujours sous l'égide du Ministre d'Etat, ce parti allait changer de nom pour devenir le Parti Chrétien-Social Populaire de 1945. Voici le texte du schéma en question:

*«Au point de vue politico-religieux:*

a) Maintien de la collaboration actuelle paisible entre les organes de l'Eglise et de l'Etat dans les questions mixtes de l'école et de l'éducation.

b) Conclusion d'un concordat entre l'Eglise et l'Etat.

c) Liberté religieuse et tolérance pour toutes les opinions sincères qui reconnaissent les principes constitutionnels de notre régime démocratique.

*Au point de vue social:*

Nous nous inspirons de l'idée chrétienne pour poursuivre:

a) la sécurité de l'existence matérielle au profit de tous les ressortissants de l'Etat luxembourgeois. Donc minimum d'existence au profit de chacun au moyen:

1) de minimum de salaire adéquat pour les travailleurs;

2) de rentes suffisantes pour les victimes du travail, les invalides et les vieux;

3) de conditions de prix au profit des classes exerçant une activité indépendante: agriculteurs, artisans, commerçants et cetera;

4) d'un service d'assistance sociale au profit de tous ceux qui sans leur faute risquent de tomber en-dessous du niveau fixé pour le minimum d'existence;

5) le système de l'assurance sociale est à généraliser au profit de toutes les classes de la population.

b) Au droit à un revenu suffisant correspond pour tous les aptes au travail le devoir du travail. L'Etat organisera l'exercice de ce travail par une législation correspondante.



c) La répartition du revenu national doit être faite de façon à assurer avant tout le minimum d'existence de chacun. Tous les revenus sont tributaires de l'obtention de ce minimum d'existence.

*Au point de vue économique:*

Les organisations des professions sont à favoriser. Elles sont à intégrer dans l'appareil législatif et administratif par l'intermédiaire de corps consultatifs désignés directement par les professions. Ces corps consultatifs sont appelés à remplacer les chambres professionnelles. Le pouvoir central a un droit de regard sur et par voie de conséquence droit de siège dans les corps représentatifs.

Le pouvoir central a un droit de regard et en cas de besoin le droit général de direction sur les principales activités économiques.

– Orientation de notre industrie sidérurgique pour la meilleure utilisation de nos réserves de minerais de fer – produits finis au lieu de demi-produits.

– Orientation de nos corps artisanaux – métiers qui sont à encourager. Autres qui sont à remplacer.

– Orientation de notre production agricole eu égard à la nécessité d'obtenir l'utilisation optima de notre sol.

etc.

*Réforme constitutionnelle:*

Inscription des principes ci-dessus énoncés.»

Ainsi, pour Pierre Dupong la politique était vraiment l'art de rendre possible ce qui était nécessaire. Il le démontrait, d'une façon concluante, par son nouveau gouvernement, comprenant les ministres Bech, Krier, Bodson, Frieden, Als et Konsbrück, quand il se vit confronté, dès le retour de la Grande-Duchesse et de Sa famille, le 20 mars 1945, avec les très nombreux problèmes, créés par l'occupation du pays, la guerre et l'après-guerre: la reconstruction, les dommages de guerre et leur indemnisation, les excès d'une certaine résistance versant dans le résistantialisme, les menaces et les

actions des nouveaux fauteurs de troubles, cherchant à politiser les moindres questions d'ordre financier et économique. Mais, d'abord et surtout, le rétablissement rapide et la consolidation de la démocratie parlementaire, monarchiquement représentée: une assemblée consultative fut convoquée en mars; le 14 novembre 1945 son gouvernement s'élargit dans le sens d'une union nationale par l'adjonction de représentants libéraux et communistes; après les élections générales, il réintroduisit le système des ministères à coalition majoritaire par la création d'un gouvernement chrétien-social-libéral; le 5 février 1950 le Parlement vota la loi sur les dommages de guerre, provoquant des manifestations et valant à Pierre Dupong ainsi qu'au «Luxemburger Wort» le bris de certaines vitres – et davantage.

Une des conséquences directes de l'agitation publique, partant d'une jeunesse égarée, fut le déclin rapide du parti, cher au Ministre d'Etat. Aux élections de 1951, le pourcentage des voix chrétiennes-sociales tomba à 36,74%.

Les socialistes triomphaient: ils avaient réussi à fracasser le monolithe électeur des chrétiens-sociaux; ils étaient devenus le parti le plus fort et ne se privaient pas du plaisir de le proclamer.

Pierre Dupong fit ce qu'il fallait faire, en l'occurrence, et remplaça, dans son gouvernement, les libéraux par les socialistes.

Le 9 avril 1953 eut lieu le mariage du Prince Héritier Jean avec la Princesse Joséphine-Charlotte de Belgique.

Mais le trait marquant de cette ère politique fut le grand tournant que prit notre destin national, en coopérant à l'euro-péisation de l'Occident. Pierre Dupong et son ami Joseph Bech avaient bien compris que l'Europe, si elle voulait vivre et prospérer dans le progrès et la paix, si elle voulait avoir sa vie propre, indépendante et dispensatrice de nouvelles richesses spirituelles et matérielles, comme aux meilleures époques de son histoire, devait faire appel, sans discontinuer, aux forces actives et vives de toutes les générations, parce qu'à tout moment tout resterait à faire, à refaire et à parfaire. Oh,

certes, les calculateurs impérissables posaient la question du profit à tirer de cette communauté en ébauche. Pierre Dupong sut y répondre à différentes reprises que, manifestement, le sous-entendu de la question était en opposition avec les buts supérieurs visés par l'entreprise. Intérêts nationaux? Intérêts communautaires? Profits individuels? Profits collectifs? On n'allait tout de même pas réduire notre rôle politique dans cette affaire gigantesque à un simple travail de comptabilité commerciale! Il était vrai, néanmoins, que, parfois, les tables rondes réunissant tous les représentants des pays impliqués seraient confondues avec des comptoirs d'épiciers, alors qu'il faudrait jouer cartes sur table, même sur ces tables rondes qu'on aimerait à dire nos dernières planches de salut. Malheureusement, aux tables rondes les têtes carrées ne seraient jamais exclues. Et l'harmonisation qui, alors, s'imposerait, moins pour des raisons de symétrie politique ou d'esthétique économique que pour des considérations d'intérêt général, se ferait assez difficilement. Elle se ferait pourtant, et ce ne serait pas la balance des petits intérêts qu'alors on agiterait, mais celle des transformations communautaires, dans lesquelles la survie économique et politique du plus petit partenaire serait sauvegardée comme celle du plus grand. Qu'à cet effet il faudrait payer un prix, personne ne s'en étonnerait. D'autant moins que la formation d'une union d'action embrassant au-delà d'un quart de milliard d'hommes, jouerait, à l'échelle mondiale, économiquement et politiquement le rôle éclatant d'immunisatrice et de rémunératrice. En voulant cette fin, sincèrement, en cherchant à parfaire cette union européenne, on choisirait les moyens, garantissant le succès: la tête qui dirigerait et la sagesse qui déciderait. Qu'on le voulût ou non: cette force serait politique. Sous quels traits elle apparaîtrait? On l'ignorerait encore, tout en sachant que ce ne seraient pas ceux d'un masque, c'est-à-dire d'une institution technocratiquement gérée d'après des automatismes prédéterminés. Ils changeraient sans cesse, parce que, vivants, ils seraient empreints de la réalité humainement, nationalement, démocratiquement, communautairement et culturellement diversifiée. Ce ne serait pas la première fois que l'Europe qui se crée tirerait profit d'une pragmatique sanction, adaptée

aux nécessités historiques et amendée sous la pression des événements de toute nature.

Le 18 avril 1951 le Luxembourg se dit prêt à suivre le plan Schuman; le 10 août 1952 la Haute Autorité Européenne s'établit dans notre capitale; le 10 février 1953 eut lieu l'installation solennelle du Marché Commun Charbon-Acier à Luxembourg.

Et le 23 décembre de la même année Pierre Dupong succomba aux suites d'une chute, faite, chez lui, en téléphonant, et d'une embolie graisseuse, consécutive à l'intervention chirurgicale, exigée par la fracture de la rotule de sa jambe droite.

Sa vie bien menée aurait dû se terminer dans l'apaisement des désirs et dans la sérénité des devoirs accomplis dans leur totalité. Il n'eut pas cette chance-là. Né pour la conciliation des contraires et pour l'harmonisation des intérêts, toujours remis en question, il se heurtait, jusqu'à en pâtir, à ceux qui aimaient la dispute et les divisions. Toutefois, cet esprit conciliateur et son affabilité naturelle n'excluaient jamais son opiniâtreté dans le maintien des décisions prises. Je n'ai été surpris que trois fois par sa persévérance dans l'attitude une fois adoptée et que d'aucuns, ignorant le fin fond de sa tactique, appelaient obstination ou rusticité: d'abord, en refusant d'admettre dans un de ses gouvernements le représentant des syndicats chrétiens, ensuite, en faisant entrer dans son équipe ministérielle des personnalités auxquelles la Centrale Paysanne chercherait moins facilement des querelles d'Allemand.

Bien que du social il eût fait son grand cheval de bataille, ses adversaires politiques le traitaient toujours de support du capitalisme dans le pays. Mais il n'était ni capitaliste, dans le sens que les marxistes accordaient au terme, ni anticapitaliste, selon la thèse admise par les communistes. En fait, il sentait que l'anticapitalisme des uns irait détruire non pas le capitalisme des autres, mais le capital libre tout court, ce qui profiterait en dernière instance à un étatisme économique de la pire espèce, au plus grand dam des entreprises florissantes, tant

sur le plan artisanal que dans les secteurs industriel et agricole.

Tout bien considéré, cependant, il faut avouer, en toute objectivité comme en toute connaissance de causes, qu'il était d'une parfaite intégrité, tant familiale que publique.

Je faillirais à mon devoir, si je ne disais pas: Il a su donner un visage à ses idées et à ses convictions. Ses idées restant et fructifiant, il restera, lui aussi, par elles, en elles et à travers elles.

Tout le pays lui certifiera qu'il a bien servi le symbole vivant de la patrie, celle qui l'a survécu de trente-deux ans, puisqu'elle nous a quittés définitivement vers la mi-juillet 1985 pour s'élever dans la gloire réginale des Très Grandes Dames de l'Histoire, de cette Histoire dans laquelle il ne peut figurer qu'à côté d'Elle.

# Pierre Frieden (1892 - 1959)

## I.

### Homo politicus

Cet homme d'Etat, passionnément épris de la chose publique, a eu comme une peur bleue de la perversion des mots. Son esprit classique, baignant dans l'essence de l'humanisme combattant, proclamant *urbi et orbi* la primauté de l'ordre, de l'autorité, du progrès et de la tradition, n'est pas arrivé à vaincre la répugnance des expressions mal employées et des phrases sophistiquées. En parlant de lui, je ne peux qu'adopter sa crainte des formules 'sloganisées' et son dégoût pour les paroles superfétatoires. C'est dire que je me dois de le faire sortir du cercle trop étroit, dans lequel risquent de le retenir, pour le rapetisser, nos souvenirs bourgeoisants de tous les jours.

Non, ce Mosellan de la meilleure souche, vigneron de cœur et paysan de caractère, conservant du passé luxembourgeois les grandes fondations patrimoniales, n'a jamais cessé d'avoir l'inquiétude du citoyen qui se sent et se sait '*custos reipublicae*'. Soutenir le sens national: voilà sa première mission, partiellement accomplie dans la '*Rundschau*', le '*Letzeburg*', l'*Academia*', le '*Journal des Professeurs*', le '*Luxemburger Wort*' et de très nombreux livres. Ayant été bien conscient des réalités, trop souvent méprisées, de la Patrie, de la Nation, de la Famille et de la Profession, il s'est efforcé, au péril même de sa liberté et au prix des souffrances réservées aux hommes du monde concentrationnaire, de faire compter sur le patriotisme par la mobilisation de l'intelligence plutôt que de la sensibilité. Quelque peu enclin, parfois, à suivre Jean-Jacques Rousseau et à oublier les faits mineurs, il s'est assez bien racheté, en intégrant les éléments physiques et les

phénomènes sociaux tangibles dans des considérations d'ordre métaphysique. Ne dédaignant ni le calcul raisonné ni la contemplation altissime, la solennité du moment l'exigeant, il a pris plaisir, son jugement naturellement délicat et son intuition toujours en éveil le guidant, à mettre ses électeurs-citoyens en condition psychologique par tous les moyens de la diffusion des idées. Bien que l'idéologue en lui ait été plus fort que l'animateur, il est parvenu à montrer plus de passion que de volonté dans la présentation de la société idéale, parfaitement entrevue, mais rarement poursuivie le long de la voie des réalisations concrètes.

Ses préférences sont allées aux démonstrations historico-philosophiques qui ont fait éclater, sous l'effet de sa rhétorique enflammée, les innombrables possibilités de l'homme, sciemment attaché à son passé et sincèrement opposé à toute tentative de dénationalisation. Son plus grand souci, politique non moins que pédagogique: la jeunesse. Pour elle, pour son existence civique assurée, il a tout osé, afin de lui garantir l'indéracinable point d'appui, celui qu'on appelle l'intérêt national et qu'on aime à confondre avec le pouvoir individuel, dès qu'on se met à ignorer le spirituel, réclamé par la vie communautaire, et le moral, générateur incessant du vrai social.

Ayant su, d'expérience très douloureuse, que le spirituel et le moral baissent dangereusement dans un monde où la force brutale, faite d'acier et de haine, d'uranium et d'inhumanité, va conquérir l'univers, il s'est obstiné, sperans contra spem, à croire à la puissance magique de l'intelligence. Pour lui toutes les formes de la pensée ont été de nature à outiller l'être méditatif dans ses aspirations à reconnaître l'ordre supérieur et, dans cet ordre, les lois qui le régissent. Cette vérité, certes, l'a obligé à se conformer sans cesse à la règle de Thomas d'Aquin: *Altior vita indiget altiori cognitione*. Ce qui lui a imposé le devoir d'exiger, de la part de ses fidèles, les mêmes études toujours plus étendues et toujours plus approfondies.

Toutefois, cet homme foncièrement politique n'a pas été exempt des faiblesses inhérentes à toute créature. Parfois, au beau milieu des évidences du réel, il a fléchi sous le poids des

multiples exigences que le spirituel a fait valoir. Ses efforts d'action pratique, alors, n'ont guère égalé la tension de ses méditations philosophiques. En répondant trop facilement à l'appel des abstractions, il s'est montré ravi de sa prestesse d'ébaucher les grandes lignes, les belles visions ou les admirables superstructures des programmes à exécuter; sa foi dans les idées est restée plus agissante que la longue suite de ses velléités de réalisation. Son don extraordinaire d'évaluer les états de faits, de le faire le plus sérieusement possible, de concevoir des plans et d'imaginer des méthodes pour prévenir des situations dramatiques s'est vu nourrir de sources littéraires plutôt que de principes pragmatiques. Et là il s'est senti tout à l'aise, la doctrine chrétienne sociale, loin de l'enfermer dans un palais rigidement construit, lui permettant de déclencher en son for intérieur une joie de bâtir sans fin. C'est elle – et elle seule – qui lui a ouvert les yeux, pour qu'en fin de compte il comprît l'importance du rôle que jouent dans notre existence, tant nationale qu'internationale, les apparences – les apparences s'arrogeant les droits de l'établi, du légal et de l'inaltérable: la liberté vidée de ses rigueurs comme de ses qualités; la démocratie, à laquelle se sont substituées des technocraties anonymes; la sécurité sociale ou générale qu'assailent des risques incessants; l'humanisme quotidiennement anéanti par les égoïsmes virulents de l'individu, de la classe et de la masse.

Des phénomènes de la massification, précipitant le processus de l'étatisme, ont surgi la plupart de ses appréhensions concernant la justesse de la politique nationale d'après-guerre. En y détectant les origines de l'isolation, de la déracination et de l'absorption de l'Homme dans l'Inhumain en progrès, force lui a été de constater que le Bien n'est pas aussi dominant que le Mal, celui-ci se propageant par contagion et celui-là par persuasion seulement.

C'est là qu'a percé sa peine la plus embarrassante. L'esprit des citoyens étant obtus, par déformation, il lui a fallu chercher à les convaincre par mille et un arguments attrayants. Labeur de Sisyphe qui peut tuer l'homme le plus habile et le mieux intentionné. Revoyez son livre: «De la formation de l'homme»!



Je ne dirai pas qu'il en est mort. Il a été de ceux qui, en politique, ne désespèrent jamais. Vaincu par les événements, allant de son transfert au camp de Hinzert jusqu'aux avatars de ses fonctions de professeur et de Ministre, il nous a laissé les enseignements d'une personnalité non-conformiste qui, selon Michel de Saint-Pierre, à aucun moment n'a renoncé à l'orgueil savoureux d'être sincère ni au plaisir délicat d'être juste. Librement il a choisi les mots s'accordant avec son tempérament, mots qui, à dix ou vingt ou trente ans de distance, sont restés assez vivants pour venir témoigner contre les pervertisseurs professionnels du verbe, travaillant à la perdition de la Cité.

A son école tous les hommes politiques, édificateurs de la Nation et constructeurs des Communautés européennes, pourraient réapprendre l'art de devenir 'patres patriae' au sens le plus noble du terme.

## II.

### Ecce philosophus

Il se peut que le choix du titre «De la Primauté du Spirituel» soit l'effet d'un jeu du hasard ou le résultat d'un choix fait par l'éditrice, plutôt que le résultat d'un acte conscient, cherchant à apparenter l'ensemble des considérations politiques, humanistes, philosophiques et artistiques de l'auteur à une œuvre capitale de Jacques Maritain. Les discussions multiples et répétées que j'ai eues avec Pierre Frieden me font voir, dans cette collision de titres, la recherche et, en même temps, la démonstration d'une affinité littéraire, embrassant dans une seule étreinte intellectuelle et spirituelle des hommes de talent et des gens de grandeur, tels que Léon Bloy, Charles Péguy, Pierre Lotte, Jacques Maritain, Jacques Rivière, Henri Massis et bien d'autres encore. Même si ce titre «De la Primauté du Spirituel» n'était autre chose qu'un emprunt fait auprès, mais non au détriment, de Jacques Maritain, il devrait être considéré, à l'égard du philosophe français, comme un geste de reconnaissance dans le double sens du mot: gratitude envers celui qui a beaucoup donné et proclamation laudative des valeurs primordiales de l'existence humaine selon les vœux, les idées et les aspirations d'un des plus grands rénovateurs du thomisme.

Certes, Jacques Maritain ne sera pas le seul à faire relever, dans les actions comme dans les œuvres de Pierre Frieden, des influences aussi profondes que multiples; c'est à dessein que je viens de faire allusion à Henri Massis, dont notre maître a pu suivre le développement et l'ascension surprenants; il a certainement connu les campagnes d'Agathon pour avoir été mêlé, de loin, aux polémiques qui ont immortalisé les noms

d'Alfred de Tarde et de Henri Massis. Peut-être les idées, puisées dans les oeuvres de ses contemporains courageux et génialement doués pour la mise en valeur des richesses spirituelles, que n'a cessé de nous léguer la doctrine chrétienne, ont-elles été retenues et conservées inconsciemment dans la mémoire insondable de notre ami, pour jaillir tout à coup, au moment d'un choc, dans lequel furent impliqués son âme, son coeur et son esprit, d'un côté, et la réalité nue, froide et impitoyable, de l'autre. Ce serait ainsi, qu'entre les deux guerres, après un assez long temps d'attente, pendant lequel il avait été abstentionniste, en refusant ouvertement de se laisser prendre par l'événement, une publication de Henri Massis, lue avant la deuxième catastrophe, lui aurait offert le titre bien suggestif des «Cahiers du redressement»: Henri Massis n'avait-il pas lancé, bien avant les misères de 1940-45, sa «Chronique d'un redressement»?

Pour intéressant qu'il puisse être d'établir des liens palpables entre Pierre Frieden et ses amis spirituels, je préfère renoncer à cet exercice d'historiographe, pour choisir celui, autrement prenant et fructueux, qui fait entrevoir l'adhésion parfaite de sa pensée à la vie de tous les jours et de ses sentiments au courant alternant des événements du moment. C'est en cela que je pourrais faire éclore, faire éclater même, si l'on veut, son âme immortelle, creuset vivant, dans lequel se sont rejointes, entremêlées et confondues toutes les émanations d'une existence humainement passée dans les affres et dans les joies indicibles de la contemplation réalisée.

Indéniablement, Pierre Frieden avait un penchant naturel pour les rêveries métaphysiques. Et néanmoins, il ne cessait de se défendre contre le reproche, lancé par les fanatiques de la politique selon le précepte du «Primum vivere», d'être un philosophe. A plusieurs reprises, il s'est plaint, devant moi, de la malveillance de certains adversaires, essayant de l'enfermer dans une tour d'ivoire qu'il aurait pu chérir, mais qu'il fuyait, dès qu'il avait compris l'obligation qui découle de la règle, énoncée par Charles Péguy: «Le spirituel est constamment couché dans le lit de camp du temporel».

Sa haute curiosité spirituelle, toujours en éveil, l'incitait à rechercher derrière les causes premières des mouvements et des contre-mouvements, rythmant la vie, les principes, les règles et l'ordre, d'après lesquels le monde se fait, se défait et se refait depuis des centaines de siècles.

Après avoir formé son propre esprit par un commerce assidu et sans cesse renouvelé avec les maîtres de la pensée humaine, il se sentit la vocation de mobiliser l'intelligence de ses compatriotes et d'aiguiser, après le désastre, le sens des richesses d'un peuple, pour la survivance duquel il avait affronté la mort la plus affreuse, celle à laquelle ont succombé, dans les camps de concentration, ses meilleurs amis: Monseigneur Jean Origer et Jean-Baptiste Esch. Si donc, après le cataclysme, le peuple luxembourgeois, en des milliers de tâtonnements assez douloureux, s'est fait un nouvel esprit, cela a été en très grande partie son mérite de maître et d'éducateur. La transformation du Ministère de l'Instruction Publique en Ministère de l'Education Nationale a eu son origine dans une mission, pour l'accomplissement de laquelle il a dépensé le meilleur de ses forces physiques et intellectuelles.

Au début de sa vie, pleinement vécue dans la réalisation ininterrompue de ses idées et de ses rêves, il a été professeur, mais professeur d'un genre spécial, puisqu'il a tenu à professer, face à ses étudiants, face au peuple luxembourgeois et face au monde qui pense, qui sent et qui agit, cette doctrine immortelle, grâce à laquelle l'Occident est resté et restera le continent de prédilection des hommes de génie, appelés à accorder aux problèmes de l'esprit une réalité aussi palpitante que glorieuse. Quand je dis que Pierre Frieden était parmi ces hommes de choix, j'ai le droit et même le devoir de le faire, parce que je sais, de sa propre bouche comme de ses œuvres, qu'il a su comprendre et définir la civilisation chrétienne comme le plus grand capital spirituel transmissible, à garder et à protéger comme le fonds culturel par excellence, dont devront hériter tous nos successeurs.

Quittant l'enseignement pour se faire homme politique, il n'a pu que continuer sur un plan supérieur, plus vaste et moins agréable, sa profession, sa vocation sincèrement aimée, d'en-

seignant. S'il me fallait résumer en une seule phrase l'ensemble de ses activités et le stimulant de ses actions, je dirais: Il a eu à cœur d'enseigner à sentir noblement, à se comporter dignement et à admirer ouvertement tout ce qui est vraiment admirable, parce que grand et extraordinaire. Certes, le faible dans sa force a été de proclamer ses connaissances et le résultat de ses études permanentes, c'est-à-dire la sagesse pure et simple, à la façon d'un rhéteur; mais là encore il a purifié, en quelque sorte, l'emphase de sa parole, assez facile, en rendant à l'art rhétorique la signification d'une faculté propre à celui qui enseigne le beau-parler, d'abord, et, ensuite, à celui qui est emporté par l'ampleur et par la majesté de ses phrases, perçant parfois l'un ou l'autre mystère de notre condition chrétiennement humaine.

Pierre Frieden: apôtre de toutes les valeurs morales, intellectuelles, passionnelles et spirituelles dans l'acception la plus complète et la plus élevée des termes, – telle est la vision qui m'est restée et qui me restera du cher défunt dans le miroir de ses écrits et dans les reflets que fait naître la surface luisante de mes souvenirs.

### III.

#### Praeceptor patriae

Die Bücher "Meditationen um den Menschen" beschwören mir erneut die Gestalt des Denkers Pierre Frieden. In ihnen erfährt zum zweiten Mal der Pädagoge seine geistige Wiederauferstehung. Zwischen dem fünfundsiebzigsten Geburts- und dem zehnten Sterbetage (1892-1959) des Politikers sammelte dessen Frau, als beste Kennerin, die Dokumente jener fazettenreichen Persönlichkeit, die, wo Schriftwerke Labequellen des Geistes darstellen, so leicht nicht auszuschöpfen ist. Dadurch daß die Herausgeberin den französischen Sammelbänden nun eine deutsche Replik nachfolgen läßt, will sie weniger die sprachliche Diskordanz in der bivalenten Ausdrucksfertigkeit des Schriftstellers als die gedankliche Konkordanz in der doppelt sicheren Darstellungsweise der Themen illustrieren. Indem sie so die geistige Wirklichkeit unserer Heimat am zweifachen Kulturalibi des schöpferischen Luxemburgers exemplifiziert, vermag sie am Rande nachzuweisen, daß die eigentliche Domäne des Spirituellen den Landsleuten in einem erschreckenden Ausmaße verborgen bleibt. Denn Pierre Friedens Kogitationsfähigkeiten haben noch keineswegs die Bewunderer gefunden, welche seine Denkweite inmitten seiner Meditationsintensität verdient. Die Vielfältigkeit dessen, was er hinterlassen hat, scheint mir derart zu sein, daß nur die Wenigsten an der Fülle seiner Überlegungswagnisse den Mut zu ermessen vermögen, den er dauernd einsetzt, um sein wahres und sein ganzes Menschentum öffentlich zu bekennen.

War er eigentlich ein Traditionalist im Sinne der Volkskundler, welche auf die Erhaltung erprobter Sitten und eigen-

artiger Gebräuche bedacht sind? Oder gab er seinem Hang zum Traditionalismus einen Dauerimpuls philosophischer Art durch das Mitschwingenlassen Lamennais'scher Lehrynüancen, sobald seine Überlegungen ins Religiöse hinüberspielten? Ich möchte jenes nicht leugnen und dieses nicht behaupten, obschon sich nachweisen läßt, daß er, auf Grund einer offensichtlichen Verliebtheit in die Heimatgeschichte, dem Überlieferten allüberall, wo es wertvoll schien und verwertbar war, ein romantisches Kolorit zu sichern trachtete. Negative Kulturelemente freilich blieben seiner Natur stets unassimilierbar, während der Durchlässigkeitsgrad seines Geistes für die positiven höchst erstaunlich war. Nur liebte er, das Gute, das Wahre, das Nach- und das Mitschöpferische in einem Lichte zu schauen, welches ihrer Wirksamkeit Schatten der Übersteigerung warf. In sämtlichen Explorationsdomänen, die er, als Philosoph, als Pädagoge oder als Politiker, beherrschte, nahm er unausgesetzt Bezug auf die Kultur, in welcher er nichts weniger erkannt hatte als die Permanentverbindung des Menschen mit dem Nebenmenschen über den Weg der Alltagsarbeit und der Feiertagsbesinnung: im ununterbrochenen Verkehr mit der Umwelt sah er für seine wie für jede Person die Aktivierung des Formationsprozesses, durch den, im steten Einsatz des Willens und in der opferbereiten Bewährung der humanen Qualitäten, die Persönlichkeitswerdung sich vollziehen mußte.

Das erlaubte ihm, die Zivilisation nicht zu verachten, obwohl diese durch die einzige Macht ihrer Produkte die Veräußerlichung der Existenz maschinenmäßig zu betreiben und mit Motorendonner die absolute Stille im Reiche der Kontemplation und damit die Verinnerlichung des Geschöpfes durch die echtste Kulturpflege zu hintertreiben schien.

So wurde ihm der Mensch zum Herzstück, in der wahrsten Bedeutung des Wortes zum Herz-Stück, fortgesetzter Betrachtungen: ein Stücklein Endlichkeit mit Ewigkeitswerten, das seine Bestimmung zu ignorieren versuchte, sah sich in den Blickbrennpunkt eines liebend leidenden Herzens gestellt, welches sich bemühte, die humanen Eigenschaften der Kreatur vor dem Geiste aufzufrischen, um die immer wieder fal-

lende aus der Schau des erhöhten Christen, nach den Massen seines Vermögens, auch immer wieder miterlösen zu helfen. Dabei hatte er, als Humanist christlicher Faktur, der unter Zwang – einem Zwang von innenher – die Gewissenserforschung der abendländischen Intelligenz vornahm, eine unleugbare Vorliebe für Renaissancenaturen, an denen er vor allem die besondere Auflockerung der Gemütskräfte bewunderte, obschon er die Porosität ihres Verstandes nicht weniger als die Beweglichkeit ihrer Phantasie zu schätzen pflegte.

Vom christlichen Glauben, dem er emotionell fast stärker als philosophisch ergeben war, wußte er aus notvoller Erfahrung, daß dessen Essenz, gemäß der Henri Massis'schen Formel, "une vérité travaillante" ist. Denn sie machte ihm zeitlebens tatsächlich zu schaffen, und er fand in ihr, sozusagen ohne Unterbrechung, den Anstoß, nach dem Anreiz, zu denkerisch-schöpferischen Leistungen, für welche seine Schriften bestens zeugen.

Für Pierre Frieden, und also für jeden Bürger, der in ihm den Sprecher für Alle zu sehen wünschte, war die Existenz ein nie endendes Suchen nach dem kleinen und geheimen Universum, in dem die geistige Unruhe ihr würdigstes Daheim zu finden vermöchte. Niemals aber sah er sich imstande, aus dieser hohen Wohnung einen Ort der Schmerzlosigkeit hinter der erfüllten Sehnsucht zu machen. Die stete Präsenz der Seele, welche nicht aufhören wollte, mit dem Verstande zu dialogisieren, ließ nicht zu, daß er sich irgendeiner Form des Leides verschloß. Dem Strome der Gedanken nicht minder als den Strömungen der Gefühle ausgesetzt, nutzte er, als Trieb- und Lenkkraft, die Besorgnis aus, welche, nach dem Appell seines denkerischen Solitarierdaseins an die innere Probität, jedem Probleme zu entsteigen schien. So mußte er mit Schrecken feststellen, daß die "Erziehung" mehr und mehr zum Zerstörungswerke zu werden drohte, das sich an der Moral genau so frevlerisch wie am Kulturerbe vergriff. In der Metapher von der Selbstfesselung des Geschöpfes an die Materie sah er die Tragik des neuzeitlichen Menschen am greifbarsten ausgedrückt. Der frei gewählten Fixierung an die beiden Arme des Wirtschaftskreuzes: "Erzeugen" und



”Verzehren“, mit der absolut gewollten Steigerung ”Mehr erzeugen“ und ”Noch mehr verzehren“, mußte er seine obsessionell gewordene Aufmerksamkeit als Kulturkritiker, als Pädagoge und als Politiker schenken, um von sich aus gewisse Umorientierungspläne zu definieren und der irrgegangenen Menschheit neue Wege ins irdische wie ins himmlische Glück zu weisen.

Gegen die usurpierten Vorrechte des Materiellen versuchte er, die Erstrechte des Geistes wieder geltend zu machen. Geist! Das war die Dauergewalt in den humanen Äußerungen seiner Persönlichkeit, des nachgeborenen Humanisten also, der, seiner führenden Rolle bewußt, das unsichtbare Band zu spüren schien, welches ihn an die Welt fesselte und gleichzeitig ihn doch nach außen- und nach oben hin aus der kreatürlichen Isolierung zog, um ihm die Gewißheit zu geben, daß er, wohl hängend und demnach in der Abhängigkeit einer höheren Macht bleibend, nicht vergessen und verloren war. Vierzig Jahre lang machte er auf diese Weise das Inventarium der menschlichen Werte; vierzig Jahre lang bemühte er sich um ihre Revision und vierzig Jahre lang mußte er das Empfinden haben, die umfangreiche Gantmasse einer europäischen Kulturliquidation zu bestimmen.

Es war dann, nach dem weltpolitischen Fiasko, welches zwei Kriege blutrot und notschwarz in der Zeit zu illustrieren unternahmen, wie ein Protest gegen die eigenen Feststellungen, als er die Grundsätze zur Rekonstruktion der nationalen, der europäischen und der katholischen Civitas zu entwerfen begann. Und es war, noch mitten in den Unternehmerängsten, eine Verwunderung ohne Ende, als er erkennen mußte, daß vom Totgesagten das allermeiste als überlebend aktiert werden durfte. Unter den wirklichen wie unter den scheinbaren Existenztrümmern agnoszierte er ein gewaltiges Drängen zur Resurrectio. Seine Freilegungsaktionen in den ”Cahiers“ waren, vielen Negationen zum Trotz, Offenbarungstaten, die das Neuerblühen mancher Dinge zugleich mit dem Erstarren der guten Hoffnung verherrlichten. Im Fazit seiner Buchung, dem Bloßlegen des Prinzipiellen, kamen die Gesetze des geistigen Lebens neuerdings zum Vorschein. Wo aller

Schmutz der Feigheit abgekratzt und jeder Unrat der Gottvergessenheit weggefegt wurde, trat das Wesentliche wieder glanzvoll in Erscheinung. Immer ging es ihm ja um das Essentielle, welches war und bleiben wird der von der physischen und von der metaphysischen Wirklichkeit genährte Impetus zur Ausformung der Persönlichkeit im Klima der durch Zugeständnisse vollendeten Freiheit und zur willentlichen Integration in die durch Opfer bejahte Gemeinschaft.

Demokratie als immerwährendes politisches Erlebnis war für ihn identisch mit Persönlichkeitsbewahrung. Diese setzte einen doppelten Einsatz in der erfüllten und verteidigten Brüderlichkeit voraus: den des individuellen Verantwortungsbewußtseins vor jenem der bürgerlichen Gewissensforschung. Seine erste Erkenntnis freilich als ausübender Politiker, als Minister, war, daß die Völker nicht nur unlenksam, sondern auch aufsässig geworden sind, weil sie den Autoritätsbegriff nur dann anzunehmen gesonnen sind, wenn er jeweils die Individualmacht zu stärken und auch durchzusetzen erlaubt. Nicht selten irritierte ihn die Konfusion der wählenden wie der gewählten Öffentlichkeit, welche unterschiedslos Macht und Autorität verwechselte. Gelang ihm auch zeitweilig, den Glauben an die Definition: "Das Volk ist Träger der Macht und bezeichnet souverän seinen sichtbaren Repräsentanten der Autorität" zu erwecken, so durfte er doch immer wieder an der Kurzlebigkeit solcher Glaubensregungen leiden. Das "vocabulaire d'escamotage" seiner Gegner machte ihm fast täglich zu schaffen, da er in seiner philosophischen Disziplin die Formen und die Formeln der Sprache wissenschaftlichen Sinnes einsetzte, um sie gemäß den Vorschriften der Ehrlichkeit auch angenommen zu wähen. Daß die Ausdeutung der Rede nach andern Intentionen als den vom Sprecher gemeinten erfolgen könnte, wurde ihm erst dann bewußt, als er die interessierten Interpretationen feindlich eingestellter Aus- und Unterleger vernehmen mußte.

Manchen Leuten, die sich heute in der Verfertigung von Glorionnamen überbieten, indem sie vorgeben, für Europa durch jedes Feuer zu gehen – und es langt nur zu einer Blitzbe-

währung vor den Lichtbildlampen –, und vielen Draufgängern, welche sich im Eifer ihrer Zurschaustellung abwechselnd Euroluxemburger und Luxeuropäer nennen möchten, auf daß sie Jünger Schumans heißen dürften, hätte er sich ohne den geringsten Abstrich, weder vom Luxemburger noch vom Europäer, als überzeugter Vertreter seines Volkes ebenso offen wie als lauterer Wortführer des Abendlandes vorgestellt und durch die Tat bewiesen, daß man ein ganzer Luxemburger gewesen sein muß, bevor, von der psychischen Struktur her, erkennbar wird, daß man, durch die Akzentuierung vieler Gemeinsamkeiten, vor allem Europäer ist. Der Nationalismus, hätte er entdecken dürfen, spricht Exklusiven gegen andere Völker aus und verzehrt sich selber; das Europäertum nährt sich von Inklusiven und läßt nicht einmal die Nationalkulturen hungern.

Das, was mir an Pierre Frieden am meisten auffiel, war die Verhaltenheit der Freude. Ich sage nicht, daß er immerfort in allem der Ernsthaftigkeit und deren Gesetzen unterlag, allein seine manifeste Heiterkeit suchte zumeist ihren Ausdruck im Lächeln. Wiewohl er von Natur aus kein Fanatiker des Humors war und demgemäß keine Anstrengungen machte, um dem Leben allezeit die fröhlichsten Stunden abzugewinnen, verschmähte er die Lagen keineswegs, in welchen der Widerspruch zwischen Erhabenheit und Trivialität der gesichteten Dinge oder der gesprochenen Worte explosionsartig zur Wirkung gelangte. In solchen Augenblicken war nichts anderes an und in ihm lebendig als die in Brand geratene Fazialfläche. Manchmal freilich war zu merken, daß er in den härtesten Fällen, als welche sich die der Zweideutigkeit erwiesen, vom Humor mehr das nasse als das trockene Element zu betonen wünschte, so als wolle er die Überzeugung Ernest Hellos verwirklichen, der im Lachen des Geschöpfes den Ausdruck der zerbrochenen, in der Träne aber die Manifestation der gefühlten Relation mit dem Schöpfer zu erblicken wünschte. In der Hello'schen Intensität war das wohl kaum bei Pierre Frieden der Fall, allein seine stete Heimkehr ins Seriöse, die Dauerflucht in die kulturphilosophischen Refugien, das wiederholte Vorsprechen bei den alten und den neuen Weisen, die internen und die externen Dialoge, die er um die

Erkenntnisse aller Weltgrößen zu führen pflegte, verschafften ihm einen Habitus, der viel von der aristokratischen Reserviertheit notorischer Welträtsellöser hatte. Und es machte dann gleichfalls seine Besonderheit aus, daß er die Klugheit den rechten Grad der Zurückhaltung bestimmen ließ, um im andern Extrem seiner Aufführung nicht mit Chesterton in Konflikt zu kommen, der die "seriousness" verabscheute, weil sie ihm gleichbedeutend mit Irreligion zu sein schien.

Es war eine natürliche Folge seiner Passion für die Wahrheitssuche, daß er dieser in der Leidenschaft zum Worte eine Replik im Hintergrunde, sozusagen eine Echowand zur Wiederholung des Erkannten im Fortschwingen des Gehörten, zu sichern trachtete und auf diese Weise ein Verhältnis zum Worte herstellte, das weit über die normalen Beziehungen des Denkers zur Idee und des Dichters zum Verbum hinausging. Sein Dichten und sein Denken – die sich des öfters in-  
einanderwoben – erschöpften sich nicht in der einfachen Wiedergabe der kognitiven und der sentimentalischen Vorgänge, wie Schriften sie zu verewigen wissen, nein, sie mußten, über das diskursive Zuhören und das kordiale Lauschen metaphysischer Natur hinaus, dem leiblichen Ohre in der Deklamation nachdrücklich eingehen und zugleich dem ästhetischen Klangempfinden dienstbar sein, bevor sie vor dem nachspürenden Kritikergeiste bestehen durften. Der Freund der Weisheit war mehr Orator als Sinner, mehr Prediger als Professor – das erklärte seinen Traum, als Laie in den Kirchen zu allen Gläubigen reden zu dürfen – mehr Deklamator als Denker. Ich kenne keinen Luxemburger, der besessener als er dem Ithos und dem Pathos originalsinngemäß zu dienen entschlossen war: was, aus seinem Geiste und aus seinem Herzen kommend, die Wortgefäße zu füllen vermochte, hatte unausgesetzt einen doppelten Fluß, da es, immer drängend, zwischen Rührung und Belehrung die Mitte haltend, den Hörer, ausnahmslos den Hörer in den zwei Regionen des Gemütes und des Gewissens anrief.

Aus diesem Grunde mußten seine Denkergebnisse mit-  
samt den wortgewordenen Empfindungsfolgen als Sprechbar-

keiten erkannt werden, damit sie, in der tonlichen Neugeburt, die Ansprechbarkeit des Subjektes total erproben dürften. Im verwirklichten "Audiatur!" würden alsdann die metaphysischen Fernen, mit ihrer Lockung und ihrem Fortweh, zahlreichen Hörenden als ebensovielen Hörigen so restlos aufgehen, daß mein "Tolle, recita!" sich ruhmfördernd, zur Glorifikation des echten Luxemburgers, zu erfüllen hätte. Und Pierre Frieden wäre post mortem wirklich, was er als Lebender allezeit hatte sein wollen:

*Praeceptor patriae!*

## IV.

### Europaeus consultus

Praeceptor patriae, ja, das war Pierre Frieden, aber auch artium humanitatis studiosus und Europaeus certus et consultus. Als Persönlichkeit, als aktive und wesentlich denkerische Existenz erstrebte er zutiefst die Verwirklichung dessen, was die Lateiner, in der Antike wie im Frühmittelalter, virtus zu nennen pflegten, ohne sich am Paradoxon zu stoßen, daß der Verbalbegriff weiblichen Geschlechtes, der Ursinn aber männlicher Herkunft war. Ausdeutbar ist die Eigenschaft nicht in einem halben Satzelement, weshalb wohl einer der eben angesprochenen Lateiner, Alkuin, sie vor tausend Jahren zuerst analysierte und dann als ein seltsames Kompositum erschloß. Für ihn war die Virtus: animi habitus, naturae decus, vitae ratio, morum pietas, cultus divinitatis, honor hominis und aeternae beatitudinis meritum, also: geistige Haltung, Schönheit des Charakters, vernünftiger Lebensstandpunkt, Sittentreue, Pflege des Göttlichen, Hochachtung des Menschen und Verdienst um das ewige Heil.

Das ergibt, in einer Prachtsynthese, das Wesen dessen, der uns vor fast dreißig Jahren verließ: geformt von seiner Umwelt zuerst und dann aus Eigenem als ein erbbewußter Europäer, der das Neue im Werden noch dort, wo es seine Schwächen und seine Laster zur Schau stellte, niemals durch die Nebelschleier alter Vorurteile zu betrachten, sondern in der Klarheit geistmenschlichen Verständnisses zu schauen gewohnt war. So diente er lebenslänglich den "drei Schwestern der höheren Kultur: Religion, Philosophie und Kunst", durch die der Mensch von der niederen Animalität in die benadete Humanität emporgeläutert wurde.

Humanisten sind, definitionsgemäß, Menschen, die ihre Identität erkennen, erhalten und bekunden möchten, – nicht eine Identität mit dem Nächsten, sondern mit der Idee vom Menschen, so wie sie in ihren besten Stunden sich diese zu machen vermögen. Und das wiederum ist nicht gleichbedeutend mit einem Idealmenschen, sondern mit dem Urbilde selber. So ist wahre Kultur für sie, so wie sie es für Frieden war, immer dreizehlig: gottzugewandt, menschenbezogen und naturverhaftet. Ihre Funktion: ein permanentes Sichanpassen aller Elemente. Dabei unterscheidet der Humanist genau zwischen Zivilisation und Kultur. Ist jene nichts mehr als der immer bessere Gebrauch stets vollkommener gemachter Mittel zum behaglichen Leben, so diese eine bewußte Pflege der "virtutes". Wo Zivilisation eine Tyrannin werden kann, bleibt die Kultur eine Mutter. Möchte die Zivilisation alles gleichmachen, so liebt Kultur die Mannigfaltigkeit. Offenbart die Zivilisation sich als ein Donum der Mitmenschheit an den Nebenmenschen, so manifestiert sich die Kultur als ein Erwerb aus Eigenem. Verlangt die Zivilisation artisanale und technische Geschicklichkeit, so gebärt Kultur die Kunst durch das Medium des Genius. Diese stellt sich vor als greifbar gewordener Ausdruck eines geistig-seelischen Eindrucks des Genies, das visionärhaft Glauben und Sehnsucht seiner Mitzeitgenossen in Bildern erkenn- und in Formen haltbar zu machen weiß. Hört der gesegnete Homo aber auf, das "convertere" seiner Gnadengaben, die Umwandlung seiner intellektuellen, moralischen und geistigen Erkenntnisse, gebot- und regelrecht zu betreiben, so dient er einem "pervertere", das die übertriebene Zivilisation in A- und Unkultur vermünden läßt. Und jede Kultur im Vergehen unternimmt dem Christentum gegenüber das Wagnis, dessen Gesetz der Transzendenz in Immanenz-Vorschriften umzuwandeln und etwas von panischer, fast schon von eschatologischer Angst in den gottarmen und gottlosen Störern katholischer Kulturarbeit mitwirken zu lassen. Je weniger diese es wahrhaben wollen, umso gewaltsamer drückt es sich in Haßaktionen ohne Ende aus.

Wohl wußte Pierre Frieden, daß es ein wenig unsere Bestimmung als Christ ist, in der Furcht daheim zu sein und von

der verabsolutierten Humanität, als dem Religionsersatz aller Dogmen- und Kirchengegner, das Abgleiten in einen geistigen und dinglichen Terror zu erwarten, allein er wußte in der Bewertung von Gedanken und Ereignissen aus unserem Leben, das Heil von jenem anderen Absolutum abzuleiten, das wir den unwandelbaren Allwert-an-sich nennen.

Auch er hätte, pessimistischen Anwendungen zum Trotz, mehr als einmal ausrufen dürfen:

”Was wollt ihr, der Himmel hängt euch doch auch voller Mirakel. Manchmal löst sich eines los und fällt auf unsere bösgewordene Welt hernieder. Dann aber ist es so, als seien die Geschöpfe Gottes weniger verwundert als bis zum Fluchen verwundet. Ihnen fehlt das urhafte Staunenkönnen, weil sie wohl Vieles, doch nicht viel von Grundher wissen, Geschichten machen und Geschichte lesen, aber die Geschichte nicht durchschauen. Unterrichtet sind sie, aber nicht erzogen und demnach nicht wesentlich geworden“.

Wissensdünkel steht im rechten Verhältnis zum Wissensmangel: je umfassender dieser ist, umso größer jener; je schreiender dieser, umso maulsüchtiger jener, auch und vor allem auf dem Niveau der Wissenschaftler, wo Schopenhauers Wort aus ”Parerga und Paralipomena“ fast total erfüllt worden ist:

...”fällt die allgemeine Humanitätsbildung weg, so werden wir Gelehrte haben, die außerhalb ihres speziellen Faches wahre Ochsensind.“

Gilt das auch für die vielen Geschichtler, die wir heute haben? Geht ihnen Allen auf, was es heißt: Geschichte studieren? Die ununterbrochene Folge von Ereignissen und Stauungen, von Gedanken und Ungedanken, von Taten und Untaten, von natürlichen und widernatürlichen Gefühlen, von Haltungen und Haltlosigkeiten durchschauen, ja, im scheinbaren Unsinn des endlosen Wandels einen Sinn entdecken, hieß für Frieden letztlich: Theologe werden, der von ganz obenher sämtliche Vorgänge als schlichte Schickungen zu entlarven vermochte.



Und also ließe er sich heute nicht einmal für die Geschichte Europas, die zeitnächste und die kommende, etwas vormachen, da er wüßte, daß die tatsächliche Beziehung des Durchschnittseuropäers zur rechten Kultur, mit all ihren Traditions- und Eigenkreationswerten, weniger mitschöpferisch als parasitär ist. Denn mehrheitlich sind wir nur Versehrer und Verzehrter, aber kaum noch Vermehrer ihrer qualitativen und quantitativen, nährenden und veredelnden Eigenschaften. Ihm erschiene unser Embryonal-Europa als eine Zwangsschöpfung, die aus ihrer Pression erlöst werden müßte, um durch die Tat des allgemeinen Willens hinübergeführt zu werden in die Gemeinschaft. Es sei denn, wir erlitten insgesamt diese Communitas als eine Communio im christlichen Sinne.

Einstweilen wäre für ihn die Gemeinschaft nichts anderes als eine Organisation übernationalen Charakters. Eine Einheit bildete sie nur durch die gemeinsame Zielsetzung; doch auch darin klafften die Meinungen zu stark auseinander. Zur echten Einigung fehlte die Praktizierung des unierenden Geistes, der die Äußerlichkeiten der Organisation verinnerlichte in einem allgemeinen Innwerden der unitären Kräfte. Man ginge nicht mehr von der politisch-wirtschaftlichen Erwägung eines notwendigen Selbstschutzes aus, sondern von der Erkenntnis, daß die Entscheidung des Einzelnen nicht einem von außenher geforderten Zwang entspringt, sondern, von innenher, einem freien Wollen zur tatkraftigen Aktion. Europa böte immer noch, wo Vorurteile der gewollten Gemeinschaft Hemmnisse erstellten, von der Kultur her jene guten Wertgriffe dar, an denen Vieles von dem zu halten wäre, was zu Fall und Verfall hintendiere. Die überzeugendste Macht des schöpferischen Europäers läge in der Glaubwürdigkeit seiner geistigen Haltung. Europäer! Das müßten immer drei sein: der erkennende Wille des Einzelnen, das hörig und tätig gewordene Ich und das Du mit dem Ich in der gleichen Verfassung! Eine zwar unheilige, aber doch gesegnete Dreieinigkeit!

Daß politische Gemeinschaftsschwärmer in Straßburg, in Brüssel, in Luxemburg und anderswo sich als "Macher" präsentierten und die Quintessenz ihrer sogenannten Überzeu-

gung in Schlagworten vorbrächten, habe unweigerlich zur Folge, daß die Bemühungen um das große, um das ganze, um das festgefügte Europa zu einem Unternehmen verantwortungsfauler Hasardeure werde. Es gehe durchaus nicht um einen Rettungssprung aus den Klein- und Schwachwelten nationaler Unordnungen in einen übernationalen Gesamtordo – zwölf Unordnungen ergäben, addiert, eine potenzierte Wirrung – es gehe um das äußere und das innere Heil eines Kontinentes, der nur sanier- und leitbar ist aus der "Fülle und Erfüllung werdenden Universal- und Gottesidee".

Europa sei der neue Name für die reif- und geistgewordene Penelope, – die Frau des längst abhanden gekommenen Odysseus, erwerb- und besitzbar nach den Normen der Verehrungsintensität und des Leistungshöchstmaßes in der kontinentalen Kompetition des Freierdutzends. Leider hätten die Tratschbasen der politisch-merkantilen Halbwelt den Umdrängten eine Überlegungsfrist mit sämtlichen Kautelen der Bedachtsamkeit aufgeschwatzt. Seither seien die Liebhaber mehr oder weniger lustlos geworden, und wahrscheinlich müsse sich im ziel- und sinnhöheren Gemeinschaftsraume wiederholen, was in den Niederungen des ehelichen Alltags nach gutem Beispiel geschehen durfte:

Als Leibniz, der deutsche Philosoph, seinen Heiratsantrag machte, bat seine Auserwählte um eine Reflexionspause. Der Gelehrte fand diese Bedenkzeit so bedenklich, daß er als Denker sich bedachte und dabei zu einem ihn selber überraschenden Ergebnis kam; er fand den Junggesellenstand geruhsam, und sie blieb sitzen.

Und also auch weiterhin, frei nach Juvenal: Europa laudatur et alget!

Der unheilsame Geist der Gewalt, dem jüngere Stürmer und Dränger dienen möchten, besserte die unseligen Verhältnisse nicht, im Gegenteil. Pierre Frieden erblickte eine wirksame Panazee nur in der permanenten Anwendung der heilsamen Gewalt des Geistes.

Auf diese kommt es an.

# Scripta dilata

*Die interessantesten Abfälle der Schriftstellerei bleiben in den Kladden der Vergessens liegen, bis eine Zufallslaune sie aushebt und zur Ursache einer tristen oder einer tröstlichen Erinnerung macht.*

## De Gaulle non-conformiste

Je rencontrai De Gaulle pour la première fois, officiellement, lors de l'ouverture solennelle du Canal de la Moselle, quand les trois chefs d'Etat allemand, français et luxembourgeois se rencontrèrent à Thionville pour monter à bord d'un bateau et se rendre dans l'arène des grands discours, à Trèves.

En ma qualité de Ministre des Transports, j'eus la charge de remettre, au nom de mon gouvernement, un présent de circonstance – un livre de commémoration – à Madame la Grande-Duchesse Charlotte ainsi qu'aux Présidents De Gaulle et Lübke. Or, dès notre entrée dans les eaux germano-luxembourgeoises, la Grande-Duchesse et le Président Lübke s'installèrent à l'arrière-pont du «petit navire», alors que le Général s'assit à la longue table du Salon pour méditer, la tête haute et les mains croisées, Madame De Gaulle, qui s'était retirée dans un coin du même Salon, ne cessant de le regarder faire.

J'hésitai un moment, avant la remise du livre, en réfléchissant sur le protocole à suivre et les règles de la préséance à observer. La politesse, ne me dictait-elle pas d'aborder, en premier lieu, la Grande Dame, avant de passer au Général? Pouvais-je remettre le cadeau en présence du Président Lübke, quitter celui-ci pour aller servir le Général? Sachant vulnérable dans son amour-propre le Président de la République française, j'eus des scrupules dans les deux cas: obéir aux exigences du protocole ou répondre aux ordres du bon sens!

Je choisis la seconde solution, eus une conversation pleine de bienveillance avec les Hauts Passagers de l'arrière-pont et sus que je ne serais guère le bienvenu au Salon.

Mes appréhensions se confirmèrent sans retard. Je fis mon laïus et tendis le don, qui ne fut pas agréé. Le Général, bras croisés et tête relevée, n'interrompit pas ses méditations. Répétant mon geste et mes paroles, j'eus le même insuccès. D'attente lasse, je plaçai le présent sur la table, devant le grand penseur, et me retirai, gratifié d'un sourire approbateur de Madame De Gaulle.

Mes craintes ne furent pas effacées pour autant. Le Général avait exprimé le désir de descendre à terre en Luxembourg, afin de saluer les habitants d'une commune bien luxembourgeoise. On avait prévu la Ville de Remich et fait tout préparer à son intention. En nous approchant du but, avant d'accoster, il m'incomba, comme Ministre de l'Intérieur, de faire les honneurs au Président visitant, de l'accompagner, de le présenter aux édiles de la Ville et de le guider dans ses petits déplacements.

Il m'entendit parfaitement, cette fois-ci, se leva au premier mot, me suivit sans la moindre remarque, me dépassa subitement dans le chambranle de la porte ouverte du bateau, vit la belle lignée des autorités locales, bien endimanchées, s'avança auprès d'elles, à grandes enjambées, serra la main au premier placé, en disant: «Ah, quel plaisir de donner une chaleureuse poignée de main à un vaillant maire luxembourgeois!» et s'en fut vers la foule des spectateurs, retenus par un barrage, où il commença à échanger des shakehands avec la population, massée derrière les cordes.

Or, le bourgmestre de Remich se trouva à l'opposé de son secrétaire, honoré contre toute attente et au défi des règles protocolaires. Je dus donc aller trouver le Général, tout à son aise auprès des gens de village émerveillés, et le ramener auprès du maire quelque peu ébaubi par le renversement inattendu des rôles communaux. Le Général, cependant, placide et serein, ne fit que répéter les gestes et les paroles qu'il avait si gracieusement dispensés au secrétaire et se précipita à nouveau vers les cordes du barrage, afin d'y reprendre, par delà les premières rangées, ses vastes actions de serre-mains et de tape-joues.

Le pauvre bourgmestre, visiblement décontenancé, ne sut que faire de son discours, dont le substrat palpable tremblait dans ses mains. Il me fallut le délivrer de ses peines, en allant, encore une fois, rappeler et raccompagner l'invité d'honneur. Ce fut alors la voix de l'orateur municipal qui se mit à chevroter, ce qui engagea le Général à interrompre, dès la troisième phrase, le laudateur bien intentionné, à le féliciter rapidement et à regagner le grand public, avide, à ce qu'il parut, des accolades gauliennes.

Ce ne fut pas encore terminé pour moi. Il y eut, à côté des autorités locales, le joli cordon des demoiselles d'honneur, s'appêtant à remettre au Visiteur de marque, outre des bouquets de fleurs, une ribambelle d'agréables produits de la région. Force me fut, une troisième fois, d'arracher le Général à son passe-temps préféré et à le confronter avec la plus aimable de ses escortes. Il ne souffla mot, me suivit dare-dare, reçut les cadeaux, les remit, de gestes bien décidés, à sa suite, eut un léger mouvement en direction de la foule, vit que quelque chose d'inaccoutumé se passa autour de la Grande-Duchesse et du Président Lübke, s'activant dans la fenêtre ouverte du bateau, recula légèrement et se hâta vers l'intérieur où ses deux collègues s'amusèrent à distribuer de petites choses aux Remichois accourant. Intrigué, il posa des questions sur le «quod» et le «quid» de leurs actions, reçut, avec le sourire des interpellés, une pièce de monnaie allemande, frappée à l'occasion de cette grande manifestation trinationale, en vit un certain nombre dans la droite ouverte de Lübke, d'un dextre mouvement de la main et des doigts s'empara de plusieurs de ces médailles et, par-dessus les têtes penchées des deux autres chefs, se fit codispensateur au profit de quelques Luxembourgeois enchantés. Puis il se retira au Salon du bateau, reprit sa place à la table déserte, se replongea dans ses méditations et oublia tout son entourage.

Il se fit que pour la dernière partie du voyage, à faire en voiture, j'eus pour compagnon de route le secrétaire privé du Général qui satisfit ma curiosité concernant la mémoire peu commune du Président de la République Française, rhéteur engourdi, parfois, et sophistiqué, mais parlant, à jet continu,

un langage châtié, sans jamais se reprendre, sans se corriger, alors qu'il s'abstenait de lire en public ses textes longuement préparés et impeccables du point de vue littéraire.

Le secrétaire me révéla le secret gaullien – qui n'en était pas un – en m'expliquant la manière de son grand chef d'ébaucher ses discours, de les relire, après les avoir fait dactylographier, d'en retoucher le style, de les faire retaper, pour les affiner avant la dernière mise au net. Les textes ainsi travaillés, quatre fois pour le moins, étaient si fortement ancrés dans la mémoire de l'auteur qu'ils pouvaient se faire communiquer par cœur, sans la moindre défaillance. D'ailleurs, en suivant sur un exemplaire – qu'il me donna – du discours que De Gaulle prononcerait à Trèves, je pourrais constater la quasi-infaillibilité mnémotechnique du Général.

Le secrétaire eut raison, l'orateur, parlant librement, suivit à la lettre, presque aux points de ponctuation près, son long écrit, abstraction faite d'un lapsus linguae, bien caractéristique pour le fondateur de la nouvelle république française: au lieu de dire, vers la fin de son allocution: «les Gaulois et les Germains», il prononça, sous la poussée de sa pensée: «les Gaulois et les Français».

Je revis, officiellement, le Général quelques années plus tard, au Sommet de Rome, où, l'alternance des présidences ministérielles dans la Communauté européenne l'exigeant, je me trouvai à la fin de la bien respectueuse rangée des participants, attendant l'arrivée du Président de la République française. Quand il vint, il agit comme il avait fait à Remich, n'alla pas trouver le président en exercice, placé à l'extrême-gauche, commença le cérémoniel de bienvenue à l'extrême-droite, se trouva devant moi, eut un petit froncement de sourcils, en me regardant, dit: «Ainsi on se retrouve», me serra la main, passa au Président du Gouvernement luxembourgeois et suivit lentement la ligne ascendante des «sommités».

## De Versen- an de Friddensriichter Dicks

Deemols, wéi den Dicks nach nëmme bekannt war als de Reimert Edmond de la Fontaine – ouni di aner Virnimm Lucien an Irvin –, no der "Gym"-Opféieronk vu sengem Koméidéistéck an engem Akt "De Scholtschein", hat hien als Jongesell an als Friddensriichter-Ramplassang zu Lëtzebuerg, bäi décke Suergen an dënne Paien, Zäit genuch, fir mat literaresche Spillereien déi eng opzebesseren an di aner ze verdriewen.

Wéi en derzou bruecht gouf, mam Zockerbäcker Buch oder Busch vu Lëtzebuerg en Iwwereens an der Liweronk vun honnert Spréchelcher ze fannen, déi de Patissiéskonnen op den Zockerbounenëmschlei als geeschteg Sproochsuckele matverkaaft kounte gin, léisst sech haut nit méi kloër maën, wann och schrëftlech festläit, dat den Här Buch am Februar 1856 eng éischt Sammlonk vu Karamellerimmereien, mat dem Bäisaz: "Feuille-devises pour caramelles mentionnée dans ma déclaration de ce jour" un d'lëtzebuenger Zensur ageschéckt huet. Op der Deklaratioun war den Numm vum Dicks natiirlech nit vermierkt, vläicht äus der Autor-Schimmt eräus, dat ee Poët vu senge Gnoden nit an esou Prosodiespillercher ouni Ambitioune säin Zäitverdreif diirft sichen a fannen: vun honnertandräizing Uzereien huet de Buch der nëmme ningasechzech fir den Zensor zréckbehalen; vläicht huet och hien e wéinig Gewëssensbëss fir de Verseverbriecher verspiirt, deen ouni ze zécken an ze zoë sange kount:

"O kent éch reimen  
Wät géif éch d'Mënnen pleimen".



Zwäe Joer méi spéit, no sengem Mariage mat der Joffer Jeanne Dutreux, gouf äisen Dicks dann dach méi sèriéis; hie war manner op gereimt Häerzeg – mat Séissegkäeten äus ewéi op dramatesch Mäaschterstécker, an denen d'Fixigkät vu sengé Wierker him ouni weideres de Rimm op säin neien Numm verschaaft huet: Den Dicks war fix ewéi käen aneren am gudde lëschtege Koméidéischreiwen!

Seng beschten Iddië gouwen him äus dem Alldeeglichen zougedroen, wann se him nit, esou ze soen, op den Dësch geflunne koumen. Wéi en 1881 Friddensriichter zu Veiane gouf, haat e wuel nit all gudde Muergen iwwer groussartig Affären ze uurtelen, – an deene puer Joeren, déi em blouwen, iir e penzionéiert an zu Veiane Grënner vun engem Wënzerveräin oder Member vun enger Wäibäukommissioun gouf, hat hie nëmmen déi kleng "Kosen" z'ënnersichen, vun deenen hien 1890 a sengem "Späss mat Gesank an engem Akt: Um Friddensgericht" ze soë wousst:

"Nu' sti' mîr hei fir dem Gericht,  
A' warden op ons Kosen;  
Wéi Mûoncher krit haut hèm gelicht,  
Gét fir séng Bousz hei rosen."

A wann och näischt aneschter virlog, da war et alt eng Mëschtekaul oder e Maschtepull, ëm déi de Sträit vu senge léiwe Matbierger gung, esou ongeféier ewéi am Dezember 1884, wou e perséinlich de Laf vum Pull op enger Plaz huet misse nokontrolléieren an dem Ukléier fatzig hämliichten:

"Nous Edmond de la Fontaine, juge de paix du canton de Vianden, statuant contradictoirement et en premier ressort, déboutons la demanderesse de sa demande et la condamnons aux dépens, liquidés jusqu'aujourd'hui à quarante huit francs trente trois centimes ainsi qu'aux frais du présent jugement et de son exécution, maintenons le défendeur en la paisible possession de la place à fumiers en question.

Ainsi jugé et prononcé en audience publique date et lieu qu'en tête et avons signé avec le greffier.

Signé: Ed. de la Fontaine, M. Haentges."

Fir äemol hat äe vu senge Karamellespréich nit recht behalen:

”!T as nét d’Gèlt,  
D’Fraleit déi regéiren d’Wèlt.“

Duerfir duurft en awer an engem anere Gesank de Stierkste bleiwen, – am Gedicht: ”Zwo’ Seiten“:

”Fun e’wegen Zeiten  
Hûot alles we’nechstens zwo’ Seiten.  
Wèl jidrèn nun all Sâch geseit  
Fu senger Seit,  
Dûorfir sin d’Leit, fun no a weit,  
So’ fil geheit  
Mat Streit  
A Neit.“

Gesuch och hie seng Doten – als Diichter wéi als Riichter –  
ëmmer vun zwou Säiten? As et nit eppes anescht, sech selwer,  
an eppes anescht och, de Noper oder de Nopeschnoper unze-  
kucken a fir säi propre Wèllen ze klaaken, wann äe sech sel-  
wer alles durchgoë léisst?

## Johann Rudolf von Salis und die heutige Jugend

In seinem letzterschienenen Buche nennt der Historiker J.R. von Salis die Confoederatio Helvetica "Schwierige Schweiz". Mich überrascht das Bestimmungswort, weil es sich kaum mit dem zu decken vermag, was ich, als kleiner Kenner, vom Alpenlande halte. Der "schwierigen" Länder und Völker gibt es mehrere in Europa – schon in der nächsten Nachbarschaft der von Salisschen Heimat – aber kein Ethnologe und kein Soziologe, kein Geschichtler und kein Psychologe mutete sich zu, das eine oder das andere durch dieses eine unscharfe Attributsauge erkennen zu wollen; nicht einmal zu viert vermöchten sie damit halbwegs zu Rande zu kommen. Der Autor verwahrt sich gegen den immerhin hegbaren Verdacht, sein Titel könne provokatorisch gewollt sein, obschon er offensichtlich als eine Parsprototo zu gelten hat, da er im einen Worte die Gesamtheit der möglichen Eigenschaftsbegriffe umschließt und also auch zuläßt, daß von seiner Vieldeutigkeit aus sämtliche Tugenden und Fehler, Stärken und Schwächen des zu erfassenden Objektes abgespürt werden.

Will man es als Verlegenheitsformel hinnehmen, nun wohl, so ist es auch ange- und ausbeutbar genug, um sämtliche Deutungen im Positiven wie im Negativen zu erlauben. Schwierig ist nicht nur das Erkennen und Ausgestalten einer besonderen Gemeinschaftshaltung, schwierig ist auch, wenn nicht noch schwieriger, das Gegenteil.

J.R. von Salis, den ich als resoluten Themendisputierer kenne – auch vom Sehen und vom Sprechen her\*) – schrickt

---

\*) Gleich nach Kriegsende war mir, als Präsidenten des luxemburgischen Journalistenverbandes, gegeben, den Professor als

nicht vor der Aufgabe zurück; er stellt die Probleme vor, wie sie dem Zeitgeschichtler dargeboten werden, und stellt sich selber, als Historiker wie als Staatsbürger, den brennenden Gegenwartsfragen, die ihm, wie allen Zeitgenossen, in den seltsamsten wie in den natürlichsten Formen zur Beantwortung aufgegeben werden. Sein Diskussionsbereich umfaßt die Nationalgeschichte wie die Weltpolitik, die Kultur im allgemeinen wie die Literatur im besonderen, die Wissenschaften wie die Künste, die Religion wie die Profandomäne. Die Zeit vergißt ja nie, allmonatlich, wenn nicht alltäglich, ihr Riesenhorn der Schicksalsfragen über uns auszugießen und von den Beschenkten das Einsammeln, Ordnen und Lösen im Verkräften zu überlassen. J.R. von Salis tut nichts anderes als auf seine Art, die ebenso überlegend wie überlegen ist, diese Prozedur des Auflesens, des Einordnens und des tätigen oder denkerischen Überwindens coram universo vorzunehmen:

---

Konferenzler in unserer Hauptstadt zu empfangen, zu begleiten und in dieser Form zu begrüßen:

”Mesdames et Messieurs, la conférence à laquelle vous allez assister a été organisée par les journalistes luxembourgeois. Il s’agit là – disons-le tout haut puisque vous le pensez tout bas – de la mise en action d’un instinct de revanche. En effet, durant la saison hivernale toutes les sociétés concourent pour avoir – à qui la première – leurs conférences exigeant la présence des chevaliers de la plume, tout comme, post festum, le public réclame le compte-rendu du journal, pour savoir s’il a bien compris tous les sous-entendus.

Ce soir, pour une fois, les rôles sont renversés. Les journalistes organisent et convoquent leurs lecteurs. Voulant rester dans le cadre qui est le nôtre nous avons porté, à cette fin, notre choix sur un homme qui ne nie pas ses affinités avec le journalisme et sur un sujet qui est l’expression même de notre métier.

Vous connaissez, peut-être, la voix qui va parler devant vous. Nous avons cherché à donner un corps et un décor à cet organe, combien aimé, attendu avec quelle impatience parfois et écouté avec quelle angoisse durant la guerre passée qui nous hante encore. Nous avons préféré le professeur Jean-Rodolphe de Salis à n’importe quel autre conférencier parce qu’il incarne cette aventure, dont aiment à rêver les journalistes, et ces temps héroïques de la résistance qui, sous nos plumes trop tôt brisées, n’ont pu trou-

die Zuschauer mögen aufmerken und zusehen, daß sie mit alledem à leur façon fertig und selig werden!

Sogar mit den Rätseln der neuen Jugend, die ihre Unrast ja nicht verbirgt und ihrer Zukunft mehr als sieben Fragezeichen setzt! J.R. von Salis schaut sie so:

”Die Jugend macht nicht mehr mit. Sie rebelliert gegen das Herkommen, gegen die bürgerlichen Sitten, gegen die gebräuchliche Kleidung, gegen die konformistische Gesellschaft. Sie ist schlechthin dagegen. Sie protestiert, manifestiert, opponiert; gelegentlich trägt sie ihre Unruhe auf die Straße und verursacht Unordnung. Es ist eine internationale Protestepidemie der Jugendlichen, die sich selbst überlassen sind, junge Männer und Mädchen, die ihre Frühreife ausleben, keinen Zwang, weder der Familie noch der Schule, noch des Berufsstandes dulden und sich ihre eigenen Zirkel, Zer-

---

ver les expressions qu'ils méritaient. Seuls les Suisses ont eu la chance de jouir d'une liberté d'opinion relative; eux seuls ont formulé les sentences qui réveillaient en nous les tout derniers échos de la grandeur humaine. Vous vous rappelez ces moments-là; pour ma part, j'ai quelquefois, clandestinement et à quel prix?, capté, sur un poste SS, la longueur d'onde de Béromunster pour retremper ma patience dans les chroniques du professeur de Salis.

Je l'en remercie aujourd'hui, tout en lui disant que ses fidèles d'alors aiment à réentendre sa voix dans la langue même qu'il employait jadis. Elle se remettra, nous le savons, au diapason de ces jours d'amertume et nous fera saisir, au fil du récit, la pression exercée, même en pays neutre, sur les gens de la presse.

Ces gens de la presse, pour autant qu'ils sont Luxembourgeois, ce soir, et présents à cette rencontre, constateront avec regret que toute tentative de revanche, émanant d'eux, se tournera infailliblement contre eux: voulant forcer les autres d'écouter leur orateur, ils seront, inévitablement, obligés d'en rapporter encore, et malgré tout, aux lecteurs absents.

Et maintenant je souhaite que ma voix soit assez microgénique pour annoncer:

Mesdames et Messieurs, dans quelques instants vous allez entendre Monsieur le Professeur Jean-Rodolphe de Salis dans son mémoire de paix sur ses Chroniques de guerre.“

streuungen, Beschäftigungen, Diskussionsabende schaffen. Es ist nicht die ganze Jugend, weniger die Arbeiterjugend als eine emanzipierte bürgerliche, und unter der bürgerlichen diejenige, die nicht bloß vom raschen Abschluß ihrer Ausbildung, nicht in erster Linie von ihrer Karriere, auch nicht von Geldbesitz und vom warmen Nest träumt.

Es sind nicht die schlechtesten Elemente, die ihren Protest anmelden und kundtun, es sind wohl gemischte Elemente, aber unter ihnen viele gute, aufgeschlossene, denkende, sich nach einer freieren Gesellschaft und einer menschenwürdigeren Weltordnung sehende. Der ermordete Robert Kennedy hatte gesagt: "Es ist das Drama der amerikanischen Jugend, daß sie nach etwas dürstet; und dieses Etwas ist das Wesentliche". Das trifft zu, denn man kann diese Jungen kaum behaften bei bestimmten Ideen und Leitbildern, bei konkreten Vorstellungen; sie wären überfordert, wenn man sie vor die simple Frage stellen würde: was wollt ihr eigentlich? Es gibt Verwirrung in ihren Köpfen, mehr Sehnsucht als klare Gedanken, vor allem Ablehnung der Autorität, jeder Autorität, eine Ablehnung des Überlieferten, des Gängigen, der Dogmen jeglicher Art, aber auch eine Empfindlichkeit für Unrecht, Gewalt, Sturheit, Korruption, Heuchelei, Ungleichheit, Bürokratie, Zwang, Profitsucht, Unmenschlichkeit, die ihr zur Ehre gereicht. Diese unruhige Jugend ist keineswegs ohne ethisches Empfinden, obgleich es nicht sich um die bürgerliche Moral, sondern um ihr Gegenteil handelt. Sie ist voll von Affekten, und sie möchte mit Affekten das Krumme gerade, das Schlechte gut, die Welt besser machen..."

Und was gedenkt der einsichtige Schweizer so für wie gegen sie zu tun?

Er wünscht, sie vertraulich anzugehen, als ein Vertrauen schenkender und Vertrauen erwartender Mann, sozusagen als eine alte noble akademische Autorität, die sich von der gütigen Zusprache die Voraussetzung zu einer friedlichen Aussprache schaffen möchte. Sollten die Jugendlichen, welche gegen jede Autorität sind, die seinige anzunehmen, zu ertragen oder zu übersehen wissen, um mit ihm die Pax Salisiana – von Allen für Alle – zu unterzeichnen?

Er fordert Arbeit für die Stellenlosen. Welche Stellungen hat er im Sinne? Möglichkeiten gibt es, mehr als genug, allein diese "zornigen jungen Leute" wollen nicht "Nutztiere der Gesellschaft" werden, weder ausgebildete Handwerker noch schlichte Handschaffende; dafür, meinen sie, seien die Metöken da. Sie fordern ihren Sold als Leitungs-, nicht als Leistungsbürger.

Leiten wollen sie, mitbestimmen, ohne Zwang und ohne Einsatz. Da sie jede Autorität, von der göttlichen bis zur väterlichen, verwerfen, dürften sie auch keine für sich fordern und also keine Gefolgschaft finden, wenn sie einmal – und das erschreckend rasch – die Führungsstellen in sämtlichen Domänen besetzen werden. Was dann, wenn ihre gleichbeschaffenen und ähnlich rebellierenden Kinder noch weniger mitmachen möchten?

Und dennoch sage ich noch immer: Gebt ihnen Verantwortung – wie und wo es auch sei; hier hat die jetzige, die ältere Führung ebenso umzudenken wie umzuschalten – und laßt sie vor allen Mitkämpfern und deren Nachfolgern Red' und Antwort stehen! Sie werden schon erkennen, daß, was sie zur Zerstörung des Seienden an Zeit und Mitteln verlieren, ihnen zum "Aufbau des Neuen" bis zum Entsetzen fehlen wird.

## Den Hary Godefroid an d'lëtzebuenger Sektoun vu "Konscht a Literatur"

An dësem Abléck gët u méi geduecht ewéi un e gudden treie Mënsch, deen an der Schoul eng Perséinlechkeet an am kulturelle Liewe vu Lëtzebuerg, als Erzéier, als Grammatiker, als Museker an als Dichter, e Pionéier an e Weeweiser war. Wann den Hary Godefroid ernimmt gët, dann as de Fall vu sengem Numm e Klank, dee vill bedeit. Well dee Mann do, dee virun zwanzeg Joer äus aise Blécker, wann och nit äus aisen Häerzer geschloue gouf, stäet a wierkt wéi en Däel fir dat Gantz an als eng Verkierperong vun Elementer, déi wéiniger ze gräifen ewéi ze spiire sin.

Ech kucken a gesin en haut nëmme méi mat mengen Ae vu bannen an erkennen op eemol do, wou seng Existenz a waarem Téin oder a kale Wieder beschwuer gët, dat seng Art nit mat sengem Kierper verschwonnen a seng Kraaft nit mat sengem Otem äusgaangen as. Hie lieft virun, zum Däel a mir, zum Däel an aneren; jidder Kand, dat sech a senge Wierker spijhelt, kann e mar an iwwerमार erëm operstoen din.

Et as nit eefach higeriedt, wann ech säin Undäel u menge Virléiften a seng Mäeschterhand iwwer mengem Schaffe betounen, – et as den Aeusdrock vun enger Erkäentlichkeet, déi Deen nit vergiesse wëllt, dee joerelaang a menger Redaktionsstoff zu Lëtzebuerg all Woch e wéineg vu senger Begeeschterong fir d'Vollekssprooch, vu sengem gudden Aeifer fir d'Saach vun der Konscht a vu sengem natiirlechen Houfert virun der Leeschtong, déi gelonge war, esou gebaalt hannerlooss huet, dat ech op d'Lengt a senger Beséilegung hu missen opgouen. An deer Zäit, laang virun der Explosioun vum zweete Wäeltkrich, nach iir den echte Lëtzebuenger sech



an de Wale vun sengem neie Patriotissem buede kount, as mir, routwäissblo, den Himmel vun der geeschteger Hèmecht operass gin. An op eemol hun ech, ouni Iwwergank vu sengem Idiom zum anere, musse sangen:

”Wat mir verluer hun, konnte mir verléieren,  
Soulaang ons d’Hémecht‘ net duurch d’Odre  
schwengt.  
Mé grouss si mir, soulaang mer frédeg héieren,  
Wann d’Séil vum Land an aiser Sprooch erklengt.  
Well si huet d’Kraaft gedronk äus dausend Joer,  
Hiirt Häerz faasst d’Aerd, an d’Eiwegkeet hiirt Lidd.  
An hiirem Otem brennt, wéi um Altoer  
Dem Hellegsten, e Licht dem fräie Fridd.  
A wann och d’Welt an allen Déifte krékelt,  
Soubaal géint d’Recht næes Feischt a Fléinte stin,  
Dann dréit am leschte Stuurm, deen äis zerstéckelt,  
Si nach de Ruff: Mir bleiwe, wat mer sin!“

Wat kount dueroperhin d’Folleg aaneschter sin, ewéi e Lueflidd op dat gewéinlecht Mëttel, dat äis zu jidder Stonn fir jidder Stëmmonk den Aeusdrock léint, duurch dee mer Fräd a Læed dem Noper matzedäele wëssen: Ais Sprooch an hir Wonner!

Dat Gréisst an deem Wonner ass, dat de Mënsch am Ënnergouen nach zou sech selwer operstæet an a sech selwer, ganz doheem, ze liewen an ze fillen ufäingt. Dat Wonner erfëllt sech an der Sprooch, an hiert Mier vu Wuelläut as en eenzegt Wuurt: Heemecht oder Heemechtslidd!

Näen, mir si nit méi gemeet äus deem Stoff, dee Chauviste schaaft a steift; Aeblécker gët et awer dach, wou och mir, wann aner ëm äis Fléinten droen, dat Stierkst an d’Hand huelen, nit ewéi ä Gewier an nit ewéi Granaten, mäe ewéi e Fëndel, den am Wand vun äise Lidder klaakt. An dat Stierkst as ”emmerzou äis Sprooch.“

Eng Sprooch, déi grouss as am Klengen a weit an hirer Engt, nit ganz esou ongehuwelt, wéi vill ze vill Leit ëmmer soen, mä voll vun enger Heemlechkeet, äus deer äis den Otem vun der Hèmecht un häucht! Eng Sprooch, déi äis kléinkt

ewéi keng aner, an déi am bèschten äusséngt, wat sech an äis réiert an no bäussenhin an d'Wuurt dreift! An Noutzäiten ass dat Jidderengem kloer gin, deen nit nëmme mat dem Ouer héiert, mäe och mam Gefill a mat der Séil ze läuschtere verstét!

Dat as, an e puer Sätz, den Aeusdrock erëmgin, deen d'Wuirken an d'Opfouer vum Hary Godefroid a mir ervirgeruff huet, soubal ech mech den "Ennertéin vu senge Lidder" opgedouen haat. Wann ech dann, no sengem Afgank, zréckkouv an dat Gewéinlecht an iwwerluegt hun, wat déi Sprooch mir bis zu deenen Deeg an och aise klengen a groussen Versendréier gewiescht wiir, dann hun ech muenech Kéier an enger Billerfolleg eng Kreatur gesin, déi ewéi en dënne Schiet mat mir den Dag durchlaf huet, – eng Perséinchen ouni Schménk an ouni Pudder, déi nit op héige Stälzen, mäe op niddrege Laatsche gesprongen as an déi an hirer liichter Zäit nach den Toupet hat, en Toupet ze droen, – an engem Wuurt: eng Grimmelches Näischt am Wierktdegsgezei!

Wéi awer war dat Wiesen op eemol opgebléit! Hat et nit och déi déifblo Aen, an déi sech jidder Vollek fir ëmmer vergaaft? An huet och mir nit, méi reng a méi roueg ewéi d'Blutt-kummer vun aneren Natiounen, säin Häerz ze técken ugefaangen? A loug seng Séil nit onverhofft, ewéi e waarem Liicht, an deem, wat un ëm weidenaffe war? An hun ech du nit och gespiirt, dat een äis selwer misst fir 't éischt erschlouen, ir een äis dat Feierkläed vun aiser Heemecht entzéie kéint?

Dat haut ze soen, as nit schwéier, well den Onverstand vun der grousser Wäelt an de Joere 1939-1945 aiser klenger Wäelt Verstand duurech Sträech vermëttelt huet. A wa mir elo jubiléieren, dann as et, well an enger neier Hoffnonk den ale Glaw vun all aisen Hary Godefroiden am Land næes zu Flesch a Blut gebuere gouf. Flesch a Blut as Sprooch a Léift; 't as Sprooch vun der Léift an 't as d'Léift zur Sprooch, déi zesummen äis nit méi vergiesse loossen, wat mer iwverwonne hun, fir hannert dem Doud vu ville Bierger déi besser Dod vun alle Bierger frësch ze woen.

Mir sin esou gebaut als Mënschen, dat daat Schwéiert hanerun äis nach eng Zäitlaang ais Gedanken a Gefiller festhält;

nemme seele kenne mer een Aeusbléck an daat versichen, wat nach komme muss. Esou kann et wiirklech geschéien, dat mer op eemol do ze kräischen ufänken, wou de Frousenñ vun enger Feier d'Laache ruffe misst. A wann dann d'Tréine falen, mëtten an aiser Begeeschterong, dann as hanner der Tréin äus Læed och gläich, a vill méi waarem, d'Tréin vu Freed. Vill hu mer verluer. Awer dat Gréisst an dat Schéinst hu mer erëm gewonnen: ais Fräiheet! An dat wëllt soen: ais Fräiheet ze denken, ais Fräiheet ze soen, wat mer wëllen a wéi mer et wëllen!

Wéi war et deemols, wéi mer hämlech um Radio hungen an der treischer Fraestëmm geläuschtert hun, déi äus der Friemd an äus der Fären äis Mutt an Trouscht zougesprach huet? War et nit, ewéi wann ais Heemecht selwer, an als hir Séil, ais verluere Fräiheet zu äis schwätze géif? Wien deemols nit mat fiichten Aen a mat Glouss am Häerz un dat Eent an dat Eenzezt gegläeft huet: dat vill verfallen a vill och stierwe kéint, mäe keemols d'Fräiheet, fir déi mer stin bis an den Doud, dee war dem Land nit bis zum Allerleschten ergin. Déi Fraestëmm, déi Stëmm vun der Hèmecht huet äis riicht gehal an huet äis gestierkt, dat Schlëmmst z'iwwerhuelen, bis een Dag, dee schéinsten an aistem Liewen, si erëm heembréicht an äis se iwwergéif als aisen déifste Schaatz: an de Mammewierder, déi Som a Fruucht vum Fräihetswëlle bleiwe wäerde bis zum Enn!

Een, deen deemols stëll fir sech eng ege "Fête de la Victoire" begaangen huet, nodeem en den Doud an der Friemt bezwongen hat – nit duurch seng perséinlech Muecht, mäe duurch de wonnerbaren Agrëff vun héiere Geeschter, ënner deenen och vläicht ais doudeg Frënn vun der Fieder waren – geseit a jidder Gediechtnesakt vill méi ewéi en eidlen Opwand vu Musek, Wieder, Blumen a Versprieche, déi e lëtzebuerger Schoulmeeschter äus dem Kräes vu sengesgläichen eräushiewen. Sengesgläiche gët et vill, vum Michel Rodange iwwer den Arthur Hary, de Paul Noesen, de Franz Binsfeld, den Adolph Berens bis zu den Hary Trauffler, Jempy Braun, Theodor Wies, M.J. Hever, Marcel Etringer, Leo Senninger, Nik. Pletschette, Ferd. Gremling a villen aneren, déi alleguer

verdénge, iwwer Honnerte gestallt ze gin. Et as fir hien e Réckfall an d'Erénnerongsspill vu gëschter. D'Läed huet de Buedem vum Gefill a Jidderengem opgerass, dee sech nach selwer iwwerlooss an äusgeliwwert war. An der Isolatioun, déi gewëss keng "splendid" war – wéi d'Englänner soen – as hie lues a lues zou sech selwer, zoum Kär vum "Ech" an zugudderlescht zer grousser Fro iwwer de Sënn vun der Existenz an der weidester Mënschheet koum. An der ganzdäischerer Nuecht vun der Verloossenheet huet en eräusfount, esoubal en et fierdeg bruecht hat, de kierperlechen ewéi de séilesche Schmierz vum méi déiwen Nodenken z'iwwerwanen, dat et nëmmen eng Léisonk gët an dat mer zéinter Joerhonnerten a Joerdausenden ouni Rou a Rascht ëm d'Zentraliddi vun der "Humanitas" zéien. Verwierfe mer si, dann zéit si äis éiweg un; bejoe mer se, da stéisst si äis, no dem Gesetz vun der Polaritéit, och af. Mäe d'Spannonk as do a wierkt, esoulaang wéi d'Mënschheet bestäet, déi ëmmer erëm dem Fluch vum Stoff am Rennen ëm de Materialismus verfällt.

Wa mir senger Zäit doeriwwer geschwat hun, huet den Hary Godefroid gemengt, dat alles wier en ekonomesche Problem, deen iwwer de Wee vu soziale Virschräfte geléist kéint gin. Wéi d'Heemecht vun den Däitsche besat war, as him ouni Zweiwel opgaangen, dat hei nëmmen de Gäescht, de gudde Gäescht am beschte Sënn vum Wuurt léisen an erléise kann.

Den Naziterror an déi faschistisch Diktatur hun en neie Begrëff vun der Zivilisatioun entstoe gelooss, a mat enger Force, déi gradesou fanatisch ewéi dynamisch war, zer Wiirklichkeit gemäet. Fir si war se fir 't éischt eng Fro vu materielle Leeschtongen; si kount sech total erfëllen ouni een eenzege moralische Groundsaz. Wat hir Muecht betount huet, loug op de Fuerderongen: Autoritéit an Ënneruerdonk. Di mënschlich Gläichheet war vu virera gleechent.

De Krich huet elo, wann och nëmme mat der Gewalt a mat der Iwwerleënheet vum Material a vum Materiellen, déi Opfaassonk erliedegt. Awer domat sti mer nit um Enn. Mir stin um Ufank vun enger grousser a schwéierer Ëntwécklonk. D'Demokratie, déi mer erhalen hun, fir dat se de Mënsch beschirme soullt, ka nëmme weiderbestoen, wa se moralisch

ënnerbaut as. Et as emol eng "humanité armée" an der Atmosphär vum gesonnen Humanismus gefuert gin. Den Hary Godefroid wir averstane gewiescht, fir ais Jongen erëm zrëckzeféieren un di geeschteg Kwellen vun aiser Kultur: Gläichheet, Friddelecheet, Universalitéit, Verziicht op Wäelthoufert an Iwwerhieflcheet. Kënne mer dat alles besser zesuemefaassen ewéi an deem, wat ais lëtzebuenger Schoul léiere wéillt: an den "Humanités"!

An as dat nit e wéineg eng lëtzebuenger Dugend? Mir beruffen äis op d'Mëttelalter an op de Käser Karel de Véierten – och e Lëtzebuenger – deen zu Prag, mat alle Groussen äus senger Zäit, eng Renaissance vum Geschtegen an en neit Verhalen zum Staat, zur Kiirch an zur Gesellschaaft ervirgeruff huet. Wa mer och nit eleng eng "Renovatio mundi" erstriewen, da beméie mir äis op 't mannst em eng "Renovatio patriae". De Wëllen as do, z'erneieren, haut ewéi gësch; Géiesätz siche mer z'iwwerwannen an äusze gläichen, a wa mer et maen, ewéi de Papp vun den Humanisten, den Nikolaus Cusanus, an der "concordantia catholica", da fanne mer äis och vereenegt an der "concordantia oppositorum", an dat heescht: enges Sënns an enges Glaws dem Opschwank vun der Heemecht ergin.

Esou gesin, as den Hary Godefroid als Däel-fir-all lëtzebuenger Liddermécher eppes méi ewéi e bedäitende Schoulmëschter. Eng lieweg Schoul stellt en duer, déi fäerdeg bréngt, de Gäescht iwwer de Kierper, d'Mënschlecheet iwwer d'Brutalitéit an dat Hëchst iwwer d'Klenglecheeten vum Alldoesliewen zu hiewen. Mat Hëllef vun deer Astellonk léisst sich och déi literarisch Nout vun aistem Vollek a vun aiser Zäit iwwerwannen.

Dem verstuerwenen Dichter sin di lieweg a Frëndschaft zougedoen. Wat hinnen d'Aarbecht erliichtert, as d'Konsequenz vun deem, wat him s'erschwéiert huet: den Agrëff vun der Autoritéit, déi sech ënner dem Drock vu ville Meeschterwierker gezwonge fillt, de jongen an jéngere Schreiwier d'Stroossen an d'Häerz vum Vollek an an d'Séil vun den Heemechtsleide féieren, bräet a glaat wéi kee virdrun ze maachen.

Jidder Monument, wéi dat vum Hary Godefroid, as deemno an den Ae vum zoustännege Minister een Etappesteen um Wee no uewen. Et séi him duerfir erlaabt, ënner d'Schrëft vum Gedenksteen ze schreiwen:

”Dem Hary Godefroid an all senge Kollegen erriicht d'lëtzebuerger Regéieronk am Joer 1961 d'Konscht-a-Literatur-Sektioun vum 'Institut Grand-Ducal', firdat déi Doudeg sech unerkannt an déi Lieweg sech nit méi verlosse spiiren“.

## Fest steht Mrs. Partington

Mrs. Partington ist eine Dame; eigentlich müßte ich sagen, sie sei eine ältere, ja, eine alte schon, eine sehr alte, denn geboren worden sei sie an einem zwölften Oktober vor etwa hundertundfünfzig Jahren im englischen Städtchen Taunton, und ihr unsterblicher Konzeptor habe Sydney Smith geheißt.

Von diesem Sydney Smith, dem Erzähler, möchte ich erzählen, wie er zu dieser Mrs. Partington kam, um sie gleichsam aus dem Nichts in die Welt zu setzen. Die Welt, von der ich spreche, ist natürlich nicht die gewöhnliche, in der die Menschenkinder auch bei der Geburt ziemlich alten Gesetzen und Familienregeln gehorchen. Doch in der literarischen, die ich meine, geht es anders zu, da gebären vor allem die Männer, und das, was sie zu Gestalt kommen lassen, hat zumeist die seltsamsten Formen im Physischen wie im Metaphysischen. (Freilich, seitdem auch in der schöngeistigen Atmosphäre die Frauen ihren uralten Beruf des Menschenmachens und des Kinderkriegens auszuüben wünschen, senkt sich das Durchschnittsschönheitsniveau der Geistesgeschöpfe erschreckend, und die Männer täten gut, wenn sie die Herstellung zahlgleicher Mister Partingtons zu unterbinden wüßten).

Nun ja, es sei wie es wolle, jedes Land hat seine Mrs. Partington, was wirklich erfreulich ist; nur nennt sie sich in Frankreich Madame Lime, in Deutschland Frau Lapp und in Luxemburg Hutsche Bärbel. Andere Nationen haben, ihren Sprachgesetzen entsprechend, andere Bezeichnungen, doch in ihren Tätigkeiten richten sich alle nach der Renommee-

beschäftigung der Mrs. Partington aus England, so wie Sydney Smith sie vorgeschrieben hat.

Ja, dieser Smith, der seinen Eltern immer dankbar für die Wahl seines Vornamens war, (sie hätten ebenso gut auf den John oder den Peter oder den Nick fallen können, und dann hätte er seine Schriftwerke pseudonym erscheinen lassen müssen, denn ein John Smith als Autor wäre unmöglich gewesen) also dieser Sydney Smith, der in London nicht nur Schriftsteller, sondern auch Kanonikus an der Sankt-Paulskirche war, hatte am 12. Oktober 1831 seinen Glückstag, da er, ohne es zu wollen, mitten in einer Ansprache seine beiden Funktionen durcheinanderbrachte und so, anstatt einen Spruch des heiligen Johannes zu zitieren, seine schönste literarische Entdeckung machte.

Nein, es war wirklich keine Erfindung, es war ein regelrechtes Hinstoßen auf etwas, das schon da war, das seit langem auf die Stunde seines Auffindens, vor seinem Emporgehobenwerden, wartete. Er entdeckte vor den Augen seiner tausend Zuhörer und -schauer – beider Geschlechter –, sozusagen aus ihrer Mitte heraus, Mrs. Partington. Er griff sie, was sage ich, er begriff sie sofort als das leuchtendste Exempel der Aktenergie, der Unverzagtheit, des kämpferischen Einsatzes gegen Kreaturen und Elemente. Er sah sie in ihrer Entfesselung wirken gegen die losgelassenen Naturkräfte und er ließ sie schauen als das Urbild eines Geschöpfes, das den ununterbrochenen Widerstand gegen die stärksten Mächte der Verelendung darzustellen wagte.

Da stand sie, vor Allen, auf der Schwelle ihres Strandhauses, mit hochgekremelten Rockenden – ach, das gab es damals noch, heute freilich müßte es heißen: mit niedergezogenen Hosenbeinenden – und mit einem weit ausschwingenden Besen, der versuchte, die anfließenden Meereswässerchen zurück in die See zu fegen. Der Wellen wurden immer mehr; sie nahmen zu an Stärke wie an Eile, sie drängten daher, sie wurden zu Wogen, schwabbelten um die Korridor-mauern, plantschten, platschten und rauschten, denn es war Sturm, die See brüllte, die Sturzfluten dehnten sich zu hohen rasenden Krauselbergen aus und donnerten über alles hin.



Doch Mrs. Partington ängstete sich nicht, sie schwang den Besen auf und nieder, hin und her, beschleunigte den Rhythmus ihrer Bewegungen, schwapp, schwapp, schwapp, sie stand, naß wie ihr Waschlappen, nein, nässer als der plantsch-, patsch- und platschgurgelnde, wachsende und wirbelbildende Strom im Hausgang, sie war selber wie ein tollender, tobender und haltlos dahin-, daherfegender Wirbelsturm, der versuchte, den ausgebrochenen Atlantischen Ozean in sein natürliches Bett zurückzudrängen; sie war zum lebendigen Symbol des Berge versetzenden Glaubens geworden, zur trotzigen Überzeugung, daß der rechte Eifer selbst den wütendsten Stillen Ozean wie eine simple Wasserlache mit dem Besen zum Rückfluten brächte.

Sie stand, nein, sie stand eben nicht, sie widerstand, indem sie sämtliche Glieder in den Wellen, mit den Wogen, wie die Wasser regte, bis auch Hände und Füße, Kopf und Brust und alle Eingeweide fließend zu werden schienen. Mrs. Partington floß am Ende wirklich und verfloß: eine Urgewalt, die zur Wiederkehr verdammt war, um einmal doch dem Atlantischen die Meisterschaft zu entreißen!

Madame Lime aus Frankreich, Frau Lapp aus Deutschland und Hutsche Bärbel aus Luxemburg – doch auch Monsieur Lime, Herr Lapp und Hutsche Misch – sollen wie Mrs. Partington – und Mister Partington – beschaffen sein. Man sagt mir sogar, daß sie den Blutwogen des Terrorismus und den Schlammfluten des Ungeistes gegenüber nicht weniger couragiert und emsig taten als Mrs. Partington.

Ich werde mir sie nächstens ansehen und ihre Herkuleshaltungen ins rechte Bild schlagen – als Ersatz dafür, daß ich eine Mrs. Partington nicht zu schlagen vermag.

## Le message de Claire Ferschaud et ses suites

Le Grand «On», appelé Hasard par Paul et Providence par Pierre, me fait découvrir dans un amas de libellules l'opuscule intitulé: «A Loublande. Le Sacré-Cœur et Claire Ferschaud». Il ne porte pas de nom d'auteur et se présente comme un tiré à part du mensuel français «Défense du Foyer». Son texte, comprimé en quarante-huit pages, ne tarde pas à accaparer mon attention, toujours à l'affût de ce qui exhale l'étrange fragrance de la prophétie privée. Dès que j'ai rabattu la couverture du petit livre et entamé la lecture de la «Présentation», je me trouve confronté avec la tout inconnue Claire Ferschaud et le plus inattendu de ses interlocuteurs: Raymond Poincaré, Président de la République Française. L'histoire est hallucinante et trop peu connue pour ce qu'elle représente. A moins que les initiés d'il y a soixante-dix ans ne l'aient fait choir, délibérément, dans l'oubliette des Temps! Car elle porte aussi le mordant de la gêne; elle a embarrassé des gens très haut placés; elle a incommodé des gouvernements; elle a, certainement, troublé des consciences; et elle a invité, n'en doutons pas, certains effrontés de Paris et d'ailleurs à l'étouffer le plus promptement possible.

Mais voilà qu'elle nous revient, suivie de quelques points d'interrogation bien éclatants. N'ayant pas trouvé son dénouement au début du vingtième siècle, le trouvera-t-elle à sa fin?

Écoutons son déroulement!

Claire Ferschaud, née en 1896, décédée en 1972, passa toute sa vie au service du Sacré-Cœur de Jésus: «humble vic-

time d'expiation, elle fut obéissante jusqu'à la mort dans l'amour de l'Eglise et de la France». Habitant, avec ses parents, la ferme des Rinfillères, à proximité d'une petite chapelle, elle vit et entendit, dès la déclaration de la première guerre mondiale, le Christ «au cœur broyé» lui confier un message très difficilement transmissible, les ayants droit en étant le Président de la République Française et les généraux au combat.

Le 7 mai 1917 la jeune fille adressa une lettre – visiblement censurée – aux chefs des armées, dans laquelle elle rendit publique sa mission:

«C'est pour obéir à Dieu que j'ai l'honneur de faire connaître sa volonté à tous les généraux de France. Notre-Seigneur, qui aime tant les Français, leur demande d'accomplir un acte de foi vis-à-vis de sa Royauté divine et de réclamer près du chef de l'Etat que l'image du Sacré-Cœur, signe d'espérance et de salut, brille officiellement sur nos couleurs nationales.

En récompense de cet hommage à Dieu par ses vaillants défenseurs, le Sacré-Cœur leur promet le salut et la victoire sur tous ses ennemis. C'est aussi pour éviter une catastrophe que Dieu fait avertir nos généraux de la perte que risque notre beau pays de France qui est conduit par un .... impie et dont la .... dirige la France à sa perte, par d'affreuses trahisons. Qu'on me permette d'exposer l'avertissement que Notre-Seigneur, dans sa bonté, fait connaître à tous les bons Français.

Le Sacré-Cœur de Jésus m'apparaît brisé par les coups que la France infidèle donne à son Cœur. Un jour, il se plaignait vivement, me disant: «La France me tue. Malheur à ceux qui ne se convertiront pas».

Plus tard, je revois Notre-Seigneur pleurant sur la France; sa voix devient grave; il parle fort et dit:

«Le peuple de France est à deux doigts de sa perte; le traître vit au cœur de la France. C'est la .... qui, pour obtenir la perte éternelle de ce pays, d'accord avec l'Allemagne, a engendré cette guerre. Les trahisons se poursuivent, et si

quelqu'un pouvait pénétrer dans l'intérieur de plusieurs Cabinets, il en découvrirait les pièges. Sans moi, la France serait perdue; mais mon amour qui veut la vie de cette France arrête le fil électrique qui communique le secret de la France à l'ennemi. La .... sera vaincue, de terribles châtimens fondront sur elle; mais je demande aux braves petits soldats de France, jusqu'aux généraux qui sont aux armées, de déployer le drapeau du Sacré-Cœur malgré .... et que tous, généraux, officiers et simples soldats, aillent de l'avant; je leur promets la victoire. La secte .... et le .... actuel seront châtiés, on découvrira tous les engins, et plusieurs seront mis à mort».

Après cette déclaration, Notre-Seigneur rayonne d'un vif éclat de joie et il dit:

«Oh! la France, comme elle sera belle un jour; non, Satan aura beau faire, jamais la France ne lui appartiendra».

Cette lettre avait suivi de cinq mois celle qu'avait reçue Raymond Poincaré, beaucoup plus longue, celle-là, et dévoilant les termes précis de la communication que Claire Ferschaud avait obtenue d'en haut:

«Va dire au chef qui gouverne la France de se rendre à la Basilique du Sacré-Cœur de Montmartre avec les rois des nations alliées. Là, solennellement, les drapeaux de chaque nation seront bénits, puis le Président devra épingle l'image de mon Cœur sur chacun des étendards présents. Ensuite, M. Poincaré et tous les rois alliés à la tête de leur pays, ordonneront officiellement que le Sacré-Cœur soit peint sur tous les drapeaux de chaque régiment français et allié. Tous les soldats devront être recouverts de cet insigne de salut».

Le dernier paragraphe de la lettre ne fut qu'un cri d'âme, traduit en lettres de feu:

«Le sang des enfants de France est comme un cri qui s'élève vers vous. Ces voix retentissent plus fortement que le bourdonnement du canon qui gronde sur le front. Ces voix, je les entends vous dire: 'Raymond, chef de la nation française, si tu veux obtenir la victoire, reviens à ton Dieu'. Ces paroles ne sont-elles pas plus pénétrantes que la voix des impies qui

persécutent la religion? La main de Dieu est levée; sa puissance va donner pour une dernière fois, un dernier avertissement au Ciel. Monsieur le Président, vous êtes perdu si vous persistez dans les erreurs qui empoisonnent votre vie. Ah! je frémis! Pauvre France! D'elle, nous n'aurons plus que le souvenir.'

Même le seing semblait participer de l'immense détresse de l'envoyée; elle signait: Claire de Jésus Crucifié.

Le 16 mars la lettre fut remise au Président; le 21 mars Poincaré reçut à l'Elysée la courageuse interprète de ce qu'on appelait en commission ecclésiastique spéciale «les faveurs surnaturelles de Claire».

L'entrevue, menée très fermement de la part de la Messagère et irrésolument du côté présidentiel, ne dura que vingt minutes. Poincaré, arguant de son incompétence, promit d'en référer au Parlement.

L'atermoiement du Chef de l'Etat, par rapport à son intervention promise, provoqua l'envoi d'une seconde lettre: le 7 mai 1917 Claire rappela au Président la parole qu'il avait donnée et termina ainsi son adjuration:

«Monsieur le Président, je ne dois pas accomplir à demi la mission que Dieu me confie. Son Cœur est profondément triste. Le jour du 16 mars 1917, Il me dit: 'La France me tue; mais malheur à ceux qui ne se convertiront pas'. Puis, sa voix devenue plus grave, Il parle fort et Jésus dit: 'Le peuple de France est à deux doigts de sa perte. Le traître vit au cœur de la France. C'est la Franc-Maçonnerie qui, pour obtenir la perte éternelle de ce pays, d'accord avec l'Allemagne, a engendré cette guerre....

A vous, Monsieur le Président, de tomber à genoux et de demander pardon à Dieu, toujours plein d'amour et de miséricorde.

Que la France soit enfin délivrée par le règne du Sacré-Cœur, malgré la rage de Satan et de ses suppôts. Vive le Christ qui aime la France!

J'ai l'honneur de vous saluer avec respect. Claire de Jésus Crucifié.»

Non, Raymond Poincaré ne tomba pas à genoux; les ennemis de la France, tant à l'intérieur qu'à l'extérieur, faillirent perdre, avec le pays tant aimé de Claire, les petites nations environnantes – dont le Luxembourg – et la victoire finale ne se fit qu'à demi, grâce encore à l'immense appui venant d'outremer. Faite à demi, seulement, cette victoire se perdit bien vite dans une paix, réalisée à demi, elle aussi, parce qu'elle laissait la plupart des traîtres à leurs postes de commande. Et encore elle risquait de la gaspiller totalement à longue échéance. Elle le fit, d'ailleurs, en 1940 et ne put se reprendre qu'en 1944, grâce, encore une fois, à l'aide colossale, venant d'outremer.

Les «fils de Satan», toujours à l'œuvre, triomphèrent et, avec eux, les inaliénables pique-assiettes des obscurantistes, des vrais, qui jubilèrent plus haut encore:

«Vous voyez, on n'a pas eu besoin de votre drapeau à emblème 'Sacré-Cœur', pour l'emporter sur les bochisards, bochisants et compagnie. La preuve s'en est faite d'elle-même, deux fois de suite».

Et comme parmi tous les adhérents du «N'éveillez jamais les chiens endormis!» les anciens porteurs de soutane, aujourd'hui bien pantalonnés, sont les plus prudents devant l'inexplicable et les plus durs à cuire, paraît-il, aux rayons des grâces divines spéciales, un Père, oui, un Père, un bon Père non-jésuite, s'était permis, en 1930, de dire à Claire Ferschaud:

«Pour obtenir la victoire de la France, vous réclamez le Sacré-Cœur sur le drapeau. Or, la France a obtenu la victoire sans le Sacré-Cœur; donc votre message ne venait pas du Ciel».

Et Claire de répondre:

«On dit donc: La victoire de nos armées a eu lieu sans le drapeau du Sacré-Cœur.

De fait, nous avons eu une victoire. Notre-Seigneur, en demandant que son Cœur soit peint sur le Drapeau, assurait la

victoire sur *tous* les ennemis de la France, tant à l'intérieur que de l'extérieur.

Or, sans le Drapeau du Sacré-Cœur permis officiellement, nous avons eu une victoire; il y a là, semble-t-il, une contradiction, mais qui tombera, je l'espère, par l'explication de ce qui suit:

Je n'ai jamais considéré la paix de 1918 comme une guerre finie, mais comme une trêve, d'une durée plus ou moins longue, donnée par Dieu en réponse:

1 – A l'obéissance à Dieu du très Vénéré Monseigneur Humbrecht, qui permit à Noël 1917 le groupement des humbles expiatrices que Notre-Seigneur demandait à Loublande même, pour le salut de la France.... Ces humbles expiatrices étaient acceptées, de la Miséricorde divine, comme une *rançon* pour notre pays malheureux et comme une *commutation* du Drapeau que la France refusait par ses chefs.

Si ces vierges-expiatrices n'étaient pas le «Drapeau Sacré», elles devaient, comme elles le doivent encore aujourd'hui, acheter ce Drapeau glorieux par le sang de la plus pure immolation.

2 – Cette trêve a été obtenue encore par le sacrifice héroïque de tant de nos pieux soldats .... par ceux-là encore qui ont arboré avec foi leur cher petit fanion du Sacré-Cœur.

3 – Et enfin, Dieu, patient et juste à la fois, a voulu récompenser les bons par un repos momentané et punir les hommes rebelles à son divin Appel .... afin que ces hommes, allant au bout de leurs forces humaines, ils puissent enfin, de gré ou de force, constater le néant de leurs efforts et reconnaître qu'il n'y a qu'un Seul Être Puissant: Dieu.

Les hommes peuvent-ils parler de victoire, quand il existe encore mille discussions sur les fruits de cette victoire?....

Si la guerre des armes est arrêtée, les querelles n'ont cessé d'exister et c'est une lutte qui se continue sous une autre forme, depuis 1918....

La paix prononcée par les hommes n'est qu'un fil qui suspend l'humanité au-dessus d'un abîme .... d'un instant à l'autre Dieu peut le rompre et l'humanité tombe dans le plus effroyable des chaos....

Non, la guerre n'est pas finie et tant que la France ne sera pas rendue à l'Appel du Sacré-Cœur, il n'y aura jamais de paix véritable pour elle.

Je pleure surtout sur l'Episcopat Français, qui, le premier, devait répondre à cet appel si bon du Sacré-Cœur: «Je suis là!»

Je ne puis retenir un frisson d'épouvante sur les responsabilités de cet Episcopat, sourd à la voix de Dieu .... par égard à un petit nombre d'hommes, la plupart athées, agents de liaison de cette maçonnerie qui tue notre France chrétienne.

Que de maux, de douleurs on aurait évités, si la France avait voulu entendre, en 1917, le «passage» de la divine Miséricorde! Jésus alors ne venait pas pour frapper, mais pour sauver .... Et que demandait Jésus pour prix de son grand amour pour la France? .... simplement son Cœur sur notre Drapeau! ....»

Voilà ce qu'a osé dire une simple fille du peuple. Et voilà dressée contre l'aveuglement du monde la vue claire, éclairée et illuminée d'une croyante indéfectiblement active, face aux chrétiens qui font la grève au Bon Dieu! Le Bon Dieu laisse-t-il faire? Voyez plutôt les jolies galipettes de la France, travaillée par son démon! Voyez ses culbutes politiques et ses faillites spirituelles qui, tôt ou tard, nous entraîneront dans les mêmes chutes!

Pourquoi?

Parce qu'il était impossible au politicien Poincaré, lié aux francs-maçons, de quitter sa cité profane pour faire semblant d'être de la cité surnaturelle! Cela aurait exigé de sa part des dispositions d'esprit qui lui faisaient défaut. Bien qu'ayant eu une belle bosse de scientifique, il lui manquait la vraie humilité devant l'inexplicable, – il n'avait pas la foi.

Au lieu de consentir à la demande qui lui fut soumise par une petite campagnarde, il prodigua de sages conseils à celle



qui savait de quoi peuvent retourner les paroles de sagesse: qu'il y en a qui viennent des livres et qui, chemin faisant, ont perdu leur parfum; qu'il y en a qui viennent du diable et qu'on le sent de loin déjà; et qu'il y en a qui viennent de Dieu, capables, celles-là, de faire rire et pleurer, à la fois, dès qu'on saisit leurs indicibles effusions, réservées aux élus, sinon aux seules élues!

La pauvre Messagère de Loublande eut beau suspecter d'aveuglement tous ceux qui dirent:

«Elle est bien finie, ton histoire!»

Elle sut que son affaire ne pouvait pas se clore sur une simple fin de non-recevoir officielle, mais qu'elle aurait d'autres débouchés et de plus funestes écoulements. Apprendre à connaître cette histoire, c'est jeter, déjà, un regard de compréhension sur la débâcle à venir.

## Vom Sichtsinn des Malers

Es tut gut, als reif, bescheiden und weise gewordener Mann seine früher geäußerten Überzeugungen an noch älter, reifer, bescheidener und weiser gewordenen Wort- und Federführern Europas nachzuprüfen und zu sehen, daß man in den verschiedenen Streitzonen des literarischen, in den besten Kampfgebieten des philosophischen Lebens nicht allzu sehr geirrt habe. Wohl sind die Aussagen dort und hier nicht stets in allem übereinstimmend gewesen, wohl hat man hier wie dort auf seinen Sondermeinungen bestanden und Kopf noch dann gezeigt, wenn alle Gegner einmütig – und doch nicht eines Sinnes – widersprüchliche Ausfälle gewagt und öffentliche Scheinsiege davongetragen hatten. Ein John Ruskin wurde nicht dadurch in seinen kunstkritischen Duellen mit den Gegnern erledigt, daß die "absolute Majorität" der sogenannten Experten seinen persönlichen Ideen abhold war, im Gegenteil, er fühlte sich am Widerstande wachsen und also angetrieben, in einer mehr als zehnjährigen Sonderforschung die Kunstelemente und -phänomene von Grund auf zu erfassen, in ihren Prinzipien neu zu fassen und, mit Hunderten von Bildern und Beispielen belegt, fünf- und mehrbändig vor aller Welt zu fixieren, – weniger als eine Triumphtat dessen, der vor den Andern hatte Recht behalten wollen, denn als Selbstbestätigung des Einzelgängers, dem gegeben war, sein Licht leuchten und nicht unter den Scheffel stellen zu lassen.

Aber warum John Ruskin?

Nun, ich hatte vor, seine "Seven Lamps of Architecture" wieder zu lesen und stieß dabei auf die drei Quartbände sei-

ner "Modern Painters", die mich, durch die Wucht ihrer genuinen Darstellung, so gefangen nahmen, daß ich die Geschichte der venetianischen Denkmäler glatt vergaß. Denn der Londoner Literat und Kunstanwalt (1829-1900) war ja ein besonderes Geisteskind gewesen, das auf seinem langen Wege vom Oxfordschüler zum Oxfordprofessor kaum ein anderes Einsatzobjekt als den Maler Joseph Mallord William Turner (1775-1851) gekannt hatte, für den er bis zum letzten Atemzug zu kämpfen gesonnen war und an dem er, als Verteidiger, zum einzigartigen Kunstphilosophen hatte werden dürfen.

Seine unleugbare Begabung, die das Sprachliche genau so intensiv umfaßte wie das Malerische, war eine Mischung von Genialität und Banalität, von Weisheit und Extravaganz, von Originalität und Bizarrerie, von Akribie und Futilität, von Authentizität und Übertreibung gewesen; dabei hätten die positiven Elemente mit achtzig und die negativen mit zwanzig vom Hundert nachgewiesen werden können. Bei seiner mehr als zehnjährigen Beschäftigung mit den "Modernen Malern" – wobei die Klassiker aus Griechenland, Italien, Frankreich und den Niederlanden keineswegs übersehen wurden – war er, als Sublimator seines Lieblings Turner, zum konsequentesten Mediokritätenkiller seiner Zeit geworden, der sich das Instrument der Sprache selber zur polemisch unfehl-, wenn auch zur kritisch fehlbaren Waffe der Erledigung ausgeformt hatte.

Dabei war er, von Natur aus, mehr ein Gefühls- als ein Verstandesmensch gewesen – seine publike Mission hatte er als Oxforder Poesiepreisträger begonnen – und nur aus Treue zu Turner, den die öffentliche Meinung lieber verfemen als anerkennen wollte, hatte er den kritischen Ästheten dem weichherzigen Literaten vorangestellt, nicht eine Weile nur, sondern, von den Presseumständen seiner Tage gewollt, für das ganze Leben.

Gewiß, in seinen immer noch lesbaren, weil immer noch packenden und herausfordernden Schriften stehen Erkenntnisse, die später nicht bestätigt wurden, neben Äußerungen, die von den heutigen Kennern nicht durchschaubarer formuliert werden könnten. Manche seiner gestrigen Entgegnungen

hören sich wie Lehr- und Leitsätze der gegenwärtig geltenden Ästhetik an. Vieles von dem, was die Öffentlichkeit als "große Kunst" bejubelte, so meinte er, sei nichts mehr gewesen als die sichtbare Folge einer geübten Fingerfertigkeit; vieles auch erscheine als "a thing of temperament", dürfe aber nicht den Anspruch erheben, "of art" zu sein, und hinter zahlreichen "Kunstleistungen" habe man nicht Talent, Inspiration und Gnade als Triebkräfte der Gestaltung zu suchen, sondern "versatility", "mobility" und "facility".

Eines vermochten die Werke des Turner-Fanatikers ganz bestimmt: Schüler und Leser wieder schauen und sehen zu lehren. Wenn ein Wissenschaftler, wie Henry Drummond, eingestand, daß er, als erstes Buch für seine werdende Bibliothek, eine Schrift mit Auszügen aus den "Modern Painters" und den "Seven Lamps" erwarb – "which then in their complete form were very costly" – und daß der Professor "sie lehrte, die Welt zu sehen, wie sie ist" – "and it soon became a new world to me, full of charm and loveliness" – eine neue Welt voller Reiz und Zauber, so besaß diese Einzelstimme zweifellos die Ton- und Schwingungsweite aller Ruskin-Verehrer – und diese waren alles andere als selten.

Meine besondere Aufmerksamkeit fand der Aphorismus im ersten Bande der "Modern Painters" – und war denn auch der eigentliche Anlaß zu dieser kunsthistorischen Digression:

"Ein fataler Zielwechsel fand in der gesamten Kunstwelt statt. In früheren Zeiten wurde die Kunst zur Schaustellung religiöser Fakten gebraucht, jetzt werden religiöse Fakten zur Schaustellung der Kunst gebraucht. Der Übergang war nicht sinnfällig, wurde aber ganz vollzogen; er schloß das Gesamtgeschick der Kunst mit ein. Das zog von den Pfaden des Lebens hinüber in die Bahnen des Todes".

Habe ich nicht, ohne von John Ruskin herzukommen, vor einem Vierteljahrhundert dasselbe im "Dialog über Kunst und moderne Malerei" angedeutet? Ich greife zum Buche: "Kleine Spiele um den großen Spieler" und frische mein Gedächtnis auf an dem, was mich damals zu beunruhigen schien:

*"Der Dichter:*

So weit wären wir gekommen: von der Seele zur Fiber, vom Innersten des Geistes zur Haut des Fleisches! Ich glaube, hier dürfen nun die Kunsthistoriker ihr Finis schreiben.

*Der Maler:*

Und wir leben weiter? Und es werden Andere uns ablösen?

*Der Dichter:*

Ihr seid noch da, und diese Andern schreckt nicht euer Beispiel. Nie noch hat das Schicksal der Verlorenen die Lust der Kommenden getötet. Jedem Ende folgt, solange nicht das Universum selber vernichtet worden ist, ein neuer Anfang. Schon zählt ihr einige, die Fluchtversuche aus der Verzweiflungsenge eures Schaffens unternehmen. Gelangen diese nicht nach obenhin in die Größe, so kehren jene nach untenhin ins Primitive zurück. Das Naive fängt sie ein, das Kindliche fesselt sie, und kindisch, ach, und kindischer erklären sie der lernenden, progressierenden, erfindenden und gelehrten Welt die Dinge ihrer schöpferischen Laune.

Hier wird die Scheide zwischen Zweien schmal, das Unzulängliche will sich dem Verrückten übergeben, – nein, das geht schon über meine These hinaus, hier schließe ich ab und gebe dir das letzte Wort.

*Der Maler:*

Ich glaube nicht, daß du mir das letzte überlassen wirst. Ich habe dir zugehört bis zum bitteren Ende, ja ich habe dir – es sei in aller Offenheit verkündet, – gerne zugehört, noch dort, wo deine Sprache härter wurde und dennoch leicht das Vereinzelte ins Generelle übertrug. Manches hat mich betroffen gemacht und Vieles mich getroffen. Doch dies und jenes ist, ich habe es empfunden, mehr als Ansicht oder Sentiment bei dir gewesen. Hat dein Wort auch Gift enthalten oder Ätze, so doch, im schärfsten Augenblicke noch, das Fludium der Ehrlichkeit, die mich zu einem Widerruf zwingt.

Nicht dem Unverstande entspringt die Quelle deiner Gegnerschaft, ich verbessere mich, um dich als besseren

Betrachter zu begrüßen, sondern jenem eigenartigen Verständnis, das aus andern Höhen oder überhaupt von höheren Positionen her das Schöpferische zu erfassen und den Gestalter als eine Art lumen ex Lumine zu begreifen sich bemüht.

Ich selber möchte nicht den Raum des Profanen und die Gründe des Weltlichen verlassen, um mich dauernd an den Konkreta unserer Kunst wie an den Realitäten des Lebens zu versündigen. Bin ich, noch in den seltsamen Eingebungen, von denen du in Ehrfurcht sprichst, auch terra incognita vor mir selber, für die Verehrer und über den Unbegnadeten, so bin ich doch, in Leid und Lust, in Not und Reichtum, terra, also Erde, Irdischkeit, vom Strome der Zeit durchzogen und vom Sturme der Gegenwart gepeitscht. Das fällt mich an und rührt mich, reißt mich auf, verführt mich, fängt und spiegelt sich in mir und will zuletzt meiner Reflexionsfläche nicht die Fratze glauben, die es ahnungslos und unbewußt zu schneiden pflegt.

Du verlangst, daß ich zum Schmeichler werde, hier ein wenig dämpfe, dort ein bißchen betone und mit den Mitteln eines Maquilleurs das Angesicht der Zeit verzärtele. Denn du bist, von Geburt her und aus Berufung, der Romantiker, dem alles sich zur Schönheit wenden muß. Mit offenen Sinnen und erschlossenen Poren stellst du dich hinein in die Natur und lässest dich von ihr und ihren Regungen überwältigen. Wir aber treten vor sie hin und meistern sie so sehr, daß wir sogar die Züge ihres jahreszeitlichen Aussehens vergessen dürfen.

Ist das keine Macht und Stärke, wenn wir ihre unüberwindlich geglaubten Gesetze außer Kraft setzen? Dort zum mindesten, wo wir die Welt nach unserm Willen vorstellen?

*Der Dichter:*

Vielleicht hätte ich geschwiegen, um die Replik, die du mit mehr Elan als Sicherheit begonnen hast, zur Gänze auszulassen und dann im Schweigen, einfach in der Stille, deine Zweifel weiterreden zu hören. Denn du bist der Zweifel voll, ich weiß es, allein du versuchst, an ihren Selbstbehauptungen vorbeizukommen. Deine Frage erlöst dich, da sie mich zur Antwort zwingt, die wieder nicht dein Herz befriedigen wird.

Sie soll vielmehr, vor deinem Herzen, deinen Geist beleidigen, da ich das, was du so freudig zum Ausdruck einer Fortitudo erhebst, als Zeichen eines Trotzes vor der endgültigen Verzweiflung anprangere oder doch, sofern der Trotz des eigenen Dünkels überdrüssig geworden ist, als Zynismus in der Gleichgültigkeit gegenüber den äußersten Forderungen der Kunst mit einer rhetorischen Anklage bedenke.

Ich kann wohl euern Werken alles verzeihen, was zwischen Barock und Byzantinismus und über das hinaus, nun rechts, nun links, nun rechts und links, das Traditionelle restlos vernichten möchte, aber niemals darf ich ihr das Wesentliche nachsehen: daß sie alle Farben und Linien einsetzt, um das Dasein einfach als eine Fülle von Problemen in verzwickten Aufgaben und noch vertrackteren Lösungsversuchen darzustellen und nicht länger, in der vollendeten Klarheit der Wissenden, die mit dem besonderen Blicke für die Mysterien begabt worden sind, die Wirklichkeit der Geheimnisse an jedem Dinge spürbar zu machen, das ihre Hand, ihr Herz, ihr Geist und ihre Seele gemeinsam berühren.

Euere Enthüllungen, welche durchwegs festlich vorgenommene Entkleidungen des Körperlichen sind, haben mehr vor dem zuschauenden Auge des Publikums verborgen als die nüchternsten Philister mit gesundem Empfinden noch ohne euere Mitwirkung zu sehen vermögen, nämlich die Sphäre und die Atmosphäre des Sakralen.

*Der Maler:*

Du kommst nicht davon weg und zwingst dich immer selber in den alten Kreis zurück: Kunst sei religiös aus Bestimmung, und am sichersten vollende sich der Auserwählte in der Kirche! Wer schaffen wolle, müsse eintreten in die beata solitudo, wo ihn der Himmel also kläre, daß ein Schein der Erleuchtung immer wieder verklärend falle auf den Stoff, den seine Hände formten!

*Der Dichter:*

Du sagst es, doch du glaubst es nicht. Ich aber habe keine größere Gewißheit als diese und keine stärkere Scheu als jene meiner Seele, die im Nu, sobald sie eingeht in die Innenheit

des Geistes, wohin sie etwas treibt und zieht, das weltliche Wort verliert, um hinter dem Schweigen und in der Finsternis der Stummheit plötzlich das Andere zu finden, das sich drang- und glütvoll ausspricht und in der Formung, im Verklingen, in der Erinnerung erst mich selber am tiefsten überrascht, am innigsten einstimmt auf die Stimmungen außer mir und außer dem Geschaffenen und zuletzt auch mich vor allem, mich vielleicht allein beseligt.

Ja, das ist es! Mehr vermag ich nicht zu deuten. Nimm es an! Verwirf es! Komm oder geh! Es bleibt. Es bleibt als Wissen und Gewissen. Ich habe Alles damit ausgesagt.“

In dieser Gegenüberstellung wird natürlich die Ausdrucksdiskrepanz zwischen einer wissenschaftlich nüchtern vorgebrachten Nebenbemerkung und einer philosophisch poetisch ausgebreiteten Idee so fühlbar, daß die Klangspanne als ebenso weit wie grell, der Sprachprunk aber als ebenso gehoben wie übersteigert empfunden werden muß. Die Aussagen kamen aus so differenten Denk- und Empfindungszonen, daß der Unterschied sich deutlich in den Verbalfassungen konkretisieren mußte. Allein das Erkenntnismoment, von dem der Wille zur Professio, zur freiwilligen Erklärung ausging, war in beiden Fällen dasselbe. Annähernd, muß ich beifügen, denn kleine Lokal-, Temporal-, Rational- und Auguralabweichungen gab es doch. Doch heute lohnt nicht mehr, sie aufzuspüren, um sie abzumessen.



## Intermèdes picturaux

Une rétrospective Joseph Kutter est une commémoration nationale, réduite à sa plus simple et, en même temps, à sa plus glorieuse expression. C'est une courte marche, sans pompes extérieures, dans les radiations lumineuses d'un compatriote qui, en cherchant à sauvegarder par tous les moyens et au prix de beaucoup de sacrifices sa liberté d'expression, grâce à laquelle il a bien mérité, spirituellement, de la patrie qu'il ne cesse d'honorer post mortem, sans avoir pu s'attendre à un acte solennel qui l'honorerait à son tour.

En parcourant les salles d'exposition, on constatera d'un seul coup d'œil la présence d'un visage très particulier, bien ferme dans ses traits et bien fermé dans la fraîcheur de sa vitalité indestructible. On le connaît, ce visage, on le connaît par une fraction, une belle fraction, mise à la disposition du public, de l'œuvre kuttérienne, parce que ce visage se retrouve dans toutes les parties – comme la face de l'observateur se reflète dans tous les éclats d'une glace cassée. Mais ce faciès apparaîtra comme voilé. Il se présentera toujours comme la mine d'une âme inquiète qui s'efforcera de s'extérioriser, en se concrétisant ou en se matérialisant dans une chose stable et immuable, mais luisante en même temps.

Peut-être qu'on aura, comme moi, la sensation de vivre dans le champ d'exhalation d'un être double qui, en voulant l'apaisement de soi-même, jouera le rôle du comédien de sa propre existence, avec ce penchant vers le tragique qui caractérise l'art d'un Charlot. Ayant peur de se trahir, il aura recours au masque et au fard, pour mieux se cacher dans la multiplication de sa personnalité. Ainsi, le plus naturellement

du monde, le clown deviendra, en quelque sorte, le dépositaire préféré de sa dignité humaine, sans cesse lacérée par les innombrables bêtises commises par ceux qui ne comprendront jamais.

On tombera d'accord, je présume, pour dire finalement que Joseph Kutter a réussi le rêve de tout artiste: évoquer des secrets qu'en vain nous chercherions à définir, et survivre par ses créations à sa mort individuelle.

Mais pourquoi parler de son trépas au moment même où il sera doublement parmi nous: dans ses tableaux, d'abord, et dans ses admirateurs qui ne cesseront de dire: Il a été des nôtres, il l'est toujours, et il le restera plus que jamais!

\* \* \* \* \*

Bien qu'on aime à dire de notre siècle qu'il est celui de la couleur et de l'image, bien que Pierre Bonnard, il y a soixante-quinze ans, se soit écrié que la lumière est notre divinité, on découvrira avec une certaine surprise, peut-être, en s'arrêtant devant tel ou tel tableau, que notre époque, faite, à ce qu'il paraît, pour se nourrir d'illustrés et d'illustrations, se présente parfois comme une époque sans image, alors que la couleur va se perdre sous les inondations du gris de la peinture fermée ou du noir de l'art oppressif, sans pour cela arriver à submerger les grandes aires colorisées de l'enchantement, cet enchantement fût-il celui du rebattu. En même temps on a la satisfaction de percevoir sa propre sensibilité s'identifier, sans transition apparente, avec la sensibilité picturale d'un Braque et avec la sensibilité mathématique d'un Mathieu, à tel point qu'à la fin on se trouvera placé devant un problème qu'on aura à résoudre de ses propres forces: Qui des deux, de l'artiste ou du savant, de l'inspiré ou du calculateur, l'emporte sur l'autre?

Ce que j'ai constaté moi-même, en parcourant de merveilleuses expositions et en m'opposant à l'assaut des premières sensations, vaincues dans le résultat de l'impression finale, c'est d'avoir vu confirmés, à tour de rôle, l'Anglais Walter Pater, prétendant que les arts tendent à se faire musique, le

Français Henri Brémond, disant que, par leurs moyens propres: verbes, tons, lignes et couleurs, ils font aspirer à la prière, ainsi que ma conviction personnelle, affirmant qu'en présence d'une démystérisation progressive de l'existence, les artistes, par les procédés les plus curieusement insolites, s'accrochent à leur vocation primaire d'évoquer des secrets et de se refaire ésotériques dans le sens le moins ouvert à la compréhension générale.

Certes, cela n'infirmes pas trop l'opinion d'André Chénier, de l'André Chénier de 1792, journaliste et collaborateur du «Journal de Paris», soutenant que la peinture est digne d'intéresser l'attention des législateurs et des sages, autant qu'elle doit, par la douceur de ses prestiges et la fécondité de ses ressources, faire à jamais les délices des âmes passionnées, des imaginations faciles et des esprits justes et cultivés.

Dans les grands «Salons d'Art», les âmes passionnées se délecteront sans aucun doute. Mais que dire des législateurs, des sages, des esprits justes et cultivés et des imaginations faciles? Les imaginations faciles préféreraient certainement le snobisme, pour ne pas dire le charlatanisme, des petits Salvador Dali à l'exquise naïveté des Fernand Léger.

Ce qui nous ferait affronter, encore une fois, le problème des plus pures expressions de l'esprit créateur.

\* \* \* \* \*

Chaque participation à une exposition d'art – contemporain ou autre-équivalent à une invitation bien particulière: invitation à prendre part, ne fût-ce que pour quelques instants, aux évolutions du drame de la Beauté qui, aujourd'hui, se joue un peu partout. Drame avec toutes ses incidences: discussion des éléments composant l'art, déformation des objets, désagrégation des formes, rejet de l'humain! Non, n'approfondissons pas en ce moment l'étude de cette lutte qui, depuis des décennies, se poursuit à l'intérieur de chaque artiste et dans l'extra-humain entre certaines chapelles ou plusieurs écoles ennemies. Nous en subissons partout les effets, à un point tel que, parfois, nous sommes prêts à accepter la défini-

tion de Baudelaire: «La Beauté est un monstre énorme, effrayant, ingénu», sans que, pour cela, nous puissions comprendre les phénomènes esthétiques qui, au déclin du vingtième siècle, semblent s'imposer au détriment de ce qui, il y a un siècle encore, était la base même de l'art: la sublimation du réel et la transformation du matériel! Le monstre, dont parlait Baudelaire, pouvait être compris comme une chose affreuse ou comme un être sortant du normal et du naturel, alors que présentement il tient à désigner le laid dans ses non-valeurs et valeurs absolues ainsi que l'incompréhensible dans tous les domaines.

On sentira, donc, de près ou de loin, les variations et les péripéties de ce drame, en regardant et en évaluant les œuvres des artistes peintres. Mais pourquoi ne pas tâter, en les analysant, une autre idée, réalisée par les créateurs artistiques des Ardennes? Ne répondent-ils pas au désir commun de montrer et de démontrer que les gens de cette région ont conservé, malgré les différences de leurs nationalités et de leurs tempéraments, de leurs caractères et de leurs regards, une unité de vues dans tout ce qui concerne la vie spirituelle? En se cherchant, en se rejoignant et en se liant ils forment, en effet, une communauté qui pourrait bien être la meilleure préfiguration de l'Europe vraiment unie.

”Ja, was wörteln Sie denn da zusammen?“

Das dürfte, je nachdem, auch lauten:

”Mais d’où peut bien venir votre langage de graille?“

Oder so:

”What’s that husky hurry-scurry, you are speaking?“

Ich selber habe vor Zeiten, mit echt Krauthemer Lauttönung, mir zu fragen erlaubt:

”A wat schwätschderdo?“

Es geht also sicht- und hörbarlich um das Luxemburgische und dessen Herkunft, sobald bei internationalen Treffen die großherzoglichen Vertreter in Privatkreisen ihre Mundart solange gebrauchen, bis die Fragen fallen und sie festsitzen.

Es wäre ja leicht gewesen, sich dieser Prüfung durch die Fremdbesucher zu entziehen, wenn sie deutsch zu den Deutschen, englisch zu den Engländern und französisch zu den Franzosen auch in Gegenwart von Landsleuten zu reden wüßten. Allein es ist der Fluch, scheint es, ihres sogenannten Polyglottentums, daß sie unter sich, selbst vor ausländischen Zuhörern, nur ihre Alltagssprache zu reden pflegen und sich damit unweigerlich den Wissenswünschen oder den Vorwitzfragen aller Nichtluxemburger ausliefern.

Und was tun sie dann? Nun, sie fangen ganz erbärmlich zu hackeln an, versuchen es mit der Verlegenheitsphrase: ”Ach, so leicht ist das nicht in drei Sätzen klarzumachen!“, bringen es trotzdem auf zehn, die mehr verwirren als entwirren und begnügen sich schließlich, wenn es hochkommt, mit der Fest-

stellung, daß ihre Heimatsprache moselfränkischer Abstammung sei. Kleine Spaßmacher helfen sich wohl durch das Witzwort aus der Klemme: "Das Luxemburgische ist das Geheimverkehrsmittel von dreihundertfünfzigtausend Europäern" und belassen den Fragesteller beim forcierten Versuch eines halben Mitlachens. Aber das Problem ist nicht gelöst worden.

Die Durchlichtung des Problems verlangt ja vorerst die Kenntnis der mitteleuropäischen Geschichte im allgemeinen und das Wissen um das Werden der gallisch-germanischen Sprachgrenze im besonderen. Wo im Laufe der Jahrtausende die feste Naturscheide zwischen den Völkern fehlte, hielt sich die sprachliche fast unverändert fort. Nach den keltischen, gallischen und römischen Besatzungsepochen und mitten in den verschiedenen Völkerwanderungsperioden schälte sich, vor allem im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert, um Schelde, Maas, Rhein und Mosel aus dem Zusammenprall und aus der temporären Vermischung verschiedener Volksstämme diese Sprachgrenze zwischen Frankenreich und Mittelreich, einerseits, und Nord- und Südostgermanien, anderseits, heraus. Bildeten bei den ineinanderfließenden Stämmen und Völkerschaften Franken die führende, Romanen und Germanen aber die untergeordnete Schicht, so war diesen doch auf die Dauer der Aufstieg in die Mitführung nicht verwehrt. Anpassungsfähigkeit, Expansionswille und Durchsetzungskraft brachten sie dann so weit, daß sie die Länder, insbesondere die des Mittelreiches, zu romanisieren vermochten. Dadurch lösten sie einen gewaltigen Umformungsprozeß aus, der nur, nach dem Einfall der Araber in Europa, durch die plötzliche Umstellungspolitik der Karolinger aufgehalten wurde. Der wachsende Einfluß irisch-englischer Missionare führte dem langsamen Kulturwandel neue unersetzlich scheinende Triebkräfte zu. Im neunten Jahrhundert teilte sich das Frankenreich in ein Mittel- und ein Westreich, wobei sich die politische Grenze zwischen beiden nahezu mit der sprachlichen deckte. Erst im dreizehnten Jahrhundert setzten Einbrüche von hüben nach drüben und von drüben nach hüben ein, wodurch nach und nach die beiden Scheidelinien verschoben wurden, ohne freilich ihre historische Markierung allzu stark abgeschwächt zu sehen.

In diesem unaufhörlichen Werdeprozeß, der, ethnisch und idiomatisch gesehen, ein pausenloser Fusions-, Assimilations-, Interpenetrations- und Integrationsprozeß war, blieb das spätere Luxemburgum eine kleine ständige Kulturpartikel, seine Sprache aber ein moselfränkisches Sprachkleinod mit so vielen keltischen, gallischen, römischen, alemannischen, angelsächsischen und andern Verbalintarsien, daß sämtliche cisrhenanen Völkerschaften, ja, selbst die unmittelbaren Dialektnachbarn es als ein linguistisches Unikum zu betrachten und zu behandeln begannen.

Und die Art ihrer Behandlung drücken sie noch heute, unverhohlen lächelnd, in den Fragen aus, die sie den Gebrauchern stellen: Was ist das doch für ein seltsames Lautkuriosum, das Sie Sprache nennen!

## «Confrérie et «Consœurie»»

Ce fut en mai 1970 qu'on m'admit à cette Académie arlo-naise qui, du point de vue de la gastronomie, du folklore, de la poésie spontanée, de l'histoire locale et des traditions populaires, vaut bien l'autre: biglant ferme ainsi, mais en passant seulement, l'institution des Arts et des Sciences, chère au baron Pierre Nothomb, je vise plus spécialement le fameux «Maitrank», qu'on aime, qu'on va trouver une fois par an, qu'on guinde et qu'on quitte, la tête haute et les esprits bien picotés.

Les réceptions académiques, de quelque nature qu'elles soient, se faisant, obligatoirement, dans l'atmosphère solennisée des grands discours, j'avais préparé un laïus de circonstance que le père d'Oedipe lui-même n'aurait pas pu dédaigner.

Qu'on veuille bien en juger:

Chers Confrères,

Venu pour assister à une des très nombreuses réunions qui se font sous le nom de la fille d'Agénor, femme de Zeus, je me retrouve, sans trop d'étonnement, en plein folklore luxembourgeois. Cela me déplaît d'autant moins que je m'interdis de spécifier le terme que je viens de coller à folklore. Ce qui, du génie collectif d'une région populairement intéressante, est passé dans les mœurs, les habitudes et les musées, continue d'embellir notre bien curieux présent et de flatter les sens des assagis que nous avons la prétention d'être – ou l'ambition de devenir.



Lors de la cérémonie d'intronisation, toutefois, j'ai été frappé par un fait qui relève non pas des pompes traditionnelles de la fête du «Maitrank», mais du respect normalement dû à une des lois faites pour régler la marche triomphale du Progrès: les dames paraissent être exclues d'une Confrérie qui, en refusant d'être strictement et restrictivement arlo-naise, se place résolument dans le fameux «sens de l'histoire» pour se faire européenne, ostensiblement.

Je n'admets pas encore que cette exclusion soit en rapport direct avec les dangers que pourrait faire courir la consommation plus ou moins prudente du liquide qui plaît, selon la devise locale. En tout cas elle est en opposition flagrante avec les deux tendances politico-culturelles que nous avons l'intention de servir aujourd'hui: avec le devenir européen, cher aux compagnons du Président Etienne de la Vallée Poussin, d'abord, avec l'estime active que Monsieur E. Lambert s'efforce de faire rendre aux bonnes vieilles coutumes régionales, ensuite.

L'Europe, qui veut se faire, en se défaisant, qui se défait, au fur et à mesure qu'elle arrive à se faire, a la fierté de cultiver l'émancipation sur tous les plans, en affranchissant tout partout et en mettant hors de tutelle les bébés majeurs et les ordres mineurs. La manie d'égaliser – qui, soit dit entre nous, sera toujours un nivellement vers le bas – a surtout saisi les femmes; en cherchant à devenir, de plus en plus, l'égal de l'homme, elles font fi, malheureusement, de leurs qualités supérieures, de leurs incomparables finesses dans l'expression de leurs états d'âme riches et de leurs beautés exceptionnelles, tant physiques que spirituelles, qui continueront, je l'espère, à les distinguer de nos virilités parfois suspectes.

Est-ce que, par hasard, ici, en n'adhérant pas à la Confrérie – nom qui sent trop le masculin, je suppose, malgré l'autre sexe du terme – elles entendraient protester tacitement contre l'acte émancipatif qui, pour elles, serait une espèce de rabaissement et, donc, un semblant d'humiliation devant le monde? En agissant de cette sorte, elles se mettraient en contradiction, disons historique, avec certaines de leurs aïeules qui, elles, ont tenu à maintenir intacte, folkloriquement parlant,

une renommée que l'admirable, que l'inoubliable chanson «Zu Arel op der Knippchen» va transmettre aux générations futures: en buvant, sur le monticule d'à-côté, leurs petites gorgées, ces arrière-arrière-grand-mères ont formé, sans chanceler, une «Consœurie» que, seule, la poésie populaire a officiellement reconnue.

Et voilà doublement préfigurée l'élévation que j'ai le plaisir et l'honneur de réserver à celles qui nous entourent, la seule qui soit digne d'elles, puisqu'elle les fait entrer têtes hautes et chevelures auréolées dans la gloire littéraire qu'elles méritent encore comme elles l'ont toujours méritée.

Messieurs, nous sommes heureux, en ce moment, d'appartenir à l'échansonnerie de ces Dames, toujours Princesses.

Accomplissons notre devoir!

Malheureusement, il advint à mon discours ce qui restera à tout jamais le sort des meilleures allocutions: il ne se fit pas. Bien qu'on parle beaucoup au «Maitrank», les récipiendaires y ont à jouer un rôle passif: ils sont auditeurs avant d'être personnages laudibles, déclarés aptes à bien gobelotter.

## Adieux à un pays d'amour

Italie! A lui seul, le nom est un bel canto en miniature, auquel l'ariette trisyllabique de Luxembourg ne peut répliquer qu'en sourdine. En y écoutant bien, j'entends pourtant, dans la résonance même des mots, que l'un ne s'accorde pas trop mal à l'autre, tout comme l'Italien n'est pas de trop loin le répondant spirituel du Luxembourgeois – et vice-versa. Oui, nous sommes un peu à l'image des Italiens. Il y a entre nous, intellectuellement parlant, une sorte de parenté, mise à nu dès qu'on veut bien gratter notre peau. Ce qui, dans notre comportement moral, dans nos attitudes intérieures et dans notre caractère, a pu être latinisé et romanisé, il y a deux mille ans et au cours des siècles suivants, tient à vibrer au rythme des idées et des sentiments qu'il plaît aux Italiens d'émettre devant nous.

Ni César, ni Ausone n'ont passé dans nos régions sans laisser quelque chose d'eux-mêmes et, donc, de leur peuple. Ce ne fut pas tant l'esprit de conquête qu'ils ont daigné nous octroyer, mais celui de l'ordre, celui d'une manière précise de penser et celui d'une façon supérieure de réagir face aux événements du jour. J'ose affirmer que la conséquence lointaine de ces contacts permanents a été bénéfique pour nous, puisque dans les relations osmotiques entre les deux pays, malgré le souci de respecter scrupuleusement la loi des proportions, le plus petit a été gracieusement avantagé. Ainsi, quand les fils de nos terres, élevés au rang d'empereurs, Henri VII et Charles IV, ont voulu resserrer les liens existants, à l'état plutôt lâche, avec l'Italie, ils ont été magnifiés par les plus grands poètes de l'époque: Dante et Pétrarque.

Certes, nous avons essayé sans cesse de rétablir l'équilibre, en déléguant à Rome les meilleurs de nos hommes, de la taille d'humanistes tels que Giano Coricio, François et Jérôme de Busleiden, Conrad Vegerius, Bernard de Strassen et d'autres encore; mais les actes successifs des Italiens de les adopter ont, encore une fois, honoré le donateur. Et lorsqu'au dix-neuvième et au vingtième siècle les rôles ont été intervertis, c'est toujours le Grand-Duché de Luxembourg qui, en recevant des milliers d'Italiens, en a tiré profit sur deux plans.

Dès lors, la langue italienne devait être la quatrième langue nationale luxembourgeoise et l'Italie, après la France, ne pouvait que devenir la patrie préférée de notre nostalgie, éprise de beauté et d'espace.

Bella Italia!

J'aime à citer les vers de Vincenzo Monti, «abate» de Ravenna, révolutionnaire à la cour papale où on l'appelait «Dante redivivo», laudateur de Napoléon en Lombardie, admirateur du régime autrichien après la chute du Corse, grand ami du «risorgimento», homme de lettres classiques et scientifique antiromantique qui, il y a cent soixante-quinze ans, a chanté ce que, de temps à autre, je ressens, en rêvant d'une fugue vers le Sud:

«Bella Italia, amate sponde,  
Pur vi torno a riveder!  
Trema in petto e si confonde  
L'alma oppressa dal piacer».

L'essence, cependant, de ce qui nous unit le plus profondément, s'exprime dans les derniers vers que, depuis longtemps déjà, je m'applique à semer à tout vent, en parlant de la liberté:

«Libertà, principio e fonte  
Del coraggio e dell'onor,  
Che, il piè in terra, in ciel la fronte,  
Sei del mondo primo amor».

Amor!

Voilà, selon Dante Alighieri, la force qui meut le soleil et les autres étoiles: L'amor che muove il sole e altre stelle. Je me permettrai, non, je me serais permis, hier, de traduire, dans les actes, ce mot par amitié, gratitude, franchise, sincérité et succès réciproques dans les relations futures. J'ai bien peur, malheureusement, que l'état actuel de cette ancienne terre promise n'aille empirer, en se maffianisant, malgré le bleu profondément pur de son ciel et la bellezza de ses paysages de rêve.

Notre nostalgie, presque naturelle, va-t-elle en mourir? Ne se tourne-t-elle pas, déjà, vers de plus lointains rivages, grecs, espagnols, turcs ou égyptiens, afin de donner tort au contemporain de Vincenzo Monti, Vittorio Alfieri, proclamant:

«Mi chiarirà  
Poi Libertà?»

Cette liberté-là, toute en armes, toute de terreur vêtue et de sang tachetée, peut-elle encore clarifier quelque chose, alors qu'elle est en train de ternir les dernières sources limpides de l'honnêteté, de la grâce et de l'ingénuité?

J'en doute et j'en souffre à en faire souffrir l'objet même de mon affection.

## Wunder über Wunder

Seitdem die modernistischen, progressistischen und allesamt atheistischen "Neuchristen" in Wort und Schrift und also auf den jeweils selbst geschaffenen Religionskanzeln zuerst die Unwahrscheinlichkeit und dann die Unmöglichkeit von Wundern elektronisch und videonisch verkünden, komme ich, der konsequent Herausgeforderte, der sich durch die Behauptungsperephtorik jener Postkonzilsapostel in der natürlichsten Weise vom Gegenteile überzeugen läßt, mehr und mehr zur Erkenntnis, daß wir bisher unterlassen haben, die Profundität, ja, die Unermeßlichkeit in der Unfaßbarkeit eines Mirakels auch nur an-, geschweige denn bis dahin auszu-denken, wo das menschliche Verständnis in den Wüsten des Unbegreifens vermündet.

Was hat nur das eine Beispiel des großen Pfingstwunders, von außen- und von untenher betrachtet, nicht alles an Sinn- und Fühl-, an Denk- und Wissens-, an Ahnungs- und Nichtdeutungsproblemen aufzugeben! Je öfter ich es angehe, je tiefer ich in seine Fülle hinein-, hinauf-, hinuntersteige, umso größere Dimensionen nimmt es an und umsomehr verliert sich seine Einheit in einer Vielheit von Unter-, Neben- oder Sonderwundern, – das ist verwunderlich im höchsten Maße.

Die größste Aufteilung der Geschichte, wie die Apostel-akten sie erzählen, läßt zum mindesten vier, die subtilste sieben oder acht Wunder-im-Wunder aufspüren: vom heftigen Windstoße im Versammlungshause und vom Himmelsbrausen, das die Menschen zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte zusammentreibt, über die Feuerzungen, welche sich auf die Apostel – und nur auf sie – verteilen, die

Ausgießung des heiligen Geistes und das Sprechen der inspirierten Männer, das idiomatisch unerklärliche Ereignis mit seinen Reden in wenigstens einem Dutzend Fremddialekten und seinem Allsprachenverständnis beim Publikum bis zum oratorischen Können des ungelehrten und wortschwachen Petrus mitsamt den Bekehrungen an Ort und Stelle! Es wäre wieder ein Wunder an sich, wenn diese mysteriösen Vorgänge keinen allmächtigen Meister voraussetzen ließen.

Die verwissenschaftlichten Theologen von heute freilich sind, als voraussetzungslose Experten der Gottesgelehrtheit, einer Antwort fähig, die mir auf den Mund wie auf den Geist schlüge: so wie sie die Gottheit Christi leugnen, verwerfen sie mit der Inspiriertheit auch die Wahrhaftigkeit der "Acta Apostolorum", obschon sie vielleicht weniger abweisend gegenüber dem Evangelium des heiligen Lukas wären, – was allerdings nicht ausschlosse, daß ihre Jünger und Jüngersjünger morgen oder übermorgen auch in den Evangelien nur hübsche orientalische Märchen zu entdecken vermöchten.

Wunder gibt es nicht für sie, so überzeugend wir, die Mehrheit der Gläubigen und der wahren Theologen, auch in unserem Bekenntnis sind, daß die Möglichkeit und die Tatsächlichkeit ihrer Sonderstellung die Symptome eines neuen, eines ungewöhnlichen Inkredibiliums aufweist, eines mehr als absonderlichen Faktums, einer Unerhörtheit sui generis, ja, des typischen und, wenn man will, des topischen Antiwunders im zwanzigsten Jahrhundert, zu dem sich sämtliche Magier der neuesten Antikultur schon hinzudrängen scheinen.

## Désembourbons!

L'homme de la fin du vingtième siècle, tant européen qu'américain, ne fait que baigner dans l'impureté. Toute son existence en est marquée, toute sa personnalité en est touchée partout et imprégnée de toute part. Cela passe des impropriétés vocales et des langages viciés aux morbidités physiques et aux indécences métaphysiques, en passant par les malpropretés du milieu et les saloperies qu'on ose dire encore créatrices.

Vous n'avez qu'à regarder autour de vous: des immondes, des ordures, de la bourbe à n'en croire vos yeux; vous n'avez qu'à écouter devant votre petit écran comme au centre de vos réunions sociales: des souillures, des saletés et de la corruption à vous faire vous méfier de votre ouïe! Où donc vont se cacher la fraîcheur, la beauté, la délicatesse, la candeur, la chasteté et l'innocence? Où peut-on encore respirer l'ozone de la nature immaculée et de l'âme virginale? Au plus profond des refuges, peut-être, que notre foyer nous puisse réserver, sinon dans la plus déserte des chapelles que notre foi aime encore à hanter?

Détrompons-nous, car le Malin y fait pénétrer, par d'invisibles fentes, s'il le faut, les plus captieux de ses media, fameux diffuseurs de germes infectieux. Comment déjouer ses astuces?

Il n'y a qu'un seul recours possible, – celui des lavages aux grandes eaux.

J'invoque, quant à moi, Notre-Dame de Partout: de Luxembourg, de Nazareth, de Lourdes, de Fatima, de Czestochowa, puisqu'elle est la même en tous lieux: je le fais pour l'essentiel, afin qu'à l'approche du danger Elle se refasse l'indéfectible médiatrice pour mon lavage à grandes grâces.



## Schöpferischer Lenz in Luxemburg?

Mein 1923er Quintanerwagnis, in einem handgeschriebenen und als Einzelexemplar in Umlauf gesetzten "Journal" die professorlichen Verschrobenheiten, wenn nicht die gymnasialen Wunderlichkeiten des stadtluxemburgischen Athenäums zu verewigen, endete, mit der dritten Nummer, teils an der autorlichen Weigerung, Schöpfer- und Druckschreiberlasten weiterhin allein zu tragen, und teils an der Schläue eines Lehrers, der das heimlich kursierende Klassenblatt eräugte, beschlagnahmte, zensurierte und, zur allgemeinen Erheiterung des fünfzigköpfigen Publikums, vom peinlich berührten Herausgeber vorlesen ließ. Zwar wurde daraufhin die "A.T.I."-Zeitung nicht endgültig begraben, da der Gedanke einer schriftstellerischen Selbsthilfe ("Adjuva te ipsum!") in mir weiterwühlte, allein die schulischen Umstände und die schülerischen Anforderungen drängten mir eine längere Enthaltungspause auf. Der Quarta-Examensschreck ging gut vorüber, die tolerierte Tertia-Bummelei war dem Spiel der Phantasie mit neuen Schreibexperimenten günstig, und auf Sekunda stand der Name einer druck- und publizierbaren Zeitung für die Jugend fest: "Die junge Welt".

Der Sprung von der Konzeption bis zur Verwirklichung der Idee war allerdings viel weiter als gedacht. Wohl erklärten sich die beiden Sodalitätsbrüder Joseph und Charles Hermann bereit, die Edition zu übernehmen, allein sie waren so vorsichtig, einen großjährigen Verantwortungsträger unterschriftlich zu binden und a priori eine angepaßte Finanzgarantie zu fordern. Ein älterer Dorffreund, gutbestallter Eisenbahner, übernahm die Rolle des doppelten Garanten – als

Autor signierte er später L.C. Harles-, und Eugen Ewert, der jüngere Studienkamerad, teilte sich mit mir in die Redaktions-, Annoncenacquisitions- und Werbearbeiten jeder Art. Die erste Nummer kam zustande, erschien 1928 als echte Mai-blüte und brachte auf sechzehn Textseiten unter dem abgekürzten Namen: "Junge Welt" nicht weniger als sieben Seiten Lyrik (von Gregor Stein, Jan Norge und Paul Jost), eine Erzählung "Kismet" von Fritz Keller, einen Redaktionsaufruf und eine Umfrage über die "Luxemburgische Dichterkademie" (von Gregor Stein) sowie die unsignierten Beiträge: "Was liest die Jugend?" und "Was die Andern sagen...".

Die Juninummer hatte ihr Gewicht verdoppelt und ihr Gesicht gewandelt. An Lyrikern stellten sich vor: Gregor Stein, René Valentin, Jacques Cartier, Marcel Schweig, Harry Düssel. Erzählungen boten: G. Grade, Harry Düssel und L.C. Harles. Über Literatur sprachen Harry Düssel, Gregor Stein und Luce Guy. Der Kunst diente Heinrich Klein, der Politik R.N. Coudenhove-Kalergi, dem Sport Michel Els. Buchbesprechungen, Redaktionsmitteilungen und Anzeigen kopierten in ihrer Form nicht weniger als in ihrer offensichtlichen Denk- und materiellen Handlungsweise nur die guten alten Periodikenvorbilder.

Die sechzehnte Julinummer präsentierte als Lyriker: René Valentin, Hans Pfaff, Paul Jost, Gregor Stein, Robert van Hullo, Leo Berchem, Rud. Dreyer, Christian Demuth und Lorenz Fried; als Erzähler: Herbert Eich, René Valentin, Helga Land und Gregor Stein; als Kunstkritiker Theo Kerg, während die vierundzwanzigseitige Augustausgabe an neuen Namen nur Hanni Klapperschlange und J. Schloesser bekanntgab. Die gleichstarke Septemhernummer ließ die Österreicher Wilhelm Weldin und Fr. Klein als liebevolle Gäste erscheinen, während Robert Berg und André Demuth in den Kreis der "Junge-Welt"-Lyriker eintraten. Eine Doppelnummer für die Monate Oktober und November – mit nur vierundzwanzig Seiten Umfang – wurde mit einem Gruß der Siebenbürgerin Gerda Miess an Luxemburg eingeleitet, den aber eine Polemik mit dem Escher Tageblatt und die Mathias-

Tresch'sche Abhandlung über die "Chanson populaire Luxembourggeoise" überherrsichten. Merkwürdig rasch hatte sich der Gesamtton der Monatsschrift gewandelt. Die neueste Nummer in der die ausländischen Elemente vordergründig geworden waren, stellte klar, daß die Redaktionsdinge eine vollständige Umstellung erfahren hatten: der Name des Hauptgründers trat nicht mehr in Erscheinung. Inzwischen war er in "Jonghémecht", in "Académie" und zeitweilig im "Luxemburger Wort" aufgetaucht, weil sein Träger aus dem Triumvirat Hurt-Georgen-Neuens eine Viererschaft gemacht hatte und Mitglied der Redaktion des katholischen Studentenorgans geworden war.

Der Wandel ging zurück auf den 27. Oktober 1928. An diesem Tage war zwischen den Gründern der "Junge Welt", Karl Lorang, Pierre Grégoire und Eugen Ewert, abgemacht und unterschriftlich besiegelt worden, daß die Monatsschrift zum Alleinbesitz des Mitbegründers Eugen Ewert geworden war, der inzwischen auf die Fortsetzung seiner Mittelschulstudien verzichtet hatte. Aktiva und Passiva des Unternehmens gingen auf sein Konto.

Gleich nach der Auflösung des Erstvertrages wurde die geistige und die politische Linkstriftströmung der Publikation offenbar. Eine Zeitlang wirkte Gust van Werveke als Mitredakteur und schied dann aus. Als Beiträger mit viel Arroganz und wenig Sachkenntnis griffen Reinhold Pfeffer, Joseph-Emile und Francis Reis in die literarischen, künstlerischen und politischen Landesdebatten ein. Frantz Clement, Emil Etienne, Albert Hoefler, Moltonaso, Robert Thill, Jim Wester und Thériente versuchten, den Untertitel der umgewerteten Zeitschrift wahr zu machen und "junge" Redner auf einer "Freien Tribüne des geistigen Luxemburgs (!) für Kunst, Kritik, Politik und Wirtschaft" zu sein. Batty Weber, der Siebzjährige, wurde als Necplusultra der heimatlichen Kultur gefeiert. Den Abbés gewährten diese jungalten Kämpfer so etwas wie Narrenfreiheit. Dem "Luxemburger Wort" wurden sie grammer mit jedem Tage. Sogenannte Skandale erhielten von ihnen denselben Zuguß an Tinte und Sprit wie an Säure und Esprit. Als in Deutschland Hitler hoch- und in Luxem-

burg die Leo Müllersche Antiparteienzeitung "Volksblatt" aufkam, versandete die "Junge Welt" im Wust der Zeit. Eugen Ewert siedelte zuerst in das "Volksblatt" und dann zu den braunen Brüdern über, während sein einstiger Partner ein kulturelles Heim im "Luxemburger Wort" fand. Die beiden blieben auch weiterhin Kollegen, die sich niemals aus den Augen verloren.

Es war wohl verständlich, daß sich die Schriftstelleranwärter als Studiosen teils anonymisierten, teils pseudonymisierten; wünschten sie auch sehr, bekannt zu werden, so begehrten sie doch keineswegs, vor den Autoritäten unliebsam aufzufallen. Daß die arrivierten Literaturgeschichtler des Landes sie bereits unter ihre Scheinwerferlichter stellten, wollte ihnen im selben Maße mißfallen, wie es ihrer Eitelkeit schmeichelte. In seiner "Dichtung in Luxemburg" schrieb Nikolaus Welter 1928:

"Schon aber gehört ihnen (den 'Cahiers luxembourgeois') nicht mehr das Vertrauen der jüngsten Jugend. Diese fordert ihrerseits ihr Recht. 'Junge Welt' so nennt sich ihr Vereinsblatt (1928). Sie stellt sich in schwungvoller Ankündigung vor als die Jugend zwischen 15 und 20 Jahren. 'Das ist starke, große Jugend, die Welten stürzt. – Die jungen Dichter sind Krater für das Leben, das unter Felsen braust. – Wir wollen *wild*. Wir wollen *Alles*. *Lachend* wollen wir kämpfen und – siegen oder – unterliegen.'

Das ist wirklich jung gefühlt und jung gesagt! Und tröstlich zu wissen, auch für alte Herrn! Gut Heil!"

Das war so gut- und altväterlich gedacht wie falsch kopiert. Denn geschrieben hatte ich:

"Für jene, die Zahlen wollen: Jugend liegt zwischen achtzehn und fünfundzwanzig. Das ist starke, große Jugend, die Welten stürzt. – Wir aber stürzen nicht. Das Morsche fällt von selbst. Das Starke muß bestehen. Wir bauen. Wir sammeln, Denn wir glauben....

Was wir wollen?

Wir wollen vieles. Wir wollen alles. Unsere Grenzen sind weit und sind wieder eng. Wir sind eben – Jugend....

Wir wollen, denn wir glauben!

Oder: wir glauben nicht! Aber wir ringen, wir kämpfen, wir zweifeln!

'Die jungen Dichter sind Krater für das Leben, das unter dem Felsen braust'.

Das sagte W. Fehse, ein junger, deutscher Dichter.

Junge Dichter! Zeigt, daß ihr Krater seid!...“

Die meisten Tarnnamen der Erstbeiträge wurden später entlarvt, als die Schreiber auf der Kulturebene ihre schöpferischen Leistungen zu vollbringen hatten, – mit Ausnahme des Herbert Eich, der ein Zwillingbruder des Gregor Stein war und zu Recht gar bald vergessen wurde. Niemals reute mich die Abgabe der Monatsschrift an den neuen Besitzer, auf den das Beiwort "alt" im doppelten Sinne anwendbar blieb. Doch mir beschwert es immer noch das Sprachgewissen, daß der Titel meiner Wahl eine "Freie Tribüne des geistigen Luxemburgs" decken mußte, ohne daß dieses "geistige Luxemburg" vor lauter Wut sein s-Anhängsel auf die "freie Tribüne" schleuderte. Doch sämtliche Fehlschläge von früher verhalten mir zu Reminiszenzen, die noch heute der Satisfaktion dienen, an den Mißerfolgen literarischer Primärunternehmungen nicht verzweifelt zu sein. Schlimmstenfalls dauert mich die Feststellung, daß die Stimme einer wirklich jungen Welt so erschreckend rasch zum kurzwährenden Graunorgan eines müd und trist gewordenen Universums hatte werden müssen. Doch im Jahre 1987, wo alle Vorgesternmasken längst von Menschen und Dingen abgefallen sind und viele notwendige Enthüllungen von damals wieder den Staub der Geschichte einzufangen beginnen, wirkt es tröstlich zu sehen und zu hören, daß beschworene Stimmen der Vergangenheit im Nu den Tenor der Freude in der Befriedigung gewinnen können.

Den größten Gewinn für seine späteren Lebensdezenien zog der "Junge-Welt"-Begründer zweifellos aus seiner Früh-

begegnung mit R.N. Coudenhove-Kalergi, dessen Ideen er sogleich verfallen war. Seit den Geburtstagen seiner Monatschrift blieb er ein Begünstiger des Europa-Gedankens und ein Kampfgenosse des Grafen, den er in den stärksten Phasen seines leiblichen und geistigen Wirkens als Freund erleben durfte.

## II.

Ein gutes Dezennium später, am Vorabend des zweiten Weltkrieges, stellte ich eine Art literarischer Gewissenserforschung an, die sich sogleich in einem programmatischen Bekenntnis verlor:

So verwegen es auch scheinen mag, die Entwicklung unserer nationalen Literatur mit Sehergebärden vorherbestimmen zu wollen, so tröstlich kann es sein, diese Zeit der Not, für die das Kommende nur eine Kette von Hoffnungslosigkeiten ist, mit Worten über Schöngeist und Kultur zu tarnen. In keiner Epoche hat die Kultur ein größeres Gewicht als in den Tagen, da die Unkultur mit Donner und Motorensurren in unser Dasein eindringt und noch zwischen Haßgeschrei und Menschenmord den kraftgeschwellten Stolz findet, sich als Zivilisation ausweisen zu wollen. Hingestellt vor die Wahl, mit heißen Augen und erkaltenden Herzen die Entsetzlichkeiten des Wahnsinns, der sich selber jagt, zu verfolgen oder dem Glauben an den wahren Geist und an die Wahrheit des schönen Geistes irgendwo in unserer neutralen Enge einen Asylwinkel bereit zu halten, flüchten wir mit der Hoffnung in die Zukunft hinüber und bauen, unbekümmert um den Zerstörerwillen der Gegenwart, dem Schönen, Guten und Wahren in unserer Heimat einen größeren Tempel. Über den Eingang schreiben wir mit goldenen Lettern: Im Dienste des Ethos.

Freilich haben wir zuerst, mit der Härte der Entschlossenen, den Gegensatz der talentierten Halbheit, der seelischen Bequemlichkeit und der geistigen Faulheit zu benennen: es sei die Tragik des Luxemburgers, in der Mitte zu beharren und nur Mittelmäßiges zu produzieren! Wir wissen, daß die Tragik des Luxemburgers einzig in der Tatsache liegt,

daß so viele der sogenannten Geistigen an die unbedingte Wahrheit des Satzes glauben, der coram publico das Dilettantentum sanktioniert. Das Walten der Gnade ist nicht an Raum gebunden, die geistig-seelische Begeisterung braucht nicht die Ausmaße riesenhafter Imperien, um Funke, Flamme und Feuer zu werden. Nur der gestaltende Wille fordert Dimensionen, die mit weltlichen Meterstäben nicht abzumessen sind, weil er in außerweltlichen Bezirken regiert. Und zweimal ist es der Wille, welcher versagt, wenn einmal das Talent nicht ausreichend ist.

Abgelegt ist jede religiöse Ängstlichkeit. Siebenmal vierundzwanzig Stunden in der Woche sind wir Katholiken, in Tun und Denken wie in Wort und Schrift. Wo wir uns auf geistigen Wegen ergehen, atmen wir katholische Luft. Jede Äußerung, als Gestaltung, ist durch sie und lebt von ihr.

In dieser Einstellung stoßen wir uns allerdings an der Überzeugung der kleinen und noch kleineren Antichristen, denen die Inferiorität der Katholiken nicht nur eine manifeste Tatsache, sondern auch ein Bedürfnis zu täglichen Ergüssen ist. Wohl könnten wir uns mit ihnen in ruhig-sachlichen Kämpfen messen, allein wir ziehen vor, da wir nicht diskutieren, sondern handeln wollen, auf Dante und Calderon zu verweisen – die jenen ja reichlich unbequem sind – und im übrigen unsern Weg zu gehen.

Auf diesem Wege haben wir wohl nicht die Präention, gleich Plato und Vergil zu wirken, wenn auch immer den Wunsch, es anderen gleich tun zu können in jeder Schöpfung, die, unbewußt oder bewußt, der Zieldreiheit dient: Ausweitung des Nationalen in katholischer Durchleuchtung, Gesellschaftsumformung oder -ausformung in christlichem Sinne und religiöse Erneuerung durch das gute Werk. Etwas allgemeiner dürften wir auch sagen, unser Ziel als Darsteller sei, den Menschen leben zu lassen mit all seinen Freiheiten und dennoch ihm den Stolz zu nehmen und den Trotz und ihn zu beugen unter das Kreuz, das ihn erlöst, noch wo es ihn schlägt.

### III.

Gleich nach dem zweiten Kriegsende, als Heimkehrer aus dem deutschen Kazett-Exil, erlaubte ich mir, in einer jener müßigen Weilen, die nur allzu selten unsern Geist dem Spiel ergeben machen, das in kreatorischer Laune Dichtungen wie die "Galgenlieder" von Christian Morgenstern hervorbringen läßt, den unschädlichen Spaß einer privaten Interpolation. Ganz für mich und ohne Berechnung, nicht einmal dem Vorwitz gehorchend oder der Neugier zuliebe, schob ich den hübschen Tagesabhandlungen über unsere Jugend von heute, ihre Einstellung und ihre Haltung, ihre Indifferenz und ihre Enttäuschung, ihr Wollen und ihre Ziele kleine Texte eigener Prägung unter, um in einem lauen Vergleiche den Zweiklang auf alle seine Differenzen hin zu überprüfen. Ein eifernder Bericht in der "Tribune des Jeunes" unserer neuerstandenen "Cahiers luxembourgeois" fand unversehens diese Replik:

"Das geht gegen euch, gegen die Alten. Sie haben die Jugend zu dem gemacht, was sie ist. Ihr sagt: Der ewigalte Vorwurf, den wir den Vätern, den die Väter den Vorvätern gemacht haben! Gewiß, es ist dieselbe Anklage, erhoben in denselben Lebensjahren. Aber ihr dürft nicht vergessen: der Grund, der Impuls unserer Anklage ist von dem euern ganz verschieden. Den Unterschied bewirkte die Zeit, unsere Zeit, die Kriegs- und Nachkriegszeit. Da zählen die Jahre doppelt. Da reift man rascher. Ihr habt es selbst gesagt in jenen blutigen Stunden, da euere Haare früher bleichten. Nur sagtet ihr es nicht im Zusammenhang mit der Jugend. Ihr waret mit zwanzig noch erste Jugend. Wir sind die reife. Rütteln wir das abgeleierte Wort wieder auf! Es steht hier am Platze. Ihr vergleicht zwar Alter mit Alter, aber nicht Geist mit Geist, nicht Reife mit Reife. Wir wachsen, wie ihr uns geschaffen habt: zerschlagen und verkrüppelt am Geiste. Und weil wir den Geist als Krüppel fühlen, allzu wohl fühlen, überkultivieren wir den Körper. Ihr hobet weit über den Körper den Geist. Mußte nun nicht notgedrungen die Antithese kommen: Über den Geist den Körper? Maxima culpa vestra!"

Und plötzlich war ich der Gefangene dieses ahnungslos begonnenen Spiels. Die frappierende Ähnlichkeit im Inhalte,



hinter allen formalen Unterschieden, ließ mich die Unterhaltung als ernste Untersuchung zu Ende führen. Mein Zitat war nicht etwa eine Zufallsformulierung des Tages gewesen, sondern der wortgetreue Auszug aus der "Junge Welt" von 1928. Fast zwei Dezennien hatten inzwischen die Welt verwandelt, umgestellt und neu gewandelt. Doch die Jugend war genau dieselbe geblieben. Oder wieder dieselbe geworden? Das war die Frage, die ich mir dann stellte, und ich suchte Antwort in den Äußerungen desselben Jahres 1928, da ich doch auch, den Schwierigkeiten und Verbitterungen zum Trotz, geschrieben hatte:

"Wir glauben, daß die Jugend von heute denkt. Wir glauben, daß sie zu uns hält. Wir glauben nicht, daß sie denkfaul und gedankenarm ist, willensschwach und ideallos. Wir glauben nicht, daß sie ohne Ehrgeiz und Höherstreben, ohne Sucht nach Licht und Schönheit lebt. Wir glauben nicht, daß sie die Bücher verachtet, daß sie nur boxt, nur Fußball spielt, nur radfährt, nur wandert. Wir dürfen nicht glauben, daß sie an verweichlichender Girlkultur zugrunde geht. Wir glauben: Weise ihr einen Stern am Himmel und sage: Erstürme ihn! Und sie stürmt.

Wir ringen. Wir kämpfen. Und sollten wir eine verschwindende Minorität in der Radaujugend sein: wir kämpfen. Wir wenigstens bleiben ehrlich. Wir bleiben Jugend. Die abseits stehen, werden aus Kindern ohne Zwischenstufe zu seelischen Greisen. Greise mit lachenden Augen, jungen Gliedern, aber müder, abgelebter Seele und mit trägem Geiste! Wir hingegen wollen Jugend sein".

Sogar in Versen hatte ich hinaus ins Land gerufen:

"Wir Jungen sind stark,  
Wir Jungen sind kühn.  
Hei, wie die Funken spritzen und sprühn!  
Die kommende neue, die werdende Zeit,  
Wir schmieden sie uns, wir Jungen der Zeit,  
Die Hämmer dröhnen, Schlag auf Schlag.  
Wir schmieden uns den neuen Tag  
Fest und hart und gut."

Wohl lächelte ich dann über die Maßlosigkeit, die in der Wortschwelgerei von damals die Momentglut des Einzelnen mit dem Dauerwitz der Ganzheit gleichstellte, aber ich weiß noch, wie ich dachte und was ich empfand. Und ich lächelte nicht mehr über eine Gegenwartsjugend, die vielleicht bekümmert und geschlagen war und doch das Feuer fühlte, in dem wir damals als Entschlossene unsere Zukunft geschmiedet hatten. Auch sie würde die Verbissenheit kennen, welche jeder erwachsenen Überheblichkeit und jedem ausgereiften Unverstand der Arrivierten mit dem sturen Ausruf: Trotzdem! zu begegnen wüßte, der schon ein Aufruf an die schlummernden Kräfte der Unverbrauchten wäre, sich sämtliche Lorbeeren, die sie wollten, auch eines nahen Tages zu erobern.

#### IV.

1987 wird der vierzigste Jahrestag des Phantasiespiels von 1947 erfallen. Ich werde dann nicht mehr Gerichtstag halten über das eigene und das fremde Ich. Eine neue Nach-Nachkriegsjugend wird dann das Wort haben, das gute fruchtbare Wort, um es zu aktivieren und Tat werden zu lassen in einer noch fragwürdiger gewordenen Welt.

## «Les Diaboliques»

Quand, en 1874, le grand hanté du surnaturel, Jules-Amédée Barbey d'Aurevilly, croyant à l'ingérence du diable dans toutes les affaires humaines, publia son recueil de nouvelles: «Les Diaboliques», on le dit incendiaire et on lui interdit tout accès aux maisons bourgeoises, arrogantes gardiennes, alors, de la morale crue chrétienne. Parlant du livre d'Arsène Hous-saye: «La Messaline blonde», l'auteur du «Prêtre marié» et fondateur de la «Revue du Monde catholique» en profita, comme il l'expliqua plus tard à son ami Léon Bloy, «pour aplatir le bec des bégueules en littérature qui doivent, contre mes pauvres diabesses, pousser les hauts cris».

Il n'eut pas tort, car ils firent si bien, les affolés, et ils firent si vite dans l'acquisition clandestine du livre que le Gouvernement lança l'accusation d'attentat à la pudeur, alors que les deux mille exemplaires imprimés n'eurent pas même cinq jours francs pour se voir arrachés aux mains des libraires. La tempête passée, Jules-Amédée Barbey d'Aurevilly dit à un ami, s'inquiétant de ce qui aurait pu motiver le choix du titre provocateur:

«Il y a tout à l'heure deux grands mois qu'un pauvre volume de Nouvelles intitulé, pour que les Anges n'y touchassent pas – par précaution – 'les Diaboliques', a mis à mes trousses tous les diables de la vertu».

Je rappelle cet épisode littéraire, plus que centenaire, pour le rapprocher d'un mouvement français contemporain, apparemment catholique et liturgique, dont les promoteurs sont des prêtres et des évêques qui n'ont plus le souci de don-

ner l'horreur des choses qu'ils osent mettre en branle. Cela s'appelle 'Expression corporelle' ou 'Stages d'expression corporelle', semble faire partie intégrante de la formation permanente pour les éducateurs catholiques et se voit patronné par la Direction de l'Enseignement Religieux du diocèse de Paris, l'Institut Supérieur de Pastorale Catéchétique et les Revues 'Approches' et 'Catéchèse'. Le grand chef, directeur de recherche au Monde scolaire et universitaire, Jean Le Du, abbé, fait circuler un chef-d'œuvre d'aberration pédagogique, psychanalytique, psychopathique et pire encore: 'Le Corps parlé – Essai sur l'expression corporelle analytique'.

C'est du propre et du pompeux vulgarisé par du bête. L'abbé, qui ne doit guère concéder tout son dû à Dieu, organise des jeux pour ses ouailles, ce qui est une façon détournée de se divertir en analyste par le truchement de ses fidèles. Car il poursuit des buts hautement exhibitionnisto-scientifiques; il s'efforce, si l'on veut, de traduire les bacchanales néroniennes en sauteriers modernes, autrement effrénées et endiablées. Les pieux débordements de ses élèves, ramenant l'enthousiasme des anciens à une passion totalement 'hodiernisée', tout comme ils remplacent le DIEU ESPRIT par le dieu CORPS, ne cessent de produire, par simple contact physique, d'incroyables effets, en faisant passer, entre le délire et la fièvre, une accélération du rythme existentiel telle que les cœurs-à-cœurs et les âmes-à-âmes d'antan iront s'effacer dans les corps-à-corps humains les moins imaginables. Forcément, puisque, comme le dit Le Du, 'tout s'organise dans une sorte d'orgasme collectif', alors que les plus épris 'vocifèrent avec rage' ou 's'échappent en hurlant'.

Ces hurleurs et ces vociférateurs sont, n'en doutons pas, les derniers récupérables, les seuls parmi ceux 'qui ne s'évanouissent pas devant un miroir en pied', dans lequel ils doivent aviser, placé derrière eux, l'animateur-inquisiteur, exemple hors pair du nouveau Méphisto: un Super, puisqu'il sait préparer les jeunes à la perversion, après les avoir initiés à la subversion.

Certes, je dois confesser que je ne comprends rien, mais rien du tout à cette nouvelle vague infernale; je présume,

cependant, que, par son double emportement, par sa véhémence et son exaltation dans la jouissance, elle fera naître des milliers, des dixmilliers d'êtres up to date et, donc, membres à leur corps défendant – enfin! – de l'universelle corporation des AIDS ou des SIDA in statu nascendi et moriendi. Le Du le sait, Le Du ne peut pas l'ignorer, mais Le Du continue à faire danser. Car il n'assistera pas à la dernière étape pour plaider coupable. Bien à temps il s'est mis à couvert et il se sent bien couvert par la Faculté et par la Crosse. Demain, après-demain les trois réunis se laveront les mains, – ici-bas. Mais quel sera, dans l'autre monde, le verdict du Grand Juge?

Jules-Amédée Barbey d'Aureville, n'aurait-il pas accolé son titre au sujet le moins propre à cette fin? Les Ecoles de l'expression corporelle, diantrement sautillante et toujours prête à se faire sauvagement enlaçante, n'ont-elles pas autrement mérité, pour les deux sexes en cause ainsi que pour leurs imprésarios, tant laïques qu'ecclésiastiques, la belle étiquette 'Les Diaboliques'? Car les vrais, les voilà! Les démons de l'an 2000 seront danseurs, artistes et acteurs dans les messes noires dites par leurs moniteurs. Et le diable aura toujours son dû.

A quand les exorcismes salubrifians de l'Eglise sainte, salulaire, sereine et sérieuse, s'occupant derechef de l'âme au plus grand détriment du corps 'parlé', exprimé, analysé et abruti dans le stupre, 'scientifiquement' relevé par des pointes de canaillerie?

# Verdammt zum Abenteuer

## Die Begegnung mit dem Länderläufer

Im Mai des Jahres 1955 feierte ich mein "Wiedersehen mit Berlin", – das erste nach meiner Befreiung aus den Fängen der Gestapo und aus den Nazi-Todeslagern. Mein Abstieg im "Hotel am Zoo" schien, allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz, nicht unbemerkt geblieben zu sein, denn am zweiten Tage meines Aufenthaltes überbrachte mir der Hotelier, mit den besten Grüßen eines Herrn Erckmann, auch das überraschendste Schreiben dieser Nachkriegsperiode: auf einem Briefbogen des verstorbenen sozialpädagogischen Schriftstellers Hans Blüher die Einladung des Herrn W.J.M. Herckmans, Treuhänders des wissenschaftlichen Hans-Blüher-Nachlasses, in dessen Heim bei einer Tasse Tee oder zum Abend-, wenn nicht zum Mittagessen einige Aufklärungen über "den langjährigen treuen Freund, den großen Denker Hans Blüher", sowie andere interessante Mitteilungen entgegennehmen zu wollen.

Der Wundermacher Zufall hatte damit eine seiner bedeutendsten Fügungen vollbracht, da der Weltenbummler Herckmans für mich dem Namen nach kein Unbekannter, wenn auch als physische Persönlichkeit ein nie gesehener Landsmann war, um den gerade in diesen Wochen sich ein intensiver deutscher Presserummel entwickelte, auf Grund einer vierzig Jahre zurückliegenden Tat, die mir aus dem Studium des luxemburgischen Pressewesens in der Erinnerung haften geblieben war.

Zum Teetrinken oder zum Abendessen kam es nicht, wohl aber zu einem längeren Treffen im Hotel, bei dem weniger der schlesische Philosoph Hans Blüher als der Treuhänder

Herckmans und dessen Justizfall Impulszentrum der Gespräche war. Der große Abenteurer vor dem Herrn – der in Haltung, Kleidung, Diktion und Ausdrucksweise weniger den Hans Dampf in allen Gassen der Politik, der Wirtschaft, der Gesellschaft und der Spionage als den erprobten und gefälligen Salonhelden markierte – legte Dokumente vor, die nachweisen sollten, daß er das unschuldige Verfolgungsoffer einer "Bande von Briganten, Dieben, Hehlern, Verleumdern, Erpressern und Meineidigen" geworden sei, ja, daß die "Bande und deren Komplizen – Polizei und Magistratur" – sämtliche Belege seiner Unschuld "eskamotiert" und ihn zur Zielscheibe einer "abscheulichen Maschination" gemacht hätten. Seine Absicht sei, in einer ebenso wichtigen wie gewichtigen Publikation eine Rechtfertigung vor allér Welt zu versuchen und dafür auch die Mitwirkung luxemburgischer Freunde zu erhalten. Ob ich nicht bereit sei, an der Ausarbeitung eines solchen Werkes, zu dem er sämtliche Unterlagen liefern wolle, als eine Art literarischer Berater teilzunehmen oder doch, falls ich ablehnte – was ich tat – einen jungen einheimischen Schriftsteller zu empfehlen – was ich in Aussicht stellte.

Diese Unterredung fand dann nur noch briefliche Ergänzungen, da der Dauerflüchtling vor sich selber tags darauf die Vorbereitungen zu einer Spanienfahrt traf, die er von Rotterdam aus mit dem Schiff "Fauna" nach Barcelona antrat. Von dort sandte er später ein vierseitiges Manuskript ein, das in einer charakteristisch engen, aber flüssig und transparent gehaltenen Schrift die Stich- und Merkworte zu einer vierteiligen Biographie in sechzehn Kapiteln vorlegte. Ebenso merkwürdig wie die lange Aufreihung phantastischer Erlebnisse und nobler Begegnungen war der Buchtitel:

*"Skorpionmensch in den Kulissen"*

(Aus den Lebenserinnerungen eines Auslandsdeutschen, erzählt von X.X.).

Meine Mission sollte sein, diesen X.X. aufzutreiben und für die Abfassung der unheimlich lebendigen und ungemein dramatischen Geschichte zu interessieren. Vielleicht wäre der

andere "Auslandsdeutsche", Norbert Jacques, dazu der bestgeeignete Literat gewesen, da dessen nacherlebende Phantasie sich zweifellos der des Vorerlebenden gegenüber als kongenial erwiesen hätte, allein der "Limburger Flötenspieler" war für dieses Thema nicht ansprechbar. Auch die luxemburgischen Kollegen, bei denen ich mein Anliegen vorbrachte, offenbarten sich als kühle oder kalte Abweiser: entweder war ihnen der Mann, um den es ging, ebenso fremd wie befremdlich oder das Material war zu undurchsichtig, zu unglaublich und zu gefährlich für ihre stillere und besonnenere Darstellungsart.

Zwei Klippen sahen sie, an denen ihre Kunst, wie sie glaubten, dem Scheitern ausgesetzt sei: die stoffliche Dimension des Dämonisch-Diabolischen mit den unerwarteten Einsprengseln der Christgläubigkeit und die übermäßige Versuchung für den Erzähler, Höchstspannung in einer sensationshörigen Hintertreppenromanform, selbst wider Willen, zu erstreben.

So mußte denn der ungewöhnliche Entwurf zu einer modernen "Vita" dem Autor selber zur Ausgestaltung überlassen bleiben. Wohl meldete sich dieser noch einmal brieflich von Spanien aus, übergang jedoch sein Schema, bot seine Mitarbeit an der Zeitung an, die nicht zustandekam, und ließ dann nichts mehr von sich hören. Er entschwand aus dem Gedächtnis wie aus den Augen, bis dreißig Jahre später eine Dokumentensichtung das Manuskript wieder zum Vorschein brachte. War sein Verfasser inzwischen gestorben? Hatte er das Unternehmen endgültig aufgegeben? Oder lag irgendwo eine literarische Verbuchung seiner explosiven Existenz vor?

Ich weiß es nicht und habe auch nicht die Absicht, weitere Nachforschungen anzustellen, trotz der Faszination, die von der skizzierten Lebensbeichte dieser Unikum-Natur ausgeht. Vielleicht stellt sie ein Monument sui generis dar, welches jetzt, als Post-mortem-Bekenntnis, ein anderes Gesicht gewinnt und zugleich auch dem seltsamen Afterweltritter eine andere Facies verleiht.

Die vier vorgesehenen Bücher sollten folgende Perioden umfassen:



A. Die goldene Zeit vor dem ersten Weltkriege und die Zwischenzeit bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges (1912-1939).

B. Die Kriegszeit. Von der Verhaftung durch die französische "Sûreté du Territoire" in Paris (23.12.39) bis zur Verhaftung durch die Gestapo in Paris (5.11.43) und zum Zwangsaufenthalt in Luxemburg.

C. Die schwere Zeit. Von der Verhaftung durch die luxemburgische "Résistance" (September 1944) bis zur ersten Einreise in Deutschland (29.11.51).

D. Carburolith und Haiti: Westen und Osten oder: Westen oder Osten (1951-1954).

Für diese einzelnen Großabschnitte waren an Erlebensberichten vorgesehen:

### *Erstes Kapitel.*

#### *A.*

*Eine Begegnung in Brüssel.* – Herr X.X. wird durch einen glücklichen Zufall mit H. zusammengeführt. Eine flüchtige Bekanntschaft wird erneuert und vertieft und auf der Rückreise von Brüssel über Köln nach der Bundesrepublik wird Herr X.X. von H., der ihm seine Erinnerungen seit 1912 erzählt, in viele sensationelle Dinge eingeweiht.

### *Zweites Kapitel.*

*Von Luxemburg durch Mitteleuropa nach Luxemburg zurück.* – Der Abiturient H. kommt 1912 zum ersten Male nach Berlin, freundet sich an mit einer Reihe von hochgestellten Persönlichkeiten – studiert Jura und Philosophie an den Universitäten München, Berlin, Freiburg / Schweiz, Zürich, Genf – wird am Vorabend des Empfanges seines Doktorhutes in Genf in ein entsetzliches Drama verwickelt und sieht sein Leben dadurch radikal umgestaltet. Über die Strafanstalt Thorberg bei Bern, das Sanatorium Belair in Genf kommt er als freier Mann nach Luxemburg zurück wo er ab 1926 eine fruchtbare, schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Er richtet eine Wohnung in Paris ein, wird bemuttert von einigen Damen der großen Gesellschaft, der Gräfin Greffulhe, der Herzogin v. Clermont-Tonnerre. Zahllose hochdramatische Episoden charakterisieren diese Epoche seines Lebens.

### *Drittes Kapitel.*

*Im deutschen Fahrwasser.* – Aufbau einer äußerst erfolgreichen wirtschaftlichen Tätigkeit in Luxemburg, in Belgien,

in Frankreich. Intensive sportliche Tätigkeit. Mitglied des luxemburgischen Zentralverbandes für Leichtathletik, Vorsitzender des Fußballvereins "Alliance". Vorsitzender des Leichtathletikvereins "C.A.D.", der Josy Barthel, den Olympiasieger heranbildet, Deleg. beim Int. Olymp. Komitee. Freundschaft mit dem Grafen de Baillet-Latour, Melchior de Polignac, Werner Klingenberg usw. Lupsin & Co., Kunstexperten. Mai 1931, Tod des Vaters. Herbst 1931 Aufenthalt in Palermo, Promotion. Erste politische Gehversuche an der Hand Bernhard von Bülow (Neffe des Reichskanzlers). In Trier mit Prälat Dr. Ludwig Kaas und Ernst Röhm. Kontakt mit der Wehrmacht durch "Dr. Schäfer". Mitarbeiter vom Bankier Fritz Mannheimer in Paris. Freundschaften mit Abel Bonnard, Maurice Rostand, Abel Hermant, André Gide, Louis Rollin, Pierre Laval, Lucien Romier, Paul Reynaud. Präsident Albert Lebrun und Minister Jean Zay bieten ihm das Kreuz der Ehrenlegion an! R.M. Rilke † 1927 in Raron. Stefan George † in Minusio 1933. Begegnung an seinem Grabe mit den Brüdern G. und Klaus, Grafen von Stauffenberg! Otto Abetz in Paris.

#### *Viertes Kapitel.*

##### *B.*

*Von Köln über Brüssel nach Paris.* – Der politische Weltaspekt. Amüsante Details über die Maginot-Linie. – Im Salon der Greffulhe-Familie. – Politische Betrachtungen über Gegenwart und Zukunft mit Pierre Laval, Lucien Romier usw. – Die Brandreden des amerikanischen Botschafters Bullitt im Salon der Gräfin Greffulhe – Verantwortung der U.S.A. an der Zuspitzung der politischen Lage. Die Verlogenheit Daladiers, die Sorgen der Hochfinanz. – Die Sorgen der deutschen Freunde und der Deutschlandfreunde in beiden Lagern. Keine Parteilinie. Restloses Aufgehen im Ideal: Vereinigte Staaten von Europa unter deutscher Führung. Dramatische Erlebnisse in Deutschland, Belgien, Frankreich. Freundschaft mit Carlo Sforza. Erste Begegnungen mit Félix de Lequerica, mit Amalie von Portugal, mit Elisabeth von Belgien. – Auf der deutschen Botschaft in Brüssel (Werner von Dargen). Die British Best Cloth CY wird eingeschaltet. – Reise

zur Audienz beim französischen Kriegsminister Daladier. Verhaftung durch die S. du T. in Paris am 23.12.39.

### *Fünftes Kapitel.*

*Im Militärgefängnis Cherche-Midi in Paris.* – Der schneidige Capitaine de Moissac und der geschmeidige Rechtsanwalt Albert Gautral. Seine schöne "Referendarin". – Der Einfall der deutschen Truppen in Luxemburg, in Belgien, in Holland und der "Durchbruch" in Frankreich vom französischen Militärgefängnis aus erlebt. Die schlechte Behausung. Sollen die politischen Gefangenen erschossen werden? Dramatische Stunden zwischen Leben und Tod. Der Abtransport in die Pyrenäen. Tod des Freundes Thierry de Ludre. – Erschießungen am laufenden Band. Vorausblendung: Im Hinblick auf die Zusammenarbeit und Freundschaft mit den Franzosen setze ich es 1941 bei der Gestapo und der Wehrmacht durch, daß die befohlene Untersuchung über die französischen Verbrechen gestoppt wird.

### *Sechstes Kapitel.*

*In der Hölle von Gurs.* – 20.000 Gefangene in den verfallenden Nyssenhütten. Mangel an Wasser, keine Hygiene usw. Leidensgefährten: Serfeille de Gobineau, Robert Fabre-Luce, Charles Lescat, Alain Laubreaux, Hirsch usw. Die Waffenstillstandskommissionen. Der französische Oberst mit den goldenen Armbändern. Das Märchen von der Bombe, die den Lastwagen zerstört. – Verlassen? – Brief an Robert Schuman und seine Antwort. – Telegramm an Pierre Laval. Laval gibt den Befehl mich sofort in Freiheit zu setzen. Der Verlauste ohne Gepäck im Schlafwagen Toulouse-Paris. Herzlicher Empfang an der Demarkationslinie (Montargis) und in Paris.

### *Siebentes Kapitel.*

*Katharsis.* – In meiner Garçonnière in der Rue de Rivoli. Der Reinigungsprozeß. Die ersten Besuche. In den Kollaborationssalons de Polignac, de Castellane, de Pomereu. Dîners bei den Castellanes mit Oberst Speidel. – In der Villa Saïd

(Laval). Die deutschen Bekannten in Paris: Professor Grimm; Dr. Achenbach; Dr. von Bose; General SS Dr. Thomas. Schranken und Widersprüche im deutschen Lager. Die verhängnisvolle Clique um Otto Abetz.

### *Achtes Kapitel.*

*Im Dienste des deutschen Vaterlandes.* – Aufnahme in die deutsche Volksgemeinschaft. Umzug in das fertiggestellte Haus in der Rue de la Faisanderie. Die wöchentlichen Empfänge. – Die indochinesischen Diener. – Die doppelzüngige französische Spionin. Ausgedehnte wirtschaftliche Tätigkeit im Interesse Deutschlands. Im Hotel Majestic. – General Ministerialdirektor Dr. Michel. General Jehle. Leutnant Dr. Gruenberg. Dr. Hoerner. Paul Pleiger kommt. Staatsempfang im Hotel Ritz (Rosenberg). Hermann Goering und seine Brillanten. (Goérain le débonnaire!). Dr. Ernst Röchling. Die Damen Sébalt und Rouché. Die Tänzerin Solange Schwarz – meine Freundin. – Die Opernsängerin Vina Bouy. Eugen Gerber, Direktor von Paris-Soir und seine Millionen. – Empfänge bei Gabriel Cogenacq. Kunstschutzdirektor Dr. Graf Wolff-Metternich. – Der jüdische Kunstbesitz und das gefälschte Testament. Wiedersehen mit Abel Bonnard, Abel Hermant, Joseph Caillaux, Henri Béraud usw.

### *Neuntes Kapitel.*

*Die Reisen nach Vichy.* – Meine eigentliche Mission. Die geheimnisvolle Autokolonne. Beim französischen Staatschef. Besprechungen und Verhandlungen mit Dumoulin de la Barthele. Dr. Ménétrel, Lucien Romier. Diners bei Romier, Pierre Pucheu, Félix de Léquérica. Französische Minister warten in meinen Vorzimmern. Abel Bonnard wird von mir als Nachfolger Carcopinos empfohlen. Louis Hauteœur, Sacha Guitry. Staatsdiner bei Lucas Carton. Jacques Chevalier möchte den Vermittler spielen. Das Problem der Kollaboration und das Problem eines Separatfriedens mit Frankreich. Die Störversuche der Angelsachsen. Die Minister Pucheu, Lamiraud, Borotra, der Admiral Darlan und Ferdinand de Brinon. Der Kardinal Gerlier. Konferenz der französischen

Erzbischöfe wird von Kardinal Suhard mit meiner Hilfe organisiert. – Wünsche des franz. Episkopates. Beim Nuntius Valerio Valeri. – Wünsche des Hl. Stuhles. – Vermittler zwingen Rom, Münster, München, Paris. Erstes Mißtrauen der Gestapo.

#### *Zehntes Kapitel.*

*Auf der Höhe der Macht.* – Der "Waldmüller" als willkommenes Angebinde. "L'homme mystérieux" – "Le docteur". – Freimaurer und Juden. – Sekretäre im Dienste der Angelsachsen und der französischen Résistance. "Todesurteil" gegen mich wird aufgehoben. Reise nach Rom. Rencontre mit Anfuso. Reise nach Madrid. Tea mit Sir Samuel Hoare. Krampfhaftige Ausgleichsversuche. Die Tölpelhaftigkeit der offiziellen deutschen Diplomatie zerstört immer wieder meine Spinnweben. Abetz muß Paris verlassen, leider zu spät. Rudolf Schleier – eine taube Nuß. – Krug von Nidda erregt Heiterkeit. Die französische Résistance triumphiert. Die französischen und die angelsächsischen Milliarden. Wolfram wird selten. Graphit fehlt – ich verschaffe 200 Tonnen. – Rosenbergs Stab sammelt weiter, trotz meinem Einspruch; Goebbels' Sorgen um den Kampf gegen Juden und Freimaurer; die O.T. Goering macht Schulden. – Vichys ehrliche Kollaborateure wenden sich an mich. Mein Haus wird ein Sammelpunkt.

#### *Elfte Kapitel.*

*Das fatale Memorandum.* – Sein Inhalt, warum ich es für meine Pflicht hielt es zu schreiben. Ebersfächer. Bormann befiehlt mich zum Vortrag nach Berlin. – Das "Komplott" um ein neues, starkes, kollaborationssicheres Ministerium in Vichy, letzte Besprechungen bei mir. – Die Gestapo interveniert: ich werde verhaftet. Mein Haus wird besetzt. Meine treuen Indochinesen und Jacques Gerland retten mir das Leben. Pétain, Laval, der Kardinal Suhard. Madame Dubonnet, Graf Christian Dönhoff intervenieren beim General SS Oberg und im Hauptquartier. 6 Wochen in Fresnes – dann Zwangsaufenthalt in Luxemburg. – Glückliche Tage mit dem blinden Mütterchen. Eine der grauen Erinnerungen, Johnny Decker vermittelt, versorgt uns mit allem, hilft Werte retten.

## Zwölftes Kapitel.

### C.

*Die deutschen Truppen verlassen Luxemburg.* – Ich erhalte den Befehl zurückzubleiben betraut mit einer wichtigen Mission. – Aber die luxemburgische "Résistance" verhaftet mich und liefert mich an die Amerikaner aus. – In der Jeep über Belgien nach Paris zurück. Im "Blitz"-Lager an der Maas. – Dolmetscherdienste – Ich rette SS-Männer. Im Palais Rothschild in Paris – 60 Verhöre durch alliierte Offiziere. – Verhör durch die französische "Sûreté du Territoire". André Cann, heute Chef der S.T. in Berlin. Eugène Halgand, heute Kommissar in Madagaskar. – Der erste Schlaganfall. Freilassung. Im französischen Militärhospital; in der Privatklinik Villa Montsouris. – Die Rückkehr ins freie Leben und der "acte de notoriété publique." Jacques Gerland und 2 meiner Indochinesen betreuen mich. – 18, Rue de l'Elysée. Wiederaufnahme der Arbeit. Freude in französischen Kreisen. Empfänge im Ritz und im Claridge's. – Im amerikanischen Ambulanzwagen nach Frankfurt a/M. – Der Haftbefehl aus Oran/Algerien. In der "Santé" und in "Fresnes". – Maître Louis Gallié verteidigt mich "nicht". Der französische Militärgerichtshof verurteilt mich. Revisionsantrag. Die mir zu Dank verpflichteten Minister Paul Coste-Floret (Kriegsminister) und André Marie (Justizminister) wandeln die Strafe um. Zuchthaus in den Luxushotels.

## Dreizehntes Kapitel.

*Erneute Strafanzeige und ihre Folgen.* – Verhaftung. Unter der Fuchtel des Unters. – Richters Adda. Die Verteidiger: M<sup>c</sup> J.B. Biaggi und André Lénard verschleppen das Ermittlungsverfahren. Das Leben im politischen Staatsgefängnis Fresnes: "Vichy redivivus in Ketten". Minister, Diplomaten, Generäle, Admiräle, hohe Offiziere, Prälaten, Wirtschaftler. Zukunftspläne. – Der zweite Schlaganfall. Provisorische Freiheit. In der Privatklinik – Docteur Bardin. – Bei meiner Kusine Maurel-Collart. – Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Tätigkeit. Die S.E.A.M. Aktiengesellschaft. Die S.E.C.A.M. GmbH. – Die Solimex in Luxemburg. – Der an-

ständige Zwangsverwalter. Die außergewöhnlichen, politischen Gerichtshöfe werden noch beibehalten. Jetzt geht alles schief. Die über mich visierten Persönlichkeiten flehen mich an zu fliehen. Mein Freund André-Eugène Marie beschafft einen Paß. Die Flucht im Schlafwagen Paris-Rom.

#### *Vierzehntes Kapitel.*

*In Italien.* – Im Grande Albergo Minerva. Die hysterische Gräfin. Besuche. Herzliche Aufnahme bei den Jesuiten, den Redemptoristen, den Zisterziensern, den Salvatorianern. Bei dem Kardinal Marchetti-Selvaggiani – beim Erzbischof Valerio Valeri – bei Mgr. Dr. L. Kaas. Ich werde eingeladen, in der Curia Generalizia S.D.S. Wohnung zu nehmen. – Das Heilige Jahr. Begegnungen in Rom mit dem Erzbischof von Paris; dem Kardinal Gerlier; dem Kardinal Frings; dem Kardinal von Preysing; Pater Petiteville; dem Bischof von Luxemburg Dr. Leo Lommel. – Küster der Cappella del Santissimo in St. Peter. Pilgerführungen (Mr Puchowski). In Vicarello. In Assisi. Reise nach der Schweiz ins Noviziat von Gottschalbenberg. Skandal im Noviziat. – Rückkehr nach Rom. – Im Albergo Massimo d'Azeglio. Cercle. Wöchentliche Empfänge: Bischöfe, Prälaten, Minister, Diplomaten, Wirtschaftler, Künstler, Gelehrte als Gäste. Luciano Gentili. In Sorrento. In Neapel. Erfolgreiche Börsenoperationen. Die Carburolith-Verhandlungen. – In der Legation von Haiti. – Sowjetische Kontakte. Mein Buch: l'Amore Omoerotico. Die Broschüre "La Chiesa davanti ai problemi sociali". Das deutsche Generalkonsulat wird installiert. Die deutsche Botschaft. – Staatsvisite des Bundeskanzlers. – Die Großherzogin von Luxemburg. Auftrag der Pià Societa San Paolo.

#### *Fünfzehntes Kapitel.*

*In Deutschland.* – In Basel, Zürich, St. Gallen, Fribourg, Genf. – Luciano in Basel. Einreise in die Bundesrepublik über Lindau. In München. Carburolith und Haiti. Westen und Osten. Querfahrten. Verhängnisvolle Freundschaften. Die Reise nach Garmisch-Partenkirchen. Die Reise nach Rom im Februar 1952. Ergebnisse. Zwischen den Lippen und



des Bechers Rand, schwebt der finstern Mächte Hand. In Belgien. In Berlin. Der große Verrat des Dietrich Jensen. Die Verhaftung am Vorabend des ersten großen Abschlusses.

*Sechzehntes Kapitel.*

*Der Schauprozeß zum Benefiz der Sensationspresse.* – Der Prozeß ist zu Ende – wir beginnen mit dem Prozeß des Prozesses. (Die nicht vorgetragene Verteidigungsrede).

Nachforschungen in Berlin, die ich 1986/87 über meinen Sohn anstellen ließ, endeten mit einem Fiasko. Über das Verschwinden oder den Untergang des modernen Glücksritters, der aus allen möglichen Lebensquellen, den reinsten wie den trübsten, zu trinken beehrte, waren keine glaubwürdigen Fakten aufzuspüren. Dürfte ich demnach nicht als sicher annehmen, daß ihm das Schicksal aller emphatischen Hasardspieler hienieden zuteil geworden wäre? Das hätte für den Abschluß seiner unglaublichen Abenteurergeschichte wohl das natürlichste und annehmbarste, weil selbstverschuldete Finis ergeben.

# Dicta acuta

# Tags und nachts vermerkt

Ob den Kindern der Welt von heute noch nicht graut vor den Zaun- und Ziellosigkeiten ihrer Freiheit? Sie sehen vor sich keine Sperrren mehr und keinen Abschluß – weder im Raume noch in der Zeit –; sie schauen überall in nebelgraue Offenheiten hinein und erkennen keinen Haltepunkt, der sie anzulocken vermöchte. Das Ungehemmtsein in ihrem Willen wie in ihren Wünschen, in ihrem Fordern wie in ihrem Erwerb zwingt ihnen einen Zustand auf, den Sören Kierkegaard wohl meinte, als er schrieb: Sie ängstigen sich, weil ihnen vor lauter Freiheit schwindlig wird.

\* \* \*

Die denkbar beste, feinstmögliche und vollendet automatisierte Maschine ist jetzt der Mensch, den das Schicksal auf eine vorbestimmte Abfahrtsbahn gestellt hat, damit er von dort aus seinen Lauf in die Welt nehme und auf selbstgewählten Wegen durch das mit Inzidenten gespickte und von Akzidenten umlauerte Leben fahre. Glücklicherweise gibt es an sämtlichen Gefahrenpunkten des Seins natürliche Warntafeln, die vom lebendigen Automobil eräugt und befolgt werden müßten, damit es allen tödlichen Katastrophen entgehe. Leider werden, bei zunehmendem Rennen, die Merkschriften immer weniger ins Auge gefaßt und kaum noch in Vorsichtstaten umgesetzt. Aus diesem Grunde kommt die Menschheit nicht mehr aus ihren Katastrophenfolgen heraus.

Mein ganzes Arbeitsleben als *Homme de lettres*, wie der Franzose so verständnisvoll sagt, war dreiachsig: Schönes Schrifttum – Geschichte – Philosophie/Theologie. Welche Epoche war die vordere, welche die hintere und welche die mittlere? Ach, es gab wohl kaum eine zeitmäßliche Kompartimentierung. Oftmals bewegte ich mich in allen dreien zu gleicher Zeit; vielleicht hatte die erste den Akzent der Jugend, die zweite den der Erwachsenenheit, die dritte den des Alters, aber dann weiteten sie sich aus: die schöngeistige drang in alle Sparten der Sprachschöpfung hinein, die historische reichte von der Literatur- bis zur Kulturgeschichte und die philosophische verlor sich zu Recht im Theologischen.

\* \* \*

Prophetenstimmen sind heute, mit dem Anschwellen der "vores clamantium" suspekt geworden, da den schwärmerisch veranlagten Laien schwer und schwerer wird, zu erkennen, ob aus ihnen der heilige Geist oder die große Illusion spricht.

\* \* \*

Nach langen Bemühungen und vielen Nachforschungen ist mir die Geschichte aufgegangen als die Kapitalisation menschlicher Erfahrungen, als deren Bündelung zur durchschau- und durchdenkbaren Erfassung aller angehäuften Schätze sowie die Projektion der einen und der andern in die Zukunft hinüber.

\* \* \*

Der Macht des Glaubens gegenüber äußert sich heutzutage die Dämonie der Macht in der Sprache einer neuen Pira-tenzeit:

"Drei Dinge, die ich habe, werden alles beherrschen: zwei Lederstiefel und eine Maschinenpistole. Diese schießt mir blindlings in die Masse Mensch, und jene treten dem einzelnen die Augen aus!"

Im Denken sind wir mit, im Tun gegen Georges Bernanos:  
"Die Zukunft erleidet man nicht, man schafft sie".

\* \* \*

Auch in diesem will man mich zu wählen zwingen:

Liebeskirche oder Machtkirche; Geisteskirche oder Rechtskirche; Kirche als pneumatische Gemeinschaft oder Kirche als juristische Institution!

\* \* \*

Was ließe sich nicht an Erstaunlichem sagen über die Deutung eines Ernest Hello, der alles schaute in der Bezogenheit zu Gott und deshalb vom Lachen des Geschöpfes bemerkte, es sei der Ausdruck der zerbrochenen Relation, während die Träne Sprache der erfüllten sei.

Tränen! Tränen der Erinnerung! Tränen der Freude! Tränen der Bewunderung! Aber auch Tränen des Leides in der verlorenen Verbindung!

\* \* \*

Beine und Füße, Leib und Arme sind nur noch zuckelnde, sich buckelnde, und ruckelnde Skandiermittel zu den unerträglich werdenden Kreisch- und Gelltönen der modernen Kompositionsfabrikanten, die als Pop-, Hopp- und Foppmusikanten angeboten werden.

\* \* \*

Bereits vor einem halben Jahrtausend beklagte sich ein Rechtsanwalt über die Bestechlichkeit der höheren Behörden. 1540 kleidete er seine poetisierten Beschuldigungen in Latein:

Ipse licet venias Musis comitatus, Homere,  
Si nihil attuleris, ibis, Homere, foras.  
Ingenium quondam fuerat pretiosius auro,  
Nunc est barbaries grandis habere nihil.  
Munera, crede mihi, placant hominesque deosqué,  
Placatus donis Jupiter ipse datis.

Das läßt sich noch immer im Deutschen aufhellen:

Begünstigt ist, Homer, wer mit den Musen wirket,  
bringst du nichts dar, Homer, so wirst du  
ausgewiesen.  
Dem Golde war der Geist an Wert einst überlegen,  
hablos zu sein, zeugt nun von edler Barbarei.  
Doch Gaben, glaub mir, machen Gott- und Mensch-  
heit sanft;  
selbst Jupiter wird durch Geschenke ausgesöhnt.

\* \* \*

Seitdem wir den Menschen um alle Rechte gebracht haben, reden wir viel von "Menschenrechten"; seitdem wir den Menschen mehr und mehr erniedrigen und entwerten, seitdem er sich selber mehr und mehr entadelt, proklamieren wir feierlich die "Wahrung der Menschenwürde".

\* \* \*

Wir Luxemburger haben RTL. Wir besitzen also nicht nur die weitesten Sendelängen und die dümmsten Emissionen, sondern auch die schlechtest artikulierenden Sprecher beiderlei Geschlechtes. Und nun wollen wir gar kosmosweite Satellitenausstrahlungen in Ton und Bild als nationale Geistesausgießungen akzeptieren lassen! Hoffentlich mithilfe von Marsleuten, die rednerisch und schauspielerisch auf jener Höhe sind, die ihr Standort verlangt.

Mitten im ersten Weltkriege, am 7. Februar 1916, schrieb D.H. Lawrence in einem Briefe an Lady Ottoline Morrell diese Worte:

”As for me, as far as I can, I will save myself, for I believe that the highest virtue is to be happy, living in the greatest truth, not submitting to the falsehood of these personal times.“

Das dürfte im Wesentlichen den Zustand beschreiben, in dem ich jetzt, als Achtzigjähriger, daheim bin. Die Menschheit fährt im Schiff der Zeit auf dem Meer der Welt, wird vom Sturme hin- und hergeworfen und jagt dennoch einem Ziele zu, das ”Zwischen Angst-und-Untergangsbedrohung“ heißen dürfte. Ich aber bin am Ufer, zweisam oder dreisam, je nachdem ich meine Sinne auch dem Ewigen über mir erschließe, und in der Stundenstille ganz zuhause. Ich fühle mich lebendige Bindung zweier Unendlichkeiten, einer wogenden und einer stehenden, und glaube beider Atem in meinem eigenen widerwehen zu hören. Das ist geruhsam und beruhigend, lastlos und beseligend; es macht mich vergessend und vergessen werdend, hebt mich aber spürbar hinauf, hinüber in die Memoria Dei, – wie ich hoffe.

\* \* \*

Ich erlaube mir, still für mich und also ohne Prunk und Aufwand, einen Gedenktag zu feiern, von dem keine Öffentlichkeit, weder die politische noch die literarische, weder die philosophische noch die religiöse, etwas wahrnehmen möchte: im Nachjahre meiner Geburt, also 1908, bestätigte sich Karl Kraus erneut als Prophet, da er die Krise der katholischen Kirche von 1983 voraussah. Denn damals prägte er in seiner ”Fackel“ den Satz von den ”Pfaffen, die dem Volke seine Frömmigkeit vorwerfen: Sie haben unsern Horizont mit Brettern vernagelt und sagen, er sei eng“.

\* \* \*

Einer, der sich auskannte, stellte vor den ersten und besten Europa-Gemeinschaften fest, daß sich zum mindesten auf

einem Gebiete der Integrationsgedanke absolut verwirklicht sähe: in den Bars zwischen Norwegen und Spanien, England und Griechenland bildeten die differentesten Produkte von überallher die sicherste Schluck-, Trink- und Prunkeinheit.

\* \* \*

Die fortschreitende Macht des Guten – die fortschreitende Macht des Bösen! In einer solchen Parallelisierung ließe sich die Weltgeschichte darstellen, sofern sie die Deutung der Katastrophe als Störung des Gleichgewichtes vorzunehmen vermöchte, sobald das Böse die Vormacht gewänne.

\* \* \*

Europa ist die Luft, aus der ich lebe, und ist der Geist, aus dem es in mir denkt; es ist das Herz, mit dem ich doppelt fühle, und auch die Seele, aus der ich an es glaube, um auf seine Erfüllung zu hoffen.

\* \* \*

Ich bin, als Gläubiger und als Pönitent, der Ort, an dem das Hereinholen des ewigen Gottes in die konkrete Zeit unserer Welt möglich ist. Ich bin die Offenheit, die zu füllen Seiner Präsenz gelingt, obschon das Auffüllen ein Überfließen ist, dessen Hub- und Triebkraft mich nach oben zu tragen scheint.

\* \* \*

Ich mache dauernd Anstrengungen, um dem immerwährenden Wiederkommen Christi mit einem Entgegengehen zu replizieren. So hole ich fort und fort das auf mich Zukommende, das Ankünftige als Zukünftiges zu mir in die Gegenwart herein.



”Kritischer Katholizismus“ – das ist eine pleonastische Formulierung. Praktizierter – nicht einfach dozierter – Katholizismus ist wesentlich kritisch. Auf den Akzent kommt es an. Ist man, als Auch-Katholik, als So-nebenbei-Katholik den katholischen Institutionen gegenüber wachsam, tadelnd, angreifend, verweisend und also der Demut diametral gegenüberstehend, so ist diese Art ”Katholizismus“ wohl das Gegenteil des echtgewollten. Ist er aber allezeit gelebt und vorgelebtes Bekenntnis, so recht aus Geist und Seele kommend, dann ist er natürlicherweise kritisch, sich selbst noch mehr als den Mitgläubigen gegenüber. Aber ”linksextremer Katholizismus“, du lieber Gott! Den gab es schon zur Zeit des Erlösers, als ein Apostel von zwölfen durch die Tat ”protestierte“. Er endete, wie man weiß, am Strick.

\* \* \*

Das Christentum war kaum geboren, da mußte es sich schon mit einer Welt und einer Zivilisation im Untergang auseinandersetzen. Das ist bis heute sein Schicksal geblieben.

\* \* \*

Aus der Aufplusterung dessen, was als Bedürfnis zum Leben vorgestellt wird, kann sich allzu leicht die Überzeugung ergeben, Zufriedenheit sei eine Folge des Mehr-und-mehr-Besitzens, obwohl sie sich endeffektiv im selbstgewollten Mindestbedarfe äußert. Heischung macht brutal, Entsagung veredelt.

\* \* \*

In der ”neuen Kirche Christi“ gibt es, vor allem unter ihren höheren Geistlichen, die doch ”lumina ecclesiae“ sein möchten, den sogenannten verlorenen Brüdern gegenüber, mehr verwunderlicher als verletzender Weise, jene ”Ausgleicher“, ”Versöhner“ und ”Heimgeleiter“, die des Glaubens sind – und dieses scheint das einzige zu sein, was sie an Glauben noch in sich haben – daß sie einem faulen Apfel nur einen gesunden anzunähern bräuchten, um jenen aufzufrischen und diesem in der Vollreife anzuähneln.

Das Zweite Vatikanische Konzil wurde katholisch von Theologen begonnen und postkonziliarisch von Atheisten "perfektioniert". Jetzt lassen sich Pfarrer und Prälaten "in religiosis et dogmaticis" von Gottlosen belehren. Beide Gruppen haben gute Schule im Profanen gemacht. Neuerdings sind die Schullehrer und -lehrerinnen dabei, den wahren Religionsunterricht in ähnlicher Weise zu reformieren. Nur sind es bei den einen die Gläubigen und bei den andern die Lernenden, denen der Schritt ins arrogante Nichtwissen-und-dennoch-Diskutieren leicht gemacht wird.

\* \* \*

Vor mehr als hundertundzwanzig Jahren schrieb der englische Denker und Dichter Matthew Arnold (1822-1888) in der ersten Serie seiner "Essays in Criticism" über die moderne Ehe – denn auch damals galt die Moderne, so wie sie heute gilt, nur etwas moderierter – gleichsam am Rande diese Worte nieder:

"Schaut man, beispielsweise, in die englische 'Divorce Court' hinein – eine Institution, die vielleicht ihre praktischen Konnivenzen hat, die aber in der idealen Sphäre einfach abscheulich ist, eine Institution, welche Scheidungen weder unmöglich noch dezent macht, da sie einem Manne erlaubt, seine Frau loszuwerden, oder einer Frau ihren Mann, aber ihnen zuvor gestattet, sich gegenseitig, zur Erbauung des Publikums, durch einen Sumpf unaussprechlicher Infamie zu schleifen – wenn man also in diese zauberhafte Institution hineinschaut, mit ihren Fällen für skandalsüchtige Zuschauer, ihren Zeitungsberichten und ihren Geldkompensationen, in diese Institution, der das grobe unregenerierte englische Philistertum wirklich das Bild seiner selbst eingepreßt hat, so darf einem wohl gestattet sein, die Heiratstheorie des Katholizismus erfrischend und erhebend zu finden".

Dieser Matthew Arnold, erfreuliches Menschenprodukt des viktorianischen Zeitalters, vergaß als Literat niemals die Dogmen der Kirche; mit einer unveränderlichen geistigen Intensität wußte er über Gott und die Bibel wie über Kirche und Religion zu schreiben. Was aber würde er heute wohl von den

Zeitzuständen des endzwanzigsten Jahrhunderts zu sagen haben? Die Heiratspaare unserer Tage betreten ja mit derselben Selbstverständlichkeit die Bürgermeistereien und die Gewürzwarenläden, die Kirchen und die Goldschmuckgeschäfte, die Justizgebäude und die Pfandleihhäuser zu fast identischen Akten: 1986 ersteht man, nach vorheriger Erprobung die Frau – oder den Mann – wie ein Schmuckstück, um es nach kurzfristigem Gebrauche mit der skrupellosesten Unbedenklichkeit zu versetzen!

Für Matthew Arnold lag 1865 der Akzent seiner besten Überlegungen auf dem ethisch durchwehten Denken, weit hinter und weit über allem philiströsen Geschwätz, und dort läge er, nur verstärkter und anklägerischer, auch in unserer Fortschrittsgegenwart. Moral ist ja inzwischen noch rarer geworden, und wo sie, wie immer, walten müßte, da hat sie sich total ins Gegenteil gekehrt. In der einfachen Umstülpung des Wortes wird auch absolut die Wertung des heutigen Sozialzustandes ausgesprochen als ein linguistisch falsches, doch in der Hauptessenz übelriechendes Aroma, das bereits die Verfallgerüche der europäischen Endkultur erwittern läßt.

\* \* \*

Weshalb ich keine Autobiographie schreibe?

Nun, seit dem Anbeginn meiner schriftstellerischen Tätigkeit – mit sechzehn Jahren – bin ich selber, unter wechselnden Bezeichnungen, der Realstoff meiner Bücher gewesen und geliebt.

\* \* \*

Er war froh darüber, daß er trauern durfte. Er trauerte darüber, daß ihm erlaubt war, sich zu freuen. Es hätte ihn mehr gefreut, wenn es ihm verboten gewesen wäre: das ist so die Wechsellaune des heutigen "Streß"-Menschen.

\* \* \*

Wäre ich ein Hellscher, so säße ich nicht in einem verdunkelten Hokuspokuszimmer, um zehn Stunden lang Besucher

zu empfangen und mühsam Honorare zu erwerben, sondern machte mich zum Bankherrn der Welt, kaufte sichere Aktien und Lotterielose und wäre Milliardär im Handumdrehen.

Ja, warum tun das nicht die sogenannten Hellseher?

\* \* \*

Die kirchliche Autorität – so weit sie noch Bestand hat – ist dabei, sich vorerst zu parlamentarisieren, dann zu kollegialisieren und schließlich zu sowjetisieren: das Wort stammt aus dem Vokabularium eines guten französischen Geistlichen, der immer noch die Wiederherstellung der wahren Kirche Christi mit uns erwartet.

\* \* \*

Halten wir's doch lieber mit dem alten Deutschen Zinzendorf, welcher einst zu beten wagte:

”Ach, gib uns blöde Augen  
für Dinge, die nichts taugen,  
und Augen voller Klarheit  
in alle deine Wahrheit!“

\* \* \*

Wie leicht wäre doch damals der österreichische Schriftsteller Roda-Roda zu schlagen gewesen, als er mit dem Freunde wettete, daß er im nächsten Literaturkalender an erster Stelle stehen würde – und dort tatsächlich unter ”aaba, siehe Roda-Roda“ auftauchte – wenn der Mitwetter ein halbes Jahr lang unter dem Pseudonym Adalbert von der Aa-Aalbach geschrieben hätte.

\* \* \*

Nun gibt es sogar eine katholische Priesterschaft, die der friedlichen Koexistenz zwischen Rom und Moskau das Wort redet – also einem geistigen Waffenstillstande zwischen Gott und Satan.

In der "Una, Sancta, Catholica et Apostolica" sind nun sämtliche Attribute fraglich geworden: die Einheit besteht nicht mehr, das Allumfassende wird vielfachlich, die wachsende Traditionslosigkeit widerspricht der Apostolizität, und das Licht der Heiligkeit will bereits in Katakombentiefen versinken. Mindestens zwei Kirchen stehen sich gegenüber: die verlogene und die betrogene. Wird jene mehr und mehr von beauftragten Würdenträgern ohne Wort und Würde verkörpert, so diese von begnadeten Laien, die, mit etlichen Bischöfen ohne Furcht und Tadel, das Wort des heiligen Thomas von Aquin zu verwirklichen wagen:

"Droht Gefahr dem Glauben, so stellt sich dem Gläubigen der Pflichtfall, daß er den Prälaten, sogar in aller Öffentlichkeit, entgegentreten muß".

\* \* \*

Und wieder hallt ein Ruf. Es gibt Leute, die sich noch des Schreies zu erinnern wissen, welcher zwischen 1930 und 1940 durch das "Dritte Reich", zwischen 1940 und 1945 durch ganz Europa fuhr:

"Der Jud ist schuld!"

Es gibt heute noch, bei uns wie anderswo, politische Gesellen, die nicht von ungefähr das Rufer-Vorbild von damals, in einer Irreleitungsart erneuerter Niedertracht, nachzuahmen lieben:

"Der Christ ist schuld!"

Und diese wissen, wie jene wußten, was am Ende solchen Lautwiederkäuern und deren Zielgeschöpfen blühen wird.

\* \* \*

Vernünftig ist nicht immer, was den lieben Gegnern in den Denkkram paßt, vernünftig ist zumeist, was diesen Denkkram zertrümmert.

Die Schlagwörter der Zeit sind so sehr Herausforderungen an meinen polemischen Geist, daß ich mit Wortschlägen ripostieren muß.

\* \* \*

Schon ist mir klar, daß die "Neuen Menschen" dabei sind, mit mehr Aufwand als Verstand und mit weniger Kunst als Mammon ihr Haus der hundert Tagesverdrießlichkeiten gar herrlich einzurichten.

\* \* \*

Eine Entfesselung, die sich Freiheit nennt, eine Zivilisation der Empörung und der Antiautorität, das ergibt, sofern es noch kulturogen zu sein vermag, eine Bakunisation der geistig-schöpferischen Existenz.

\* \* \*

Von unsern eingebildeten und vorlauten Musikern verlange ich nicht das Höchste, nämlich daß sie Beethoven seien. Aber erst wenn sie Liszt und Yehudi zu übertreffen vermögen, werde ich mit mir reden lassen und ihnen den letzten Ton des Ruhmes zugestehen.

\* \* \*

Wo Schuld in der Lässigkeit unseres Gemeinschaftsbetreibens oder in der indifferenten Verhaltensweise der Mehrheit ist, da fängt sie stets beim Einzelnen an.

\* \* \*

In einer Stunde des Schmökerns fällt mir der Gedichtband: "Behaal meeck liew" des Saarländers Ernst Thrasolt (Joseph Matthias Tressel) in die Hände und möchte Erinnerungen, die ich längst vergessen wähnte, wieder verlebendigen. Vierzig Jahre zählte der zum Berliner gewordene Priesterdichter, als der erste Weltkrieg ausklang und der heimgekehrte Frontkämpfer auf literarischen Feldern andere Schlachten zu lie-

fern unternahm. Durch seine Teilnahme an sämtlichen Revolutionen, die in der Dichtung stattfanden, wurde er zum Miterneuerer der religiösen Lyrik. Nebenbei gefiel ihm der innere Heimgang in die Regionen seines leiblichen und sprachlichen Ursprungs, wo er das besänftigende Refugium für seine physischen und metaphysischen Beunruhigungen fand. Vor den expressionistischen Aufschreien seiner Zeit- und Sprachgenossen in der Reichshauptstadt floh er zeitweilig in die lieben alten Mutterlaute seiner Kindertage. So entstand in den zwanziger Jahren die Gedichtsammlung: "Behaal mee ch liev". Ich blätterte das Werkchen an und fühle mich nach einer Weile gefesselt vom "Sterwe-sprooch", der gleichzeitig anheimelt und befremdet, fasziniert und herausfordert, obschon er vollendet im Gefühlsausdruck und dennoch perfektibel in der Form zu sein scheint, wenn ich die Verse undeklamatorisch vor mich hinflüstere:

"O Här, eech senn unn meinem Enn!  
Wat soll eech soan, wenn doo wiirst froan?  
Sieh her op mein zerschaaften Hänn:  
Sou geng eech emm mett deinen Doan!

Un sieh, wie schien die Aehren stoan,  
Sieh den Stall, den koam dat Vieh mie hält,  
Un sieh die Bäm, wie se all troan:  
Sou geng eech emm mett deinem Feld!

Froa emm Dorf, ob eech nett jiddem goud gedoan,  
Ob eech änem wieh doad op der Welt,  
Un enn der Kirch kann dir dat nau Kreez soan:  
Sou geng eech emm mett deinem Geld.

Un sieh mein Kenner, siwwen unn der Zall,  
Fleessig un stärk un fromm un goud  
Un senn vir beim Gouden iwverall:  
Sou hielt eech deen Bloud un meen Bloud".

Plötzlich bin ich einem Spiel ergeben, das die tonlich vorherrschenden Fremdklänge in den vertrauter wirkenden Eigenheimatlauten einzubürgern unternimmt. Das gewinnt dann langsam ein anderes, aber ähnlich bleibendes Wortgesicht an:

”O Här, ech sin u mengem Enn!  
Wat soll ech soen, däes du mech froen?  
Kuck hier op meng zerschafften Hänn:  
Sou gung ech ëm mat dengen Doen!

A kuck sou schéin déi Éige stoen,  
Kuck an de Stall, deen d’Véi käum hält,  
A kuck déi Bäm, wéi all se droen:  
Sou gung ech ëm mat dengem Feld!

Fro no am Duerf, op ech net Alle gutt gedoen,  
Op ech engem wéi dout op der Welt,  
An an der Kiirch kann dir dat Neikräiz soen:  
Sou gung ech ëm mat dengem Geld.

A kuck meng Kanner, siwen un der Zuel,  
Fläisseg, a staerk a fruem a gudd  
A si viir beim Gudden iwerall:  
So houl ech un däi Bludd mäi Bludd.“

Vermöchte ein solches Gebilde nicht ohne weiteres heimisch zu werden in der luxemburgischen Lyrik, um darin einen Vorzugsplatz zu belegen? Es gibt in unserer Literaturgeschichte nur wenige Stücke, die sich in der Schlichtheit ihrer Empfindung und in der Innigkeit ihres Gottvertrauens diesem Sterbespruch anschwistern dürften.

\* \* \*

Wat mer schwätzen a schreiwen, as nët e Sproochentiirtich vun däitsch, franséisch a lëtzebuerger Hämechtstéin, o nän, et as eppes apaartes a senge Wierder, déi nach no Gromperenzopp a Muerjesstärzele schmaachen, esou wéi se nach richen no Uuchtebrännes a Summerhä – an derhanner liichten ëmmerzou d’Schmunzelaen vum Dicks a vum Rodange, an déi kä Preiss eran ze kucke wääss.

Nët jidder Däitschen as e Preiss, well d’Preisen an Däitschland sin eng Sonnerzuucht vun Typen, déi nach ëmmer mengen, si wieren d’Wuurtdréier vun aiser Härrgott an zoudeem seng drëtt Hand, bestëmmt, déi friem Natiounen



no hierem Ha- a Fuppsproch zu féieren: "Däitschland iwer alles!"

Mir Lëtzebuenger erkennen de Preiss un der Félixgkät, sech selwer ze bereimen, e géif aist Soen an aist Rieden – "das ja seine Deutschsprachigkeit nicht verleugnen kann" – absolut verstouen, wann en dräimol iwer ais Gränz geläuschtert hätt. Seng Bretzegkät hun ech nach ëmmer duurch mäin Test-saz ëm d'Wuurt bruecht:

Wéi en der esou e Stegger foffzing gepoutzt hat an an de Sout koum, du huet s'ëm mat der Bitznol den Dokes gekëdelt a gejäut: Do hues d'et, du gepiirpelten Dräsert, kill der dai Sëtzert elo am Dimmelchen af!

\* \* \*

Mes premiers vers, datant de 1924, furent publiquement admirés un an plus tard, lors d'une fête scolaire à l'Athénée. Ils s'efforçaient encore d'imiter, en parlant du barrage en perspective de l'Our, le pathétique hugolien et le tragique lamartinien. Après ma déclamation, un condisciple vint me féliciter à la manière de Tristan Bernard:

«Inégalable, mon cher! Changer en larmes de vieilles filles, par le plus simple des procédés lyriques, tant d'eau accumulée, quel exploit!»

Ma réplique ne se fit qu'un demi-siècle plus tard – qu'on me pardonne mon esprit d'escalier! – par le truchement d'une métaphore:

Assis dans la belle voiture, qu'on appelle Progrès, et regardant dans le rétroviseur, j'aperçus l'Histoire en marche, faisant et défaisant l'Homme en mouvement. Elle me permit de voir mes prochains, comme moi-même, dévêtus de tout artifice, renonçant à toute grandiloquence, réduits à l'état de la simplicité et de la modestie de l'être naturellement sain, n'ayant pas honte de ses besoins satisfaits et apprenant que les nouveautés ne sont pas toujours assombrissantes, puisque l'immensité des gouttes d'eau retenues par le barrage du Temps, au lieu de se changer en larmes de vieilles filles sensi-

bles, se transforment en énergie kilowattable, éclairant, réchauffant et créant une atmosphère de bien-être que le Ciel ni ne détruira ni ne niera.

\* \* \*

La morsure d'un chien enragé est mortelle.

«Il suffit d'une injection immunisatrice pour enrayer le mal. Ma piqûre, c'est le silence du mépris».

\* \* \*

Je dis, je répète et je rerépéterai que les Luxembourgeois, qu'ils soient catholiques ou marxistes, ne connaissent pas la doctrine sociale de l'Eglise, bien qu'elle puisse se résumer en trois phrases:

La famille est la cellule fondamentale de l'Etat. L'Etat existe pour la défense de cette base vivante. La famille a besoin de propriété pour être sainement libre. Le plus grand mal, fait par la Société, réside dans l'accumulation des biens dans quelques mains, alors que le Bien public est fondé sur la distribution la plus large des propriétés nationales.

Malheureusement, les catholiques se laissent faire, les propriétaires se laissent dépouiller, les commerçants se laissent dévorer par les Octopus-Grands Magasins et les libéraux capitalistes et agnostiques se frottent les mains, en remplissant leurs portefeuilles et en vidant les églises, en même temps.

\* \* \*

Combien de fois me suis-je posé la question: Pourquoi Charles Péguy et Charles Maurras, assis si longtemps sur le seuil de l'Eglise, invitant les passagers à y entrer, n'ont-ils pas fait le pas décisif pour aller dire, en personne, leur Bonjour au Christ, présent dans le tabernacle?

Je viens d'avoir la réponse, en lisant Gilbert Keith Chesterton qui, pendant une trentaine d'années, s'est trouvé dans la même situation. A un interrogateur curieux il répondit:

«Il n'appartenait pas à Chesterton d'en décider; c'était l'affaire de Dieu!»

\* \* \*

Il n'y a pire superstition que celle de la démocratie égalitaire, faisant de tout citoyen un roi et de toute idiotie un programme électoral.

\* \* \*

Ils sont assez nombreux, les souffre-douleurs qui vous affrontent en disant: «Vous m'avez blessé dans le cœur et dans l'honneur».

Et ce n'est que leur vanité qui saigne.

\* \* \*

Soit, qu'ils aient les bons mots, pourvu que nous ayons le bon esprit!

\* \* \*

On peut être inférieur aux talents d'un prochain et aux connaissances que celui-ci dit et croit énormes, tout en lui étant supérieur par la vérité des doctrines qu'on confesse. L'autre ne jure, ne pense, ne parle et ne raisonne que sur le plan, assez bas, de ses préjugés de corps et de parti, alors qu'on s'élève soi-même bien au-dessus de tout parti-pris et de toute préconception.

\* \* \*

J'aime raconter l'histoire d'un tout petit chien, d'un chien du pays, fait à la mesure de la patrie – pour autant qu'on puisse parler d'un chien par rapport à la patrie. Il n'était pas joli, le petit chien, il était plutôt le contraire, bien qu'il eût cet air candide qui appelle la sympathie.

Pour petit qu'il fût, le cher animal, il aimait les mollets, surtout ceux des hommes bien mis et des dames bien stylées. Il

ne fit pas de différence entre le masculin et le féminin à attraper, il ne vit que les mollets, auxquels il s'attaqua, en grognant, et auxquels il essaya, de cas en cas, ses crocs mignons, mignards. En le faisant, il ne répondit qu'à un besoin de sa nature de bête, ce qui est pardonnable. La constatation du fait n'altère en rien son état d'animal: bête il était et bête il restait. Jamais il ne fut possible à un homme sensé de l'identifier avec ses victimes, auxquelles il s'accrocha, en les mordant. Il était et restait tellement bête qu'il se fit magistralement étriller à chaque reprise, il cria pitoyablement, il mordit, il fut malmené, il piailla, il clabauda, il protesta, mais ne démordit pas; en un mot: il fut bête, le petit chien tellement bête et tellement attachant qu'on finit par l'adopter dans la vie de tous les jours.

\* \* \*

Quand, en 1854, Alexandre Dumas lança son journal littéraire: «Le Mousquetaire», ses amis lui déconseillèrent l'aventure publicitaire sous prétexte qu'il divulguerait des choses qu'il vaudrait mieux cacher. A cela l'auteur répondit:

«A mon opinion rien ne devrait être caché. Le bon devrait être connu et applaudi, le mauvais connu et attaqué».

Les amis protestèrent:

«Mais vous n'attaquerez pas seulement des événements et des faits, vous attaquerez aussi des hommes».

Placidement Dumas répliqua:

«Les hommes sont les pères des faits, et les pères sont responsables de leurs enfants».

\* \* \*

Les égoïsmes éloignent de la Cité du Christ, la charité nous y intègre. A pauvreté matérielle correspond assez souvent richesse spirituelle.

Il faut quand-même distinguer entre l'Eglise des Pauvres – qui a toujours existé – et celle qui paupérise les âmes, les cœurs et les esprits, telle que trop de prêtres la veulent aujourd'hui.

\* \* \*

Oui, il faut qu'on se rappelle, le plus souvent possible, les milliers de sourds-muets, les innombrables lépreux, les milliards d'orphelins, de vieillards, de malades, d'estropiés, encomrant la route des siècles, les mendiants loqueteux, tendant la main vers les bonnes sœurs, les prêtres, les missionnaires, toute la phalange de ceux qui, comme Saint Vincent, ont soulagé la misère, alors que d'autres, millionnaires et milliardaires, faisaient des discours et préparaient les révolutions contre les dépositaires de la Charité.

\* \* \*

Combien de Vagabonds de la Charité se plaisent encore à mettre en honneur, comme il se devrait, Sa Majesté le Pauvre, tel que Léon Bloy l'a vu.

\* \* \*

Quand Teilhard de Chardin publiait son «Phénomène humain», il ne voulait être ni philosophe, ni théologien, mais homme scientifique, tout simplement. Les critiques, cependant, et les laudateurs qui venaient l'expliquer faisaient de lui le plus grand des philosophes et le plus profond des théologiens modernes. D'où une suite ininterrompue de quiproquos d'autant plus condamnables que l'auteur lui-même, en cours de route, oubliait ce qu'il avait voulu être, afin de se faire prophète et de répandre un messianisme bien obnubilant.

\* \* \*

Un socialiste, signant C.C. (criticus castigans ou canard cavernicole?) me trouve extraordinaire:

«A lire Gregor Stein on délire».

Ce qui peut signifier que je sais transférer mes états d'âme dans mes lecteurs ou bien que je suis à même de faire délirer ceux qui me contactent.

Cependant, je n'ai pas ces prétentions-là. Je n'ai pas cessé de mettre en garde les caractères instables et labiles, en les invitant à m'éviter et à éviter l'inspiration, ce délire sacré du poète, porteur et diffuseur de sentiments d'amour et de joie comme de sainte colère. Ni les enthousiasmes, ni les sensations violentes ne conviennent à tout le monde. Les esprits faibles, sujets à faillir, devraient s'abstenir de frayer trop avec les forts et les stables.

\* \* \*

Si vous désirez que je reprenne le jeu de mes orgues, je suis prêt à le faire, d'autant plus que je vous vois en forme, déjà, d'assumer, à tour de rôle, la charge de souffleur.

\* \* \*

Ce que Kierkegaard, dans son «Journal», avait dit de la presse, on pourrait l'appliquer aujourd'hui à l'Eglise progressisto-marxiste:

«S'il fallait mettre un écriteau, semblable à celui des trafiquants, il devrait porter cette inscription: Ici les hommes sont démoralisés dans le plus bref délai, à la plus grande mesure et aux prix les plus bas».

\* \* \*

L'homme de génie peut être unique, et donc solitaire, de trois manières: en s'isolant par la force de sa volonté; en développant les prédispositions de sa nature, bien malgré soi; en voulant se distinguer par une activation excessive de ses facultés innées.

Pendant soixante-quinze ans j'ai médité, j'ai inventé, j'ai réinventé, pour les écrire plus tard, plus de cent millions de mots que je me suis efforcé de remplir, goutte par goutte, de mon être physique, intellectuel, spirituel et moral, sans jamais y arriver tout à fait. Et quelques excellents amis, pleins de bonne volonté, de courage et de sagesse, ont voulu réaliser l'impossible, en aboutant, à l'occasion d'un anniversaire, un million de vocables seulement, pêchés au hasard de leurs plumes et de leur sympathie. Non, je ne m'y retrouve pas. Ou plutôt: je m'y trouve bien émietté.

\* \* \*

Il ne suffit pas d'avoir rencontré Jésus hier. Mon cœur, mon âme et mon esprit ont besoin de justice et de vérité encore aujourd'hui; et j'en aurai besoin encore ce soir, demain et après-demain. Et toi, mon frère?

\* \* \*

Votre idée à vous, presque votre idiosyncrasie, c'est le monopole auquel nous oserions prétendre dans le domaine de la religion et des vérités philosophiques. Mais là, nous avons vraiment un monopole, incontesté depuis que le christianisme existe: celui du sang et de la morve, – du sang versé par nos coreligionnaires persécutés à travers tous les pays et tous les siècles, et de la morve répandue par vos «coreligionnaires» sur nos corps et nos crédos également bafoués.

\* \* \*

Depuis longtemps j'ai pris plaisir – un plaisir peut-être malin – à me faire le spectateur amusé des comportements individuels, manifestés lors de nos réunions officielles. Tel Ministre se plaît à faire des croquis, en écoutant; tel autre aime à balancer sa plume, alors que son voisin, infatigable fumeur de cigarettes, admire la montée changeante des nuages grisâtres qu'il crée.

Un Anglais a cru voir en eux des philosophes, s'imaginant que ces gestes et ces attitudes pourraient les aider à bien penser, alors qu'il serait manifeste que trop souvent cela les aiderait à ne pas penser du tout.

Pour ma part, j'aime à voir en eux des scientifiques, des techniciens de la politique ou des artistes dans le domaine de l'analyse événementielle. Quand du regard ils suivent les voies montantes de la fumée, les traits et les courbes d'un dessin impénétrable ou les mouvements élégants de leurs doigts, ils le font avec des yeux beaucoup plus éclairés pour la pénétration des problèmes qui les préoccupent. Voilà pourquoi ils sont à même d'entrevoir des solutions inespérées, soit écrites en symboles dans les petites figures grises, soit inscrites dans les produits de leurs stylos agiles.

Pendant la séance matinale j'ai eu beaucoup de satisfactions, en observant la multitude de ces jeux marginaux et en évaluant l'importance au poids des résultats obtenus sur le plan des débats. Il me semble être naturel, par conséquent, de négliger, pour une fois, la stricte observance de la règle qui veut que nous nous attachions, corps et esprit, aux points de notre programme de séance, afin de nous féliciter de nos succès arrachés, physiquement et spirituellement, à nos activités auxiliaires.

\* \* \*

Il s'est fait grand casseur d'idéettes, comme il se ferait grand casseur d'œufs de merle. Dans un cas comme dans l'autre, il arrive immanquablement à la même omelette, l'une matérielle et l'autre immatérielle.

\* \* \*

Les désinformateurs professionnels, taiseurs de l'essentiel, qui est la Vérité, sont dirigés à partir d'une centrale rouge, où règne en maître absolu le papuschka d'une presse mondiale aussi bête que vénale et corrompue, qu'elle soit écrite ou parlée.



Pourquoi Charles Maurras, le défenseur de l'Église catholique, le grand défenseur de la foi, selon le mot d'un pape, est-il resté agnostique, au seuil même de la Maison de Dieu? Peut-être parce que trop tôt, à l'âge de quatorze ans, il a buté contre le mal, fait à sa personne? Sa surdité subite avait pour conséquence l'annihilation de tous ses rêves de jeunesse: il ne pouvait plus devenir capitaine sur mer.

N'aurait-il pas fini, vers la fin de sa vie, alors que le mal le plus atroce, le plus immérité l'eût assailli et amené en prison pour le projeter dans l'indignité nationale, par reconnaître que Dieu avait eu besoin de lui, afin d'en faire le dialecticien le plus admiré de la France, appelée, rappelée à se sauver de ses propres forces spirituelles?

\* \* \*

«Quel est votre âge, Monsieur?»

«Mon âge? Je n'en ai pas encore. Certes, je suis moins jeune qu'hier, mais jeune quand-même et jeune je resterai — de moins en moins.»

\* \* \*

On parle beaucoup, on parle beaucoup trop de la déchéance du parlementarisme: il y a deux erreurs terribles dans cette affirmation. D'abord, le parlementarisme est, par définition, le régime parlementaire en voie de pourrir. Ensuite, ce n'est pas le régime qui serait en état de déchéance, ce sont les parlementaires qui s'érigent en maîtres incontestés des ratatouilles politiques.

\* \* \*

Vous vous exténuez, Monsieur le Socialiste, à faire entrer deux pieds d'apparence gauche dans une bottine normalement gauche et à faire ensuite des pas de génie dans le domaine de la politique, en sautillant et sans faire attention au nez à casser.

Que votre jalousie, Madame la Libérale, ne se gonfle pas trop, car vous faites la même chose, à quelques petites différences près: vous forcez les deux pieds apparemment gauches dans une bottine normalement et franchement droite et votre souci est de remplacer le pas de génie du socialiste par un pas de géante, tout en caracolant. Nous sommes là à vous attendre, à vous ramasser et à vous mettre à votre place.

\* \* \*

Toujours vous regardez de notre côté quand vous faites valoir vos qualités par rapport à celles des derniers pompiers de ce monde qui prétend marcher en avant. Mais là, il faut voir ce que vous comparez.

Si vous dites: Nous nous valons, pour le moins, vous ne savez pas ce que vous mettez en parallèles. Vous confondez, tout simplement, les bases à comparer. Un porte-parole du «libéralisme avancé» ou du «socialisme révolutionnaire» n'est pas à évaluer par rapport à un catholique convaincu, pratiquant pleinement sa foi. Il y a là deux plans bien précis et bien différents: le physique et le métaphysique, le matériel et l'immatériel. Au premier, matière est comparable à matière, la plus grosse l'emportant temporairement, si vous voulez – toute beauté, par laquelle vous entendez distancer votre opposé, mise à part. Ce qui importe, c'est l'autre, le métaphysique, où vous avez bien mauvaise mine. Car, moralement, vous êtes dans les cloaques de la civilisation, dite permissive; spirituellement vous voguez vers le néant, et intellectuellement vous allez noyer dans l'imbécillité vos actes modelés sur vos idées. Dans ces trois domaines nous sommes, par la force de nos engagements, à un niveau éminemment supérieur. Dans cette sphère même les individus peuvent se distinguer entre eux, alors que chez vous ils vont se rejoindre sur les mêmes bases, dans les mêmes régions basses de la décadence et de la dégénérescence.

\* \* \*

Je fus frappé, ce matin du 16 février 1987, à la lecture du chapitre 4, 1-15 de la Genèse:

«Quid fecisti? Vox sanguinis fratris tui clamat ad me de terra».

«Qu'as-tu fait? Le sang de ton frère crie vers moi de la terre».

Ce fut comme un choc, ébranlant en même temps l'âme, l'esprit et le cœur; car en un clin d'œil j'eus la vision très nette des frères humains assassinés en cette seconde dans tous les coins de l'univers: dans les airs, sur les eaux et au sol, par d'innombrables fratricides, portant tout à coup le signe indélébile du sicaire maudit. Pendant toute la journée j'eus l'impérieux besoin de fermer les yeux, tant physiques que métaphysiques, de peur de voir apparaître quelques-uns de ces stigmatisés à rebours. Le pire, toutefois, m'arriva le lendemain, quand j'eus à constater que l'immensité de ces crimes commis simultanément s'était estompée dans mes souvenirs. Et ce fut la seconde commotion au sujet de la même hantise: en mettant au rancart de la mémoire, sans le vouloir, toutes les innocentes victimes de la criminalité néohumanitaire, je commençai à me sentir déjà le complice de tous ces forfaits, eussent-ils été onymes ou anonymes.

# Index

	Page
<b>Ad laudem:</b>	
Tes Mains .....	5
<b>Praefatio:</b>	
Zur Genese eines Titels .....	7
<b>Poetica, Politica, Philosophica, Theologica:</b>	
Das Neue Spiel vom heiligen Willibrord .....	19
Eine nicht kanonisierte Heilige .....	67
Saint Benoît, grand patron de l'Europe .....	75
<b>Litterae:</b>	
Luxemburgs Rang in der internationalen Tierdichtung .....	83
Zur Lyrik der Gegenwart .....	97
Gedichte .....	128
<b>Viri patriae paraeclari:</b>	
Emile Reuter .....	139
Joseph Bech anecdotier .....	151
Nicolas Margue .....	159
Pierre Dupong .....	167
Pierre Frieden .....	195
<b>Scripta dilata:</b>	
De Gaulle non-conformiste .....	219
De Versen- an de Friddensriichter Dicks .....	223
J.R. von Salis und die heutige Jugend .....	226
	325

Den Hary Godefroid an d'lëtzebuerger	
Sektioun vu "Konscht a Literatur" .....	231
Fest steht Mrs. Parkington .....	238
Le Message de Claire Ferschaud .....	241
Vom Sichtsinn des Malers .....	249
Intermèdes picturaux .....	256
"Ja, was wörteln Sie denn da zusammen?" .....	260
"Confrérie" et "Consœurie" .....	263
Adieux à un pays d'amour .....	266
Wunder über Wunder .....	269
Désembourbons! .....	271
Schöpferischer Lenz in Luxemburg .....	272
"Les Diaboliques" .....	282
Verdammt zum Abenteuer .....	285

#### Dicta acuta:

Tags und nachts vermerkt .....	299
Index .....	325
Opera auctoris .....	327

## Die Werke von Pierre Grégoire / Gregor Stein

- Das "Luxemburger Wort". Die Geschichte einer Zeitung in  
der Geschichte eines Volkes.
- Pius XII. Der Friedensfürst im Vatikan.
- Der Spötter und sein Schattenbild.
- Die Cäsur der Entscheidung.
- Rot sind die Reiter der Apokalypse.
- Die Rettung des Präsidenten. Roman.
- Die Unrettbaren. Roman.
- Kinder der Angst sind wir Alle. Roman.
- Turris Justitiae. Erzählungen.
- Kommt Zeit, kommt Tod. Erzählung.
- ... zu bekennen Geist und Herz. Meditationen und Gedichte.
- Kleine Spiele um den großen Spieler. Schauspiele und Dialoge.
- Zur Literaturgeschichte Luxemburgs.
- Drucker, Gazettisten und Zensoren (5 Bände).
- Pädagogen-Profile.
- Schriftleiter-Silhouetten.
- Mein Buch der tausend Sprüche.
- Das "Yolanda"-Epos.
- Humanisten um Janus Coricius.
- Kaiser Karl IV.
- Vom Schweden- bis zum Klöppelkriege.
- Luxemburgs Kulturentfaltung im 19. Jahrhundert.
- Le Baiser d'Europe.
- Lettres en l'air.
- Prière du Crépuscule.
- Invocations méridiennes.
- Betzdorf, idylle royale.
- Vie et Carrière de Pierre Dupong, Ministre d'Etat.
- Übersetzer- und Mitschöpfertum. Peter Wust und seine fran-  
zösische Interpretin.
- Der luxemburgische Maler Edmond Goergen.
- Europäische Suite. Roman in drei Teilen.
- Die Geschichte der Filmkunst (in den Anfängen).
- Europa zwischen Angst und Hoffnung.
- Der Übergang des Abendlandes.
- Zweiunddreißig Anekdoten.
- Über unser Verhältnis zu den Tugenden.
- Der Fall Jacques Meyers. Eine Ehrenrettung.
- Kleines Vorspiel zum Kazett. u.a.m.